Mus. E
375 E -2 Wagenseil

MSB

<36621582220015

<36621582220015

Bayer. Staatsbibliothek

Unterhaltungsbuch

für Freunde der

Geschichte und Literatur

herausgegeben

von

C. J. Wagenseil

königl. bayr. quiesc. Regierungsrath, der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München und des histor. Vereins des Ober-Donaukreises zu Augsburg Mitgliede.

Zweiter Band.

Nürnberg,

Druck und Verlag von Friedrich Campe.

1838.

Wd.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der unsterblichen

Georgia Augusta

zu Göttingen

zum

Andenken ihrer ersten hundertjährigen

Jubelfeier

den 17. September 1837

dankbarst geweiht

von

ihrem vormaligen Zöglinge

dem Verfasser.

Inhalt des zweiten Bandes.

I. Historischer Theil.

Kleine Chronik von Augsburg, vom Anfang der Stadt bis auf das Jahr 1806 3
Schreckliches Schicksal der Stadt Kempten im siebenzehnten Jahrhundert 85
Wurst wider Wurst.......................... 87
Vorgethan und Nachbedacht rc..................... 89
Historische Bruchstücke mit zeitgemäßen Randglossen 91
Beispiel einer großen Intoleranz 142
Ein Vade Mecum, kirchen- und religionsgeschichtlichen Inhalts 164
Zur Geschichte der städtischen Theater.......... 185

II. Literarischer Theil.

Von Gelehrten, deren Väter Geistliche waren .. 199
Merkwürdige Schicksale eines Göttinger Studenten 223
Würdigung des Verdienstes nach dem Tode 226
Wirkungen von Recensionen auf manche Schriftsteller 230
Auszüge aus dem Briefwechsel einiger neuern Gelehrten 237
Nachtrag zum Artikel von Dedikationen 269
Beitrag zur Literatur der Politik............... 277

Wie man noch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts Liebesbriefe schrieb 282
Auszeichnung der Zahl Neun 285
Aus dem literarischen Anekdotenkasten 300

III. Zugabe.

Zweite Probe aus der Lebens- und Bildungsgeschichte eines seit mehr als fünfzig Jahren nicht unbekannten Schriftstellers 315

I.

Historischer Theil.

I.

Kleine Chronik der Stadt Augsburg.

Einige rohe Horden desjenigen Völkerstammes, der sich Vindelicier nannte, waren es, die längst vor Christi Geburt am Zusammenströmen des Lech- und Wertachflusses einzelne Hütten erbauten, aus denen nach und nach das heutige Augsburg entstanden ist. Es soll später Vindelica, nach Einführung einer römischen Kolonie aber durch Drusus Augusta Vindelicorum — deutsch «Augustus-Burg» geheißen, endlich den Namen Augsburg und die Vorrechte einer römischen Municipalstadt erhalten haben. Die nachfolgenden Einfälle fremder barbarischer Völker schadeten dem Glanz dieser ganz nach Rom gemodelten Stadt und es bedurfte lange Zeit, bis derselbe sich wieder einfand. — Die ersten Bewohner waren Heiden, erst im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt (302) wurde das Christenthum in dieser Gegend aus Gelegenheit der Hinrichtung der heiligen Afra, welche

der Bischof Narcissus bekehrt hatte, bekannt, unter dem Kaiser Konstantin aber (im 4ten Jahrhundert) förmlich eingeführt. Nach abermals hundert Jahren bauten neue Ankömmlinge die während der großen Völkerwanderung verwüstete Stadt aus den Trümmern der alten, um sich vor neu anstürmenden Horden einigermaßen in Sicherheit zu setzen.

Am Ende des sechsten Jahrhunderts starb der erste von dem fränkischen Könige Klotar I. eingesetzte Bischof von Augsburg, Sosimus, der diese Stelle achtzehn Jahre verwaltet hatte. — Karl der Große gab der Stadt verschiedene Privilegien (800), wodurch sich ihr Ansehen immer mehr hob und das in derselben bestehende Bißthum erhielt unter seinem Vorsteher Simpert von 778 bis 800 einen bedeutenden Zuwachs dieß= und jenseits des Lechs, die Domkirche aber war damals noch sehr klein und unbedeutend. Die Geschichte rühmt von diesem Bischof, er habe dem durch die vielen Kriege eingerissenen großen Sittenverderbnisse nicht wenig gesteuert, vielerlei Unordnungen abgestellt, den etwas nachgelassenen religiösen Eifer der Geistlichkeit wieder neu belebt und sie zu genauer Erfüllung ihrer Pflichten mit Ernst und Strenge angehalten.

Unter Kaiser Otto I. (936) lebte Augsburgs berühmter Bischof Ulrich, der zwanzig Jahre nach seinem Tode (962) unter die Heiligen versetzt wurde. Als die Ungarn im Jahr 955 mit Heeresmacht vor Augsburg erschienen und das damals noch außerhalb der Stadt gelegene Kirchlein zu St. Afra verbrannten, zog er mit dem Kaiser in Person in die Schlacht auf dem Lechfelde, um demselben mit Volk und Gebet beizustehen. Er stiftete das Spital zum h. Kreuz, baute die St. Afrakirche wieder auf und wählte sie zu seiner eigenen Grabstätte; auch die Kirche St. Johannis des Täufers auf dem Fronhof am Dom dankt man ihm, desgleichen das Kloster zu St. Stephan.

Die Domkirche brannte gegen Ende des 10ten Jahrhunderts (994) entweder ab, oder wurde auf eine andere Art zerstört, aber sie stieg durch die Freigebigkeit der Wittwe Otto's des Ersten prächtiger aus ihren Ruinen und wurde in der Folge beträchtlich erweitert. — Unter den Ottonen war Augsburg schon ein sehr beträchtlicher Ort, hatte eine kaiserliche Burg und oft versammelten sich schon damals in ihr die deutschen Reichsstände. Unter Otto III. herrschte hier eine große Hungersnoth und ihr folgten, wie gewöhnlich, ansteckende und tödtende Seuchen. Der Bischof Bruno,

Bruder des Kaisers Heinrichs II. erweiterte das Chor im Dom, baute die Kirche zu St. Moritz, errichtete das dortige Kollegialstift und unter ihm wurde nicht nur das St. Afra Stift ein förmliches Benediktinerkloster, sondern das Hochstift ward in ein Fürstenthum verwandelt, folglich der bisherige Bischof in einen Fürst-Bischof. Es erhielt die Jagdgerechtigkeit und mehrere Zölle, viele Güter und Vorrechte, wodurch aber die Bischöfe immer mächtiger und dem Ansehen der Stadt nachtheiliger wurden (1029). Bischof Heinrich II. ließ die Kreuzgänge bei der Domkirche erbauen, auch die Residenz oder Pfalz, und machte der Kirche viele Schenkungen. Sonst aber strebte er strenge nach der Herrschaft über die Stadt, obwohl der Kaiser Heinrich III. (1052) alle bereits besitzenden Freiheiten bestätigt und sich der Bürgerschaft väterlich angenommen hatte. Kaum war der Kaiser todt, so schmeichelte der Bischof dem jungen Heinrich IV. den Wildbann über einige Förste ab (1059); auch bestätigte der letztere der Kirche der h. Maria und der des h. Ulrich ihr längst hergebrachtes Münzrecht und schenkte ihnen mehrere nicht unbeträchtliche Güter. In dieser unruhigen Zeit hatte wenig gefehlt, Bischof Heinrich wäre wirklicher Herr von Augsburg

geworden, aber glücklicherweise zerriß der Tod seinen Plan.

Unter dem Bischof Embriko (1057) wurde die Kirche von St. Peter und Felizitas auf dem Perlach gebaut und in der Folge zu einem Kanonikatstift erhoben. Die Erbauung des anstoßenden Perlachthurms fällt in das Jahr 1066. — Vieles Unglück erlebte Augsburg unter Heinrichs IV. Gegenkaisern und durch die streitige Bischofswahl Siegfrieds II. und Wigolds (1080). Der letztere und sein Freund der Herzog Welf von Bayern rächten sich bitter an der Stadt, denn sie überfielen und ließen sie dergestalt ausplündern, daß den Einwohnern nichts übrig blieb, als ein elendes Leben. Viele Bürger wurden ermordet, Kirchen und Stifter zerstört und die Stadtmauern an vielen Stellen niedergerissen. Noch trauriger ging es einige Jahre später (1088) zu, denn Herzog Welf erschien abermals, ließ in einer dunkeln Nacht durch seine Leute die Mauern ersteigen, die Häuser theils plündern, theils anzünden, die städtischen Privilegien und andere wichtige Papiere wegnehmen und verbrennen, den Bischof Siegfried wegführen und nach Ravensburg in einen Kerker bringen, worin er zwei Jahre lang schmachten mußte. Diese Mißhandlungen gaben Anlaß,

daß auf dem nächsten Reichstage zu Regensburg (1090) eine Verordnung gemacht wurde, wie weit sich die bischöflichen Befugnisse in der Stadt künftig erstrecken und was der Rath und die Bürgerschaft, auch der Land- und Stadtvogt, für eine Gerichtsbarkeit haben sollten.

Zwölf Jahre nach diesen traurigen Vorfällen (1102) entstand zu Augsburg eine Hungersnoth, es brannte die Vorstadt sammt der Peterskirche ab und beinahe wäre noch ein förmlicher Bauernkrieg über die Predigten zweier Geistlichen, deren einer den Kaiser Heinrich IV. gegen den Papst Gregor VII. in Schutz nahm, der andere aber die Parthei des Papstes ergriff, ausgebrochen; doch wurde es noch glücklich abgewendet. Das war jedoch nur für den Augenblick, denn als der Kaiser Lothar (1132) nach wenigen Jahren in Augsburg eintraf, brach ein neuer Sturm los. Der Bischof von Aix, päpstlicher Nuntius, wurde bei seiner Durchreise durch die Stadt von einigen unvorsichtigen Bürgern beleidigt und man plünderte sogar seine Bagage, worüber natürlich Beschwerden entstanden. Außerdem brach zwischen einigen Käufern und Verkäufern in der Vorstadt eine Unruhe aus, bei welcher Gelegenheit einige kaiserliche Bediente mit hineingezogen wurden. Man schlug

Sturm und alles griff zu den Waffen. Das Getümmel kam zu den Ohren des Kaisers, und dieser, der den Bischof von Augsburg im Verdacht hatte, als sey die Sache durch ihn angesponnen, ließ sogleich Soldaten ausrücken und Priester und Laien zusammen hauen. Der Bischof kroch auf Händen und Füßen in die Domkirche, um sich hinter einem Altar zu verstecken, indessen in der Stadt Häuser angezündet, Kapellen durch mannigfaltigen Muthwillen entheiligt, Klöster erbrochen, Mönche verjagt und Nonnen genothzüchtigt, Bürgerweiber ebenfalls gemißbraucht und ihre Kinder vor ihren Augen getödtet wurden. Sogar Mauern und Thürme wurden zerstört und erst nachdem die Wuth drei Tage gewährt hatte, verließ der Kaiser am vierten das unglückliche Augsburg.

Wie schon mehrere Bischöfe, suchte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (1251) der Bischof Hartmann, während der Kaiser Konrad IV. eben abwesend war, die Stadt unter seine Herrschaft zu bringen. Die Bürger waren über seine Schritte dergestalt aufgebracht, daß es sogar bis zur Ergreifung der Waffen kam. Es entstand ein förmlicher blutiger Kampf zwischen ihnen und den Leuten des Bischofs am sogenannten Hammelsberge, wo die Bischöflichen geschlagen wurden. Ihr

Herr mußte einen Vergleich eingehen (1254), den er aber nicht hielt, und erst nach drei Jahren wurde durch die Vermittlung erwählter Schiedsrichter ein sogenannter «Hauptvergleich» geschlossen und durch denselben solche Punkte festgesetzt, daß die Ruhe zwischen beiden Theilen wieder hergestellt ward. Dieß geschah zu einer Zeit, zu welcher Augsburg bereits zu den angesehensten Städten von Oberdeutschland gezählt werden konnte. Es wurde so sehr gefürchtet, daß der Pfalzgraf Ludwig das benachbarte Friedberg und die dabei befindliche Burg mit neuen Mauern und Streitthürmen von gebrannten Steinen umgeben ließ. Der Bischof war aber ein unruhiger Kopf und nach des jungen Prinzen Konradins Tod versuchte er es abermals, seine Vergrößerungsplane durchzusetzen, und riß ein städtisches Vorrecht um das andere an sich, das ihm aber übel bekam, denn Herzog Ludwig von Bayern, dem die Advokatie über Augsburg versetzt war, züchtigte ihn derbe dafür (1270).

Kaum hatte Rudolph von Habsburg den deutschen Kaiserthron bestiegen, so hielt er einen Reichstag zu Augsburg (1275), gab bei dieser Gelegenheit der Bürgerschaft alle Rechte wieder, die ihr der Bischof genommen hatte, bestätigte

das sogenannte Stadtbuch (1276), das ist, eine Sammlung von Gewohnheiten, Urtheilssprüchen, Verträgen u. s. w., die damals üblich waren, und befreite ihre Güter und Häuser, die außerhalb der Stadtmauern lagen, von allen Diensten und Abgaben. — Als die Kreuzfahrer aus dem Orient mancherlei ansteckende Krankheiten mitbrachten, stiftete man das Servatius Siechenhaus (1288), wozu ein wackeres Ehepaar, Hartmann Langenmantel und seine Gattin Mechthildis, eine ansehnliche Summe geschenkt hatte, welchem mehrere Wohlthäter nachfolgten. Zu dieser Zeit befand sich bereits eine öffentliche Apotheke in der Stadt. Eben jetzt wurde auch die Allerheiligenkapelle bei St. Ulrich gebaut, die gegenwärtig dem protestantischen Gottesdienste geweihet ist.

Eine Feuersbrunst verzehrte acht Jahre später (1296) das damalige Rath- oder wie man es in der Sprache jener Zeit nannte, «Dinkhaus» ab, das während der römischen Herrschaft das Amthaus des Landpflegers gewesen war. Man baute es zwar wieder auf, aber nur von Holz. Die Juden, die sich der besondern Fürsorge des damaligen Stadtraths erfreuten und dessen Schutz genossen, indessen (1298) fast in ganz Deutschland eine harte Verfolgung über sie erging, erhielten

die Erlaubniß, sich ein eigenes Bad, deßgleichen ein Tanzhaus zu erbauen. Zur Dankbarkeit stellten sie einen Theil der Stadtmauer her, der noch jetzt «die Juden-Bastei» genannt wird. — Zu dieser Zeit wurde die Stadt von zwölf Patriziern oder «Geschlechtern» — wie man sie nannte — regiert; aber ein herrschsüchtiger Mann, Siboth Stolzhirsch, bedrohte die öffentliche Ruhe (1303), denn er hetzte den Pöbel auf, ein Zunftregiment herzustellen, wodurch er der erste an der Spitze der Regierung zu werden hoffte. Nur Klugheit und Standhaftigkeit rettete von einem bedenklichen Aufstande und dem Umsturz der städtischen Verfassung.

Im Jahr 1313 litt die Stadt Augsburg sehr empfindlich durch Pest und Hunger. Die Bäcker fingen an, einen ungeheuern Getreidewucher zu treiben und man sah sich genöthigt, die Einrichtung zu treffen, daß das Brod nach einem festgesetzten Gewicht verkauft werden sollte. Im folgenden Jahre wurde der Herzog Ludwig von Bayern auf den deutschen Kaiserthron erhoben und während seiner ganzen durch die Päpste beunruhigten Regierung hiengen ihm die Augsburger mit großer Treue an. Einige Bürger und ihre Söhne fochten sogar für ihn in der Schlacht

bei Mühldorf (1322), in welcher sein Gegner, Friedrich von Oesterreich, gefangen wurde. Ludwig befreite sie dafür, daß sie vor keinem fremden Gerichte belangt werden durften, bestätigte all ihre besitzende Freiheiten und bewilligte überdieß durch ein besonderes Privilegium, daß sie niemals verpfändet werden sollten. Weiter erhielten sie den freien Handel mit Salz und andern Waaren in Bayern, und in einer von ihm ausgestellten Urkunde (1324) kam die Stelle vor: «daß Augsburg für eine der vornehmsten Städte des Reichs angesehen und gehalten werden sollte.» So der kaiserlichen Huld sich freuend, fing Augsburg bald nach dem ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts an, sich zu vergrößern und seinen Wohlstand zu erhöhen; die Zahl der Rathsglieder stieg von zwölf auf vierundzwanzig, wovon jedes Jahr die Hälfte gegen neugewählte abtreten sollte, auch fingen die Rehlinger, Welser, Langenmantel ꝛc. bereits an, bedeutende Patrizierfamilien zu werden.

Wie Ludwig dem Bayern, so bezeugte sich nach seinem Tode die Bürgerschaft auch Karl IV. treu und gehorsam. Auch dieser Kaiser bestätigte die ältern Privilegien und verlieh mehrere neue. Unter seiner Regierung entstand die «Jakobs-Pfründe» (1348), wodurch angesehenen Bürgern,

die in unverschuldete Armuth gekommen waren, ein Zufluchts- und Unterstützungsort geöffnet wurde; aber neben dieser menschenfreundlichen Anstalt empörte ein fanatischer Eifer gegen die Juden, die theils durch den Wucher der letztern, theils durch die Verhetzungen der Geistlichkeit erhitzten Köpfe des Pöbels. Die Unglücklichen wurden in großer Anzahl unter vorausgegangener bischöflichen Sentenz — lebendig verbrannt, oder sonst umgebracht und hingerichtet. Obwohl man aber ihre Häuser und Güter einzog, so war das doch ohne Nutzen, denn der Kaiser, der sich für ihren einzigen rechtmäßigen Erben hielt, sorgte bald, daß sie an ihn herausgegeben werden mußten.

Man weiß, daß in der damaligen Periode in Deutschland das sogenannte Faustrecht herrschte und einer den andern nach Wohlgefallen befehdete, auf offener Landstraße angriff und ausplünderte. Zwar hatten Kaiser und Reich dagegen viele Schlüsse und Verordnungen erlassen, aber der Uebelstand hörte nicht auf und die reichsstädtischen Kaufleute litten dabei ungemein viel. Dies bewog (1356) die Magistrate zu Augsburg, Ulm, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren ꝛc. mit kaiserlicher Bewilligung ein Bündniß zu schließen, um sich gegen den räuberischen Adel nöthigenfalls vertheidigen zu

können. Zu den Merkwürdigkeiten des Innern aber gehört, daß man vier Jahre später (1360) die erste Spur einer öffentlichen Armenanstalt zu Augsburg findet, denn Ulrich Illsung verordnete, daß die Zinse eines gewissen Kapitals durch das städtische Bauamt im Salzstadel unter die Armen ausgetheilt werden sollten.

Vom Jahr 1254 bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte die Zahl der Handwerker ungemein zugenommen. Nicht nur die gewöhnlichen, sondern sogar Drahtzieher, Glas- und Spiegelmacher waren bereits ansässig. Die Abgabe von gewebten Leinwandstücken gehörte schon zu den ergiebigern der Stadtkasse, auch waren bereits Mühl-, Brunnen- und andere nützliche Werke in beträchtlicher Anzahl vorhanden. Eines ausgezeichneten Baumeisters, Ulrich der Reyfnach, eines Malers Wernher und anderer Künstler gedenken die Jahrbücher Augsburgs ebenfalls. Aber auch der Luxus nahm schon sehr überhand, denn auf den Tafeln wohlhabender Bürger fand man damals bereits italienische Weine, mehrere Gewürze aus Indien und leckerhafte Speisen mancher Art. Kostbare Stoffe, Metalle, Edelsteine und Perlen wurden in den bessern Familien, so wie Schnabelschuhe, Pluderhosen als nothwendig

erachtet und die Trinkstuben waren selten unbesetzt.

Seit dem Abgange der Kaiser aus dem schwäbischen Hause war Augsburg immer eine wahre freie Reichsstadt; denn wenn gleich die schwäbischen Herzoge sowohl, als die Bischöfe gerne die Oberherrschaft über dieselbe an sich gerissen hätten, so konnten sie es doch nicht durchsetzen. Die Regierung bestand aus den oben erwähnten vierundzwanzig adelichen Rathsgliedern und den zwei vorsitzenden Stadtpflegern und Niemand machte ihnen das ausschließende Recht an dieselbe streitig. Kaum empfand aber der gemeine Bürger den von Zeit zu Zeit wachsenden Wohlstand, so wollte auch er Antheil am Regiment haben und wenn es gütlich nicht geschehen konnte, sich den Weg dazu mit Gewalt zu bahnen. Die Adelichen waren fein und wählten sechs Männer aus den niedrigern Ständen in den Rath, von denen sie voraussetzten, daß sie nicht viel widersprechen würden; aber eben dadurch bestärkten sie das Volk, in seinen Forderungen immer weiter zu gehen, so, daß dasselbe auf einmal in öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen und zu dem Ende ein förmliches Zunftregiment forderte. Der Adel widersetzte sich diesem Antrag (1368), das Volk gerieth darüber

in Wuth, bewaffnete sich, besetzte die vornehmsten Plätze der Stadt, und der Rath hatte keinen andern Ausweg mehr, als den Antrag anzunehmen und vor der Hand zwölf Männer aus der Gemeine (oder den Zünften) in das Kollegium aufzunehmen. Der Zünfte wurden siebenzehn und außerdem noch eine adeliche, aus welchen jede einen Zunftmeister und zwölf Zunftglieder im großen Rath haben, zwölf Adeliche und neunundzwanzig aus der Gemeine aber den innern Rath bilden sollten. Die kaiserliche Bestätigung dieser neuen Regiments=Einrichtung erfolgte erst nach verflossenen sechs Jahren (1374), mußte aber Karl IV. sehr theuer abgekauft werden. Der Bestätigungsbrief kostete sechsunddreißig tausend Gulden und noch außerdem tausend Gulden unter dem Titel «Rathsschatz.»

Das Rathhaus, welches im Jahr 1296 abbrannte und nur elend von einigen Balken und Brettern wieder hergestellt wurde, erbaute man noch vor dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts (1385) aus Steinen, und so blieb es beinahe hundert Jahre lang, ohne alle Veränderung. Die Jakober Vorstadt wurde um diese Zeit sehr erweitert; aber mörderische Kriege mit benachbarten Fürsten und Edelleuten, und ein Heer ansteckender

Krankheiten thaten der Stadt ungemein wehe; ihre Bevölkerung nahm außerordentlich — und so ihr Wohlstand überhaupt — sehr ab. Sogar eine Religionsverfolgung brach innerhalb ihrer Mauern aus (1393). Die Grundsätze, welche der Engländer Wiclif predigte, wurden auch in Augsburg bekannt und von Vielen mit Beifall aufgenommen. Der Bischof Burkard errichtete eine Inquisition und mit Hülfe des Magistrats wurden am Margarethentag des oben bemerkten Jahrs zweihundert und vierzig unglückliche Bürger, blos weil sie jenen Grundsätzen anhingen, lebendig verbrannt, ohne die geringern Strafen in Anschlag zu bringen. — Ein Aufruhr wegen eines Umgelds, das der Pöbel den Rath mit Gewalt abzuschaffen zwang (1398), oder vielmehr es selbst abschaffte und endlich eine große Feuersbrunst, durch welche der ganze Stock von der Peterskirche bis hinab zum Barfüßerkloster zu Grunde ging, endete die vielen Unglücksfälle, welche die Stadt Augsburg im vierzehnten Jahrhundert betroffen haben. Schon im zweiten Jahr des neuen Jahrhunderts (1402) grassirte die Pest und raffte eine solche Menge Menschen weg, daß die Chronikenschreiber der damaligen Zeit ihre Zahl auf viertausend sechshundert berechnen wollen. Man muß daher sich bil-

lig wundern, daß es möglich gewesen sey, gerade jetzt bei dem sogenannten rothen Thor einen Wall und Zwinger, zwei Thürme am Wertachbrucker-thor, die Gräben beim St. Georgenkloster bis zu St. Stephan über das Fischerthürlein hinaus zu erbauen und so die Stadt zu befestigen.

Sowohl durch die von Stettenschen «Briefe eines Frauenzimmers aus dem fünfzehnten Jahrhundert» (1408) (Augsburg bei Stage 1777 und mit Kupfern 1793) und ein paar Schauspiele ist die um diese Zeit vorgefallene Geschichte der Wittwe Elsbeth Rehlinger bekannter geworden, indessen kann es dem Leser nicht unangenehm seyn, sie hier ganz kurz wiederholt zu finden. Elsbeth, die Tochter eines angesehenen Bürgers, Namens Lorenz Egen zu Augsburg, hatte den Heinrich Rehlinger geheirathet, ward aber bald Wittwe. Unter andern bewarb sich auch Marquard von Schellenberg um ihre Hand und erhielt sie. An ihrem Namenstage wollte der glückliche Bräutigam seine schöne Braut heimführen auf das väterliche Schloß, als ein anderer Ritter, Kunz von Villenbach, mit Reisigen und gewappneten Knechten aus seinem Hinterhalte hervor kam, den unglücklichen Schellenberg und dessen Bruder ermordete, die Braut raubte und

mit sich nach Villenbach führte, bei welcher Gelegenheit noch viele der Hochzeitgäste in seine Gefangenschaft kamen. Hans von Königseck übernahm auf Ersuchen des Raths zu Augsburg die Rettung Elsbeths, belagerte das Schloß Villenbach, eroberte es mit Sturm und hieb Kunzen zusammen. Zum Dank wurde Elsbeth nach einiger Zeit Hansens Ehefrau.

Als der Kaiser Sigmund nach Augsburg kam (1414), bestätigte er der Stadt alle ihre Privilegien und bezeugte sich außerordentlich gnädig gegen sie. Von hier reiste er auf das bekannte Concilium zu Konstanz, auf welches auch der Rath von Augsburg Abgeordnete schickte. Nach Endigung desselben kam der Kaiser wieder, den man mit einem goldenen Pokal sammt tausend Gulden beschenkte und ihm zu Ehren einen sogenannten «Geschlechter-Tanz» veranstaltete, wobei gegen hundert adeliche Familien erschienen. Sigmund tanzte mit den anwesenden Frauen und Fräulein, steckte jeder derselben einen goldenen Ring an den Finger und söhnte die Stadt mit den Herzogen von Bayern aus, mit welchen sie wegen der Bischofswahl des Anselm Nenninger in Verdruß gerathen war, der ihr überhaupt vielerlei Verdrüßlichkeiten gemacht hatte. Außerdem schaffte

der Kaiser nicht nur einen der Bürgerschaft sehr lästigen Zoll ab, den die Marschalle von Biberbach angelegt hatten, und bestätigte das Privilegium, daß die augsburgische Landvogtei niemals weder verkauft noch versetzt werden sollte, sondern erlaubte sogar, daß die Stadt ihre Land- und Stadtvögte von nun an selber einzusetzen und zu entlassen berechtigt seyn solle. Dafür war Augsburg nicht undankbar, denn es gab dem durch die unzufriedenen Hussiten in Böhmen geängstigten Kaiser nicht nur Kriegsvölker, sondern ließ auch eine sogenannte «Ketzersteuer» erheben, deren Ertrag auf diesen Krieg verwendet werden sollte. Die jetzt nur noch wegen ihrer herrlichen Aussicht merkwürdige Bastei «Lug ins Land» dankt man auch dem Kaiser Sigmund. Er berechnete den Nutzen, den ihre Höhe in Kriegszeiten haben könnte und die folgenden Zeiten erhielten dafür einen angenehmen Vergnügungsplatz.

Ohngeachtet einer von 1432 bis 1437 geherrschten großen Getreidetheurung befand sich doch Augsburg herrlich und in Freuden. Man gab z. E. ein großes Stahlschießen, bei welchem sich hundert und vierzig fremde Schützen einfanden, Geschlechtertänze und andere Vergnügungen. Nach dieser Theurung folgten — wie gewöhnlich —

Hunger und ansteckende Seuchen, die bedeutende Auswanderungen nach sich zogen; als aber der neu erwählte Kaiser Friedrich III. (1442) einzog, da ward vollends alles Unglück vergessen. Er wurde nicht nur glänzend beschenkt, sondern sein kurzer Aufenthalt von fünf Tagen soll überdieß eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe gekostet haben.

Was man erst in neuern Zeiten zum Behuf einer bessern Policei für zuträglich erachtete, geschah zu Augsburg schon vor mehr als vierthalb hundert Jahren (1450), nämlich die Eintheilung der Stadt in vier Viertel und der in den Vorstädten wohnenden in fünf Partheien, worin man nöthigenfalls die Bürgerschaft schnelle versammeln konnte. — Eine kleine Straße erhielt damals denjenigen Namen, den sie noch jetzt führt, — das «Ketzergäßchen.» Hier wohnten großentheils Leute, die der Lehre des in Konstanz verbrannten unglücklichen Johannes Huß beipflichteten. Zwar gab man ihnen den vermeinten Schimpfnamen, übrigens aber ließ man sie in Ruhe und eine Spur von solcher Verfolgung wie vormals gegen die Wiclifiten war nicht mehr wahrzunehmen, im Gegentheil räumte man ihnen sogar den Kreuzgang bei St. Ulrich zur Feier ihres Gottesdienstes ein.

Am 18. November des Jahrs 1451 brannten das sogenannte Tanzhaus *) und «der Herren Trinkstube» ab; sie wurden jetzt schöner aufgebaut, als sie zuvor gewesen waren. Außerdem errichtete man zwei neue Mangen zu Appretirung der Weber-Waare, denn diese verfertigten jährlich allein an Barchent gegen dreimalhundert und fünfzigtausend Stücke. Schon im Jahr 1390 besaß das Weberhandwerk dessen noch jetzt stehendes Zunfthaus und 1434 war es so stark, daß kaum so viele Baumwolle aufzutreiben war, um alle arbeitenden Hände damit zu versorgen. Zum Beweis, was der Handel schon um diese Zeit für einen Wohlstand erzeugt haben müsse, dient, daß in besagtem Jahr nur allein zwanzigtausend Goldgulden nach Rom gegangen sind, da der Papst einen Jubiläums-Ablaß verkündigen ließ.

Im Monat Oktober des Jahrs 1466 drohte ein sehr gefährlicher Aufruhr auszubrechen. Die

*) In den meisten schwäbischen Reichsstädten waren damals die Wirthshäuser so sehr beschränkt, daß es nicht möglich war, in denselben das Vergnügen des Tanzes zu genießen. Es wurden daher öffentliche Gebäude hergestellt, wohin sich Hochzeitgäste z. E. begaben, um diesen Zweck zu erreichen, dann aber zur wohl besetzten Tafel wieder zurückkehrten.

Bäcker= und die Weberzunft forderten die schleunige Abschaffung desjenigen Umgeldes, welches man im Krieg zwischen dem Herzoge Ludwig von Bayern und den Reichsstädten, der 1458 ausgebrochen war und bis 1463 gedauert hatte, auf Barchentwaare und Getreide zu Aufbringung der nothwendigsten Kosten zu legen genöthiget war. Die Spannung zwischen dem Rath und der Bürgerschaft war aufs höchste gekommen; die wohlhabendsten Familien machten bereits Veranstaltungen auszuwandern, um ihr Vermögen in Sicherheit zu bringen und von Seiten des Pöbels schien der Sturm alle Augenblicke ausbrechen zu wollen. Glücklicherweise kamen Abgeordnete der Städte Ulm, Nürnberg, Memmingen ꝛc. und stifteten einen gütlichen Vergleich und die Sache erreichte somit ihre Endschaft.

Als bald darauf die Türken (1473) mit großer Macht in die kaiserlichen Erblande einfielen, schrieb Friedrich III. einen Reichstag nach Augsburg aus, der mit großem Prunk eröffnet wurde, aber auch der Stadt außerordentliche Summen kostete, indem sie den Kaiser und seine nächsten Umgebungen nicht nur prächtig beschenkte, sondern auch in allem frei hielt. Der Kurfürst Ernst und der Herzog Wilhelm von Sachsen, der Kurfürst

Albrecht von Brandenburg und viele andere Fürsten fanden sich theils persönlich, theils durch Abgeordnete ein. Der Kaiser Friedrich und sein Prinz Maximilian mit dem Bruder des Sultans Mahomets II. ꝛc. kamen ebenfalls in Person. Nicht nur der Rath von Augsburg, sondern alle bereits anwesende Kurfürsten und Fürsten ritten dem Kaiser mit mehr als hundert Pferden entgegen und begleiteten denselben in außerordentlich prächtiger Procession in die Stadt, wo in der Domkirche ein Te Deum laudamus angestimmt, am Abend aber ein Geschlechtertanz gehalten wurde. Die Beschlüsse des Reichstages entsprachen aber dem prachtvollen Einzuge nicht, denn es geschah so viel als gar nichts. So ging es auch auf einem ähnlichen im folgenden Jahr (1474), und der Sturm, welcher während desselben wüthete, der das Dach der Kreuzkirche abdeckte, mehrere Häuser einstürzte und die kaum neu erbaute Kirche zu St. Ulrich zusammen warf, wobei der Pfarrer sammt achtunddreißig Personen erschlagen wurden, war ungleich wichtiger und folgenreicher, als der ganze Reichstag. Für Augsburg nahm er außerdem noch ein unangenehmes Ende, denn einige Bürger, die an Bediente des Kaisers zu fordern hatten und sich nicht mit höflichen Vertrö-

stungen wollten abspeisen lassen, sondern ihnen — um ihre Abreise zu hindern — die P'erde ausspannten und sich etwas heftig in Worten benahmen, reizten die Gegenparthie ebenfalls zu Ausbrüchen des Zorns, so daß es zu auffallenden Thätlichkeiten kam. Die Stadt mußte an den erzürnten Kaiser fünftausend Goldgulden Strafe bezahlen und zufrieden seyn, daß sie nicht noch empfindlicher ausfiel, was sie nur der Fürbitte Bartholomä Welsers und Hans Vittels, die bei Friedrich III. in großen Gnaden stunden, zu danken hatte. Noch war dieser Schlag nicht vergessen, als schon wieder ein neues Unglück demselben auf der Ferse folgte (1475). Es brach der burgundische Krieg aus, wozu das ganze Reich aufgeboten wurde und dieser machte so ungeheuere Kosten, daß alle Woche eine Vermögenssteuer bezahlt werden mußte, zu welcher beizutragen selbst die Aermsten nicht verschont werden konnten.

Nicht übergehen dürfen wir die Geschichte des Bürgermeisters Ulrich Schwarz, die sich bald nach dem angezeigten Jahr ereignete. Er war eines Zimmermannes Sohn und trieb noch verheirathet das nämliche Handwerk, brachte es aber durch seine Schlauheit bis zum Rathsmitgliede. Zwar wurde er wegen eines begangenen Ehebruchs

abgesetzt, aber dennoch bald wieder zum zweitenmal gewählt, ja im Jahr 1469 gar zum Bürgermeister befördert. Nun kannte sich der tollsinnige Mensch vor Hochmuth nicht mehr, despotisirte die ganze Bürgerschaft, mißhandelte jeden, der nicht nach seinem Sinne war, wirthschaftete mit städtischen und Stiftungsgeldern, als ob sie sein Eigenthum wären, verkaufte Dienste und begünstigte sogar Diebsbanden, wenn sie nur Geld opferten. Die Heillosigkeiten, die er beging, waren allenthalben im Lande bekannt und kamen endlich auch zufällig durch den oben genannten Hans Vittel zu den Ohren des Kaisers. Schwarz erfuhr es durch einen boshaften Zuträger, klagte den Unglücklichen und dessen Bruder Leonhard des Hochverraths an und ließ beiden die Köpfe vor die Füße legen. Endlich aber kam die Stunde, die der Tyrannei dieses Mannes ein Ende machte. Auf kaiserlichen Befehl wurde er in der offenen Rathssitzung gefangen genommen (1478) und dann peinlich untersucht. Aber nur auf der Folter legte er ein Bekenntniß von seinen begangenen Abscheulichkeiten ab. Ehebrüche, Mordthaten, Betrügereien und Beschätzungen waren seine Hauptverbrechen, und vermöge des über ihn gefällten Urtheils wurde er in einem sammtnen Kleid und einer mit

Perlen besetzten Mütze, die er den Patriziern zum Aerger getragen hatte, an den gewöhnlichen Galgen gehängt. Sein zusammen geraubtes Vermögen wurde zum Besten der Stadt eingezogen.

Zehn Jahre nach diesem Vorfall (1488) kam der berühmte «Schwäbische Bund» zu Stande, durch welchen die öffentliche Ruhe in Deutschland endlich einmal hergestellt und den vielen Befehdungen ein Damm gesteckt wurde. Nebst vielen Fürsten, Grafen, Prälaten rc. rc. trat auch die Stadt Augsburg dem Bündnisse bei, das sich «die Gesellschaft von St. Georgens Schild» nannte.

Kurz zuvor, ehe sich des Kaisers Friedrich III. lange Regierung endigte, kam es zwischen dem Bischof und der Bürgerschaft zu blutigen Auftritten und Händeln. Jener übte die Straßenvogtei mit großer Gewalt aus. Er griff die Bauern von Schwabmünchingen mit bewaffneter Hand an, die Augsburger kamen ihnen mit zweitausend Mann zu Hülfe, und nur durch Abgeordnete der benachbarten Reichsstadt Kaufbeuren und den Ritter Eglof von Rietheim wurde das drohende Blutvergießen gehindert und ein Vergleich erzielt.

Noch vor dem Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts (1491) findet man zu Augsburg Spuren

von einem eigenen Stadtgerichte. Getreide und andere Lebensmittel stiegen zu hohen Preisen; das baare Geld wurde immer seltener und höher im Werth und die Armuth nahm so sehr überhand, daß man nicht nur einen Peter von Argon, der jährlich 266 fl. einzunehmen hatte, für unermeßlich reich hielt, sondern allein im Spital zum h. Geist über fünfhundert Arme unterhalten werden mußten. — Zu den öffentlichen Vergnügungen des Adels gehörten damals die Turniere und man zählt von 1368 bis 1493 allein neun, die blos zu Augsburg gehalten wurden. Das glänzendste war das vom Jahr 1458, wobei nur allein einhundert und sieben Geschlechter von Nürnberg und Ulm erschienen waren. Auch das Stahl- und Büchsenschießen gehörte zu den ritterlichen Uebungen, desgleichen die Geschlechtertänze. Zu dem Stahlschießen vom Jahr 1470 fanden sich 460 fremde Schützen ein, und unter ihnen nicht nur viele Grafen und Ritter, sondern sogar die Herzoge Christoph und Wolfgang von Bayern. Das Schießen mit Büchsen findet man zum erstenmal im Jahr 1430 und den Geschlechtertänzen wohnten selbst Kaiser, Könige und Prinzen bei. Das Maskentragen in der Fastnachtszeit trieb man bis zur Raserei, auch Kartenspiele wurden immer

beliebter. Die Geistlichen hielten es nicht unter ihrer Würde, öffentlichen Weinschenken vorzustehen; von wirklichen Lastern, in denen sie sich wälzten, nicht einmal etwas zu gedenken. Die sogenannten Frauenhäuser (öffentliche Bordelle) standen unter obrigkeitlichem Schutze und außer dem Ceremoniendienste wußte man wenig von Religion.

Handlung und Gewerbe standen um diese Zeit im schönsten Flor. Man zählte nicht weniger als 24,000 Webermeister, die jährlich gegen 350,000 Stücke nur allein Barchentwaare verarbeiteten. Kaufmannswaaren strömten in Menge von Venedig her und Augsburg wurde die Niederlage für ganz Europa. Die Fugger führten aus Italien Seide, Spezereien und andere ostindische Produkte ein; Hanf, Flachs, Zinn, Silber und Gold wurde hier verarbeitet. Da entstanden die so berühmt gewordenen Gold- und Silberarbeiter, auch eine Menge von allerlei Professionisten und Künstlern. Vorzügliche Maler, Bau- und Wasserkünstler hatte man mehrere und schon 1416 entstand eins der vortrefflichsten Werke jener Zeit, der Wasserthurm beim rothen Thor, mittelst dessen das Trinkwasser in sehr entfernte Theile der Stadt geleitet werden konnte. Die noch jetzt stehende St. Ulrichs Kirche

wurde 1467 zu bauen angefangen, es bedurfte aber fast fünfzig Jahre, ehe sie fertig war. Das sogenannte Fuggersche Chor in der Kirche zu St. Anna, mit trefflichem Schnitzwerk aus Holz geziert, entstand schon am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, desgleichen schreiben sich aus dieser Periode merkwürdige milde Stiftungen her; eine der wohlthätigsten darunter war ein Findelhaus vom Jahr 1471.

Im Jahr 1415 sah man das erste Straßenpflaster, 1404 wurden die Schindel- und Strohdächer abgeschafft und 1447 die erste Bauordnung verfaßt. Strenger wurde die Aufsicht über Bäcker, Bierbrauer und Metzger. Der Luxus in Essen und Kleidern aber nahm dergestalt zu, daß man mit obrigkeitlichen Verordnungen dagegen einschreiten mußte, um nicht eine Menge von Familien dem Verderben zurennen zu lassen.

Jetzt begann die Regierung desjenigen Kaisers, der Augsburg besonders wohl wollte, Maximilians des Ersten (1493). Gleich im ersten Jahr nach Antritt derselben bestätigte er alle bereits vorhandenen Privilegien, und im dritten besuchte er es persönlich. Er hatte unter andern seinen Sohn erster Ehe, den Prinzen Philipp bei sich, der eine Lustbarkeit veranstaltete, von

welcher die Augsburger nach mehr als Einem Jahrhundert noch mit Stolz sprachen. Auf dem Frohnhofe nämlich, der bischöflichen Residenz gegenüber, ließ er am Tage St. Johannis des Täufers (1496) einen großen Holzstoß, fünfundvierzig Schuhe hoch, errichten, gab dann einem schönen Mädchen aus Ulm, Namens Susanna Neidhartin, die sich hier bei einer verheiratheten Schwester aufhielt, die Hand, und bat sie, indem er ihr eine brennende Fackel reichte, denselben anzuzünden, und als derselbe in vollen Flammen stand, Pauken und Trompeten schmetterten, tanzte der Prinz mit ihr um das brennende Gebäude herum und alle gegenwärtigen Tanzlustigen folgten seinem Beispiele nach.

Wir dürfen es anzuführen nicht vergessen, daß die Familie Fugger um diese Zeit in Augsburg schon sehr angesehen war. Die ersten dieses Namens, zuvor als Weber in dem Dörflein Graben angesessen, zogen im Jahr 1370 in die Stadt. Zeit, Glück und Fleiß hoben sie auf eine hohe Stufe der Ehre und des Reichthums. Sie sandten hier und in der Gegend gearbeitete Barchentwaare nach Venedig und brachten von dort Seide, Spezerei und anderes mit, das sie dann in ganz Deutschland verkauften. Der thätigste war Ja-

kob Fugger, denn er begnügte sich bald nicht mehr mit diesem Handel, sondern pachtete Bergwerke in Ungarn, Tyrol und Kärnthen, durch deren Ertrag er bald der reichste Kaufmann in Europa wurde.

Durch den Fuggerschen Handel reich, mächtig und volkreich geworden, sah Augsburg das fünfzehnte Jahrhundert zu Ende gehen, wo jetzt auch schon Künste und Wissenschaften das Haupt empor hoben. Im Anfang der neuen Periode hielt Kaiser Maximilian hier einen Reichstag, auf dem Deutschland in sechs Kreise getheilt, sonsten aber manches Heilsame zu Stande gebracht wurde, z. E. ein Gesetz gegen Bettler und Zigeuner, gegen das ungeheure Zutrinken u. s. w. Schon zur Zeit dieses Reichstages gab ein Priester, Namens Wolfgang Altinger, einen sehr heftigen Traktat heraus, worin er das so sehr überhand genommene ärgerliche Leben der Geistlichkeit mit ungemein starken Zügen schilderte. — Maximilian kaufte sich ein eigenes Haus (wie er auch in mehreren Reichsstädten gethan hatte), weil er noch recht oft wiederzukommen Willens war. Der Rath ließ das schöne Gießhaus (1501), dem noch jetzt sogenannten «Katzenstadel» gegenüber, bauen, und gleich darauf (1502) fünf und dreißig metallene

Stücke, auch einen großen Mörser, gießen. Nicht nur herrschte eben jetzt eine große Theurung, sondern es breitete sich auch hier die sogenannte «Franzosenkrankheit» immer mehr aus, welcher wegen man schon 1495 das Blatterhaus in der Gegend des Jakober Thors errichtet hatte.

Unter dem in seinen Sitten ziemlich rohen Volke zeichneten sich aber auch Männer aus, die Augsburg allenthalben Ehre machten. Dahin gehört 1) Matthäus Lang, Kardinal und Erzbischof zu Salzburg. Mehrere Fürsten interessirten sich für seine Aufnahme in das Domkapitel seiner Vaterstadt, dieses aber, das schlechterdings keinen augsburgischen Bürgerssohn haben wollte, sträubte sich so sehr dagegen, daß er auf kaiserlichen Befehl mit Gewalt eingeführt werden mußte. In der Folge wurde er Erzbischof von Salzburg, diente dem Kaiser in den wichtigsten Gesandtschaftsposten und zog sogar mit zu Felde, auch war er ein großer Gönner und Beförderer der Wissenschaften. 2) Konrad Peutinger, der berühmte Stadtschreiber, dessen Name noch jetzt wegen seiner großen Gelehrsamkeit sowohl, als wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um die Vaterstadt mit Achtung genannt wird.

Im Jahr 1502 wurde die ganz mit Kupfer

gedeckte Kreuzkirche, welche 219 Schuhe lang, 71 breit und 60 hoch ist, erbaut, 1508 aber eingeweiht. Sie besitzt einige treffliche Gemälde großer Meister, auch vorzügliche Bildhauerarbeiten.

Ein merkwürdiger Mann, Namens Ulrich Walter, starb in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts (1505). Er lebte mit seiner Gattin sechszig Jahre in friedlicher Ehe, zeugte mit ihr zweiundzwanzig Kinder (acht Söhne und vierzehn Töchter), und erlebte an Kindern, Enkeln und Urenkeln hundert dreiunddreißig Köpfe. Walter wurde sechsundachtzig Jahre alt, seine Frau lebte noch mehrere Jahre und sah sogar Ur-Urenkel in ihrer Familie aufblühen. Eine seiner Töchter erbaute das St. Katharinenkloster und war dessen erste Priorin; sein Sohn Marx zeichnete sich durch ungeheure Körperstärke aus.

Wenn die Fugger das ihrige reichlich beitrugen, Augsburg zu einem der größten Handelsplätze in Deutschland zu machen, so haben auch die Welser, Vehlin, Gossenbrot und Höchstetter dazu treulich mitgewirkt, denn sie — in Gesellschaft der Fugger, schoßen sechsundsechszig tausend Dukaten zusammen, verbanden sich mit einigen Handelshäusern zu Nürnberg, Florenz und Genua, und schickten mit einer portugiesischen Flotte

drei Schiffe nach Ostindien, um verschiedene Waaren einzukaufen und nach Deutschland zu bringen. Das Unternehmen fiel so glücklich aus, daß es nach Abzug des Kapitals und aller Unkosten hundertfünfzehntausend fünfhundert Dukaten Gewinnst abwarf.

Maximilian I. hatte Streit mit den Venetianern und dem Papst (1510), und um Hülfe gegen sie von den Ständen des Reichs zu erhalten, berief er einen Reichstag nach Augsburg, auf welchem vier Kurfürsten, siebenunddreißig Fürsten in Person, außerdem aber viele Grafen, Prälaten und städtische Abgeordnete erschienen. Dem Kaiser wurden sechstausend Mann zu Fuß und achtzehnhundert zu Pferd auf ein Jahr lang bewilligt, worüber er höchst vergnügt war und in seiner Heiterkeit Turnieren, Tänzen &c. häufig beiwohnte. Der Stadt war er immer ungemein hold und schon 1506 verlieh er derselben drei wichtige Privilegien. Nach seinem Wunsch wurde der Einlaß gebaut, der lange Zeit für ein Kunstwerk angesehen ward, weil die Thore sich mittelst angebrachter Maschinen öffneten, die damals noch eine große Seltenheit waren.

Noch berühmter ist der nächstfolgende Reichstag (1518), den Maximilian zusammen rief,

um die Stände zu einer Hülfe gegen die Türken zu vermögen, womit er aber nicht durchdrang, ohngeachtet selbst der Papst in der Person des Kardinals Kajetan einen Legaten absandte, der zu diesem Krieg ermuntern sollte. Aber mehr als dieses und ungleich folgenreicher war die Erscheinung des Augustinermönchs Martin Luther, um sich wegen seiner sogenannten Neuerungen in kirchlichen Sachen gegen den Kardinal zu verantworten. Da aber der letztere nicht sowohl eine Verantwortung, als vielmehr einen simpeln Widerruf dessen, was der Doktor bisher namentlich wegen des Ablasses gelehrt hatte, forderte und erwartete, Luther aber davon nichts wissen wollte, es sey denn, daß man ihn durch die Bibel eines Irrthums überführen werde, so gingen sie unverrichteter Sachen auseinander. Luther appellirte vor Notar und Zeugen an den Papst und verließ am 20. Oktober Augsburg, weil er da nicht mehr sicher war. Seine schnelle Abreise gab zu einer gehässigen Volkssage Veranlassung, als hätte ihm nämlich ein unbekanntes Männchen den Weg zu einem abgelegenen Pförtchen gezeigt, mit den Worten: «Da hinab!» und dieses Männchen sey Niemand anders, als ein Abgeordneter des Satans gewesen. Die Geschichte wurde an das Haus

gemalt, wo der Weg in das kleine Gäßchen führt und von einem Theil des Pöbels lange geglaubt, gegenwärtig aber sind nur noch die Worte: «Da hinab!» übrig und die Benennung der Straße: «Beim Da hinab.» Damalige Chroniken aber sagen, Christoph Langenmantel habe Luthern ein Pferd sammt einem reitenden Begleiter verschafft und ihm heimlich den Einlaß öffnen lassen, welches mehr Wahrscheinlichkeit, als jene Sage, für sich hat.

Dießmal war es der letzte Aufenthalt Maximilians zu Augsburg, und er schien es zu ahnen, denn auf dem Lechfelde wandte er sich noch einmal um und sagte gerührt: «Nun behüte dich Gott, du liebes Augsburg; wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt, und nun werden wir dich nimmer sehen.» Wirklich starb er auch schon den 11. Jänner 1519 zu Wels in Oesterreich, und Karl V. bestieg den Kaiserthron.

Es ist der Mühe werth, einer wohlthätigen Stiftung zu gedenken, die um diese Zeit (1519) zu Augsburg entstand; es war die sogenannte Fuggerei. Drei Brüder, Ulrich, Georg und Jakob Fugger kauften nämlich in der St. Jakobs Vorstadt einen großen Platz von Gärten und Häusern, ließen auf demselben einundfünfzig Häu-

ser mit einhundert und sechs kleinen Wohnungen erbauen und zum Aufenthalt für wackere Hausarme bereiten, wofür sie jährlich nur Einen Gulden Miethzins bezahlen, dagegen aber schuldig seyn sollten, täglich ein Vaterunser, ein Ave Maria und den Glauben zu beten. Diese Häuser erhielten später die Form eines Vierecks und sehen zusammen wie ein kleines Städtchen aus, desgleichen eine Kirche, ein Beneficiat- und Schulhaus, endlich einen öffentlichen Brunnen, wie solches alles noch heut zu Tage steht. Auch stiftete Jakob Fugger zu gleicher Zeit das Holz- oder Blatterhaus für zweiunddreißig Kranke, die in demselben durch das sogenannte «Franzosenholz» von der venerischen Krankheit kurirt werden sollten. Auf dem Weinhof (jetzt Maximiliansstraße) erbaute er das große «Fuggerhaus», sammelte Gemälde und Bücher, unterstützte geschickte Künstler und Handwerker, und stiftete in seinem Testament das große Familien-Fideicommiß.

Während zu Worms der bekannte Reichstag (1521) gehalten wurde, auf welchem Dr. Luther persönlich seine Lehre vertheidigte, die schon jetzt in Augsburg viele Verehrer fand und von Johannes Oecolampadius, auch Urban Regius gepredigt wurde, wüthete hier die Pest in einem sehr

hohen Grade, so daß in einer Zeit von höchstens acht Monaten an fünftausend Menschen gestorben sind. Dieß gab Gelegenheit zur Erbauung des Pesthauses vor dem Stepfinger Thore. Die Bevölkerung der Stadt war damals sehr bedeutend, denn gleichzeitige Nachrichten versichern, daß man den Abgang so vieler Gestorbenen gar nicht bemerkt habe.

Auf dem besagten Wormser Reichstage erhielt Augsburg das Recht, goldene und silberne Münzen zu prägen, das bisher nur die Bischöfe und die Grafen von Königstein ausgeübt hatten. Ohngeachtet des großen herrschenden Wohlstandes nahm die Bettelei dergestalt überhand, daß man genöthigt war, ein Institut zu errichten, das noch gegenwärtig unter der Benennung: «das ältere Almosen» bekannt ist, aber große Unvollkommenheiten, besonders in Hinsicht der Vertheilung milder Beiträge, hatte. Blos offenbar muthwillige Bettler bekamen keine Gaben, sonst aber machte man unter den Armen wenig Unterschied. Es fanden sich viele Wohlthäter dieses Instituts, und ehe ein volles Jahrhundert abgelaufen war, hatte es schon ein Kapitalvermögen von hundert und vierundzwanzig tausend Gulden. Aber mit dessen Wohlhabenheit stieg auch die Zahl derer,

die daraus empfangen wollten, denn im Jahr 1571 erhielten über viertausend Personen Beiträge aus demselben und es konnte nicht vor sich kommen.

Daß die Anhänglichkeit an die Sache der Reformation (1520—1523) immer größer wurde, erhellet daraus, daß schon in dieser Zeit Luther ein «Ermahnungsschreiben an seine Glaubensbrüder zu Augsburg» ergehen ließ und ihnen empfahl, standhaft bei dem Evangelium zu verharren. Unter dem Volk hatte das — obwohl verbotene — Disputiren über Religionssachen vielen Unmuth veranlaßt und einige begingen sogar arge Ausschweifungen. So z. B. zerstörten sie geschnitzte Bilder und Gemälde, stießen in den Kirchen unartige Reden aus, rotteten sich zu hunderten zusammen, als man den heftigen Prediger und Barfüssermönch Johannes Schilling aus der Stadt zu entfernen Anstalt machte, und trieben unter dem Vorwande der Beförderung der evangelischen Lehre vieles Unwesen. Die Tollsinnigen gaben nicht nach, bis man den Mönch wieder zurückschaffte, und erst dann hatte der Aufruhr ausgetobt. Auf der andern Seite verdarb es aber auch der Rath manchmal durch Strenge zur Unzeit, wenn er z. B. diejenigen mit Strafe

belegte, welche der Trauung des Geistlichen, Jakob Grießbeutel — des ersten dieses Standes — als seine Verwandte, beigewohnt hatten.

In den Jahren 1523 und 1524 wurden die Stadtgraben verbessert, der Judenkirchhof beschüttet und manche nützliche Policeiverordnung entworfen, desgleichen einige ältere erneuert, wie die gegen das übermäßige Zutrinken, das lästerliche Fluchen und andere Ausgelassenheiten. Die bessern Bürger ärgerten sich darüber und suchten ihr Ziel auf eine anständigere Art zu erreichen (1524). Sie sahen es gerne, daß der Magistrat ihr Ansuchen erhört und die Fasttage abgeschafft hatte, obgleich der Bischof sich sehr dagegen gesträubt hatte. In der St. Annen Kirche wurde sogar schon um diese Zeit das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt. Mehrere Geistliche heiratheten, ohne daß es mehr Aufsehen machte; — Mönche und Nonnen überzeugten sich, daß die Klostergelübde ein drückender Zwang seyen, den man wohl abwerfen dürfte, — Processionen, sogar am Frohnleichnamsfeste, wurden eingestellt, um dem Pöbel keinen Anlaß zu geben, Muthwillen zu begehen.

Der Bauernkrieg, der im Jahr 1524 ausgebrochen war, gab Gelegenheit, die Stadt beim so-

genannten Klenkerthor besser zu befestigen, auch baute man den Perlachthurm wohl um die Hälfte höher, um eine weite Aussicht zu gewinnen. — In diesem Jahr starb auch der schon öfter genannte Jakob Fugger, dem die Familie dieses Namens haupsächlich ihre Größe verdankte. — Bald darauf schlichen sich die ersten Wiedertäufer zu Augsburg ein (1527) und erhielten Anhänger, obwohl sie hart verfolgt und zum Theil sogar hingerichtet wurden, welches bis 1529 dauerte, da sie sich nach und nach verloren. Die Chroniken sagen, man sey so besorgt gewesen, daß sich ja keiner einschleiche, daß bei Oeffnung und Schließung der Stadtthore allezeit ein Rathsglied habe zugegen seyn müssen. — Mit Uebergehung der immer fortdauernden Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Bischofe über weltliche Rechte und allerlei Befugnisse, bemerken wir, daß neben den Fuggern eben damals die Welser die größten Kaufleute gewesen seyen. Die beiden Brüder, Lukas und Bartholomäus, hatten schon im fünfzehnten Jahrhundert mit einigen Nürnberger Häusern eine Gesellschaft errichtet, welche dahin arbeitete, aus spanischen und portugiesischen Seehäfen Schiffe nach Ostindien für ihre Rechnung abgehen zu lassen. Durch Anton Welser und seinen Schwa-

ger Konrad Röhlin zu Memmingen brachten sie es sogar dahin, daß sie größtentheils alle Waaren zollfrei in Portugal ein- und ausführen und gleich den Inländern frei alle Waare verschiffen durften, sogar in Lissabon Häuser, ohne die geringste Abgabe dafür, bauen. So machten sie in Ost- und Westindien die außerordentlichsten Geschäfte, der Krone Spanien Geldvorschüsse, die in die Millionen gingen und besaßen sogar die Landschaft Venezuela in Amerika. Dem Könige Franz I. von Frankreich schoßen sie in Gesellschaft der Fugger zwölf Tonnen Goldes vor.

Ist der Reichstag von 1518 in der Geschichte merkwürdig geworden, so wurde es der von 1530 noch vielmehr, und eigentlich unsterblich durch die Uebergabe der bekannten Augsburgischen Confession in Gegenwart des Kaisers Karls V., des Königs Ferdinand, der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs, in der sogenannten Kapellstube der bischöflichen Pfalz am 25. Junius. Der Reichsabschied vom 25. Oktober aber fiel gegen die Protestanten bekanntlich sehr hart aus. Unerwartet mußte es Karl V. seyn, daß der Magistrat sich gegen ihn erklärte: «es würde gegen seine Pflicht und Gewissen laufen, einen solchen rücksichtlich der Religion so drückenden Reichsab-

schied anzunehmen und er müßte bitten, ihm solches nicht zuzumuthen.» Obwohl er sehr ungnädig antwortete, so blieb der Magistrat doch bei seiner Erklärung und andere Städte reichten eine ähnliche ein. — Die Fugger wurden auf diesem Reichstag in den Grafenstand erhoben und erhielten sehr große Privilegien. Der berühmte Ritter Sebastian Schärtlin von Burtenbach wurde auf Lebens lang gegen einen jährlichen Gehalt von zweihundert Gulden in Gold zu der Stadt Hauptmann angenommen. — Der kurz erwähnte Reichsabschied gab zu Errichtung des schmalkaldischen Bundes Gelegenheit, doch nahm Augsburg weder an der ersten Zusammenkunft vom Jahr 1530, noch an der zweiten von 1531 Antheil.

Die längere Zeit gedauerte Theurung (1536) wandelte sich nach einigen Jahren in außergewöhnliche Wohlfeile um, und die Schrannenmärkte erhielten eine ungemein starke Zufuhr an Früchten aller Art. Das Malter Korn wurde für 12 fl., der Roggen für 7 fl., die Gerste für 6 fl. und der Haber ebenfalls für 6 fl. verkauft. — Im Jahr 1535 trat die Stadt dem schmalkaldischen Bunde bei, das ihr aber in der Folge sehr theuer zu stehen kam.

Bei der jährlichen Rathswahl von 1537 wurde

dem Hans Welser das Bürgermeisteramt im eigentlichsten Verstand aufgedrungen. Er mußte es annehmen, obwohl er sich erbot, lieber tausend Gulden zu bezahlen, oder gar die Stadt zu verlassen. Da man aber weder das eine, noch das andere gut hieß, so beschloß er in seinem Aerger, alles mit Gewalt durchzusetzen, was in Güte nicht zu erlangen wäre. Er machte den Anfang damit, daß die katholische Religionsübung völlig abgeschafft wurde. Man hob die Messe in allen Kirchen auf, nahm die Heiligenbilder aus denselben und befahl denjenigen Geistlichen, die Stadt zu verlassen, die nicht wirkliche Bürger werden wollten. Das Domkapitel, alle Klöster und Geistliche wanderten demnach aus, bis auf die Nonnen von St. Katharina und zum Stern, denen man gleichwohl den Aufenthalt im Stillen nachsah. Hinsichtlich der politischen Angelegenheiten blieb man indessen ganz auf der Seite des Kaisers, unterstützte ihn bei seinem afrikanischen Feldzug und den König Ferdinand durch Truppen und Munition gegen die Türken, das einen Aufwand von zwanzigtausend Gulden verursachte.

Zu den Merkwürdigkeiten dieses Jahres gehört auch das Entstehen der öffentlichen Stadtbibliothek, die man aus den Sammlungen der von den Mön=

chen verlassenen Klöster zu gründen anfing. Theils durch Ankauf, theils durch Schenkungen und Vermächtnisse ist sie in der Folge sehr ansehnlich geworden.

Dadurch, daß nach Errichtung des Zunftregimentes (1538) mehrere Patrizier Familien Augsburg verließen, andere aber nach und nach ausstarben, wurde die Zahl derselben so geringe, daß man sich genöthigt sah, (denn man zählte nur noch ihrer achte), sie mit vierzig neuen zu vermehren (1539). Wenige derselben erhielten sich bis jetzo, denn alle beinahe sind im Lauf der Zeiten ebenfalls ausgestorben.

Auf dem nächsten Reichstage zu Regensburg (1542) waren wieder die Hauptkapitel: «Türkenhülfe» und «Concilium.» Wegen des letztern erklärten die Protestanten insgesammt, daß sie eine Kirchenversammlung, die der Papst zusammen berufe, niemals für gesetzmäßig anerkennen würden und zur erstern ließ man sich ziemlich geneigt finden. Augsburg gab zu jener auf zwei Jahre dreihundert fünfundsiebenzig Mann zu Fuß und zweiundsechszig zu Pferd. In diesem Jahr verbesserte man auch die Wälle um die Stadt, weil man dem Kaiser nicht traute, auch schloß man mit Nürnberg und Ulm ein Bündniß auf acht Jahre zur

Vertheidigung der Reichs- und Religionsfreiheit. Die Besorgniß gegen Karl V. war auch nichts weniger als aus der Luft gegriffen (1545), denn so fein und mild er sich gegen die Protestanten auf dem Reichstage zu Speyer (1544) stellte, so bestimmt mußten sie auf der nächsten Wormser Versammlung einsehen, daß er Böses im Herzen hegte. Man machte sich deßhalb — wie überall — auch in Augsburg auf alles gefaßt, sammelte Proviant, baute neue Wälle und starke Mauern, ließ durch Schärtlin zwölfhundert neue Knechte anwerben und zu Burtenbach verbergen, und beschloß, Leib und Vermögen an die Gewissensfreiheit zu setzen (1546). Die Vertheidigungsmannschaft wurde fünftausend zweihundert Mann stark und hatte bald Gelegenheit, thätig zu seyn. Denn als Karl die Häupter des schmalkaldischen Bundes in die Reichsacht erklärte, so erklärten ihm diese den Krieg. Schärtlin rückte mit einem Heer gegen die Ehrenberger Klause und die Festung Kufstein in Tyrol, um sich gegen die Truppen des Papstes zu stellen, die im Begriff waren, in Deutschland einzufallen. Schon wollte er Innsbruck stürmen, als er unglücklicherweise von dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen zurückberufen wurde und so ging alles den Krebsgang. Die

Verbündeten wurden geschlagen (1547), der Kaiser stand als Sieger da, und Schärtlin floh in die Schweiz. Nur Anton Fuggers Fürbitte hatte man es zu danken, daß Augsburgs Loos nicht noch härter ausfiel, so hart es auch sonst war, denn die Wiederverleihung der kaiserlichen Gnade wurde nur unter der Bedingung gewährt: «daß sich die Stadt in kaiserliche Gewalt übergeben, von allen Bündnissen gegen ihn und das gesammte Haus Oesterreich abstehen, die eigenen Truppen abdanken, dagegen kaiserliche einnehmen, dem Reichshofrath und Kammergericht in allem gehorchen, den Feinden des Kaisers keine Hülfe leisten und allem getreu nachkommen solle, was er zum Besten des Reichs verordnen werde. Endlich sollte die Stadt zur Strafe für ihr bisheriges Benehmen Einmalhundert und fünfzigtausend Gulden baar, nebst zwölf Kanonen erlegen.» Dieß war die traurige Zugabe zu den Ausgaben wegen des Schmalkaldischen Bundes, die sich über vier Millionen Gulden beliefen, und der erste Stoß, der zum nachfolgenden Verfall des augsburgischen Wohlstandes führte. Außerdem forderten der Herzog Wilhelm von Bayern, der König Ferdinand, der Prälat des Klosters zum heil. Kreutz in Donauwörth und der Bischof von Augsburg sehr be-

deutende Summen für erlittene Kriegsbeschädigungen, die zusammen gegen dreimalhunderttausend Gulden betrugen. — Noch in diesem Jahr versammelte sich hier der Reichstag, auf welchen der Kaiser seinen Gefangenen, den Kurfürsten von Sachsen auf einem offenen Wagen von vierhundert spanischen Soldaten begleitet, mitbrachte. Die Domkirche wurde aufs neue geweiht und zum katholischen Kultus wieder hergerichtet und die Klöster füllten sich mit Mönchen, die sie vor einiger Zeit verlassen hatten. Auf diesem Reichstage kam auch das berüchtigte «Interim» zu Stande, und da die Stadt es Gewissens halber nicht glaubte annehmen zu können, so ließ Karl V. alle protestantische Kirchen sperren, und die Prediger wegschicken. — Moritz von Sachsen, der Vetter des unglücklichen Kurfürsten, wurde mit der Kurwürde belehnt und der Gefangene konnte die Ceremonie aus den Fenstern seiner Wohnung mit ansehen.

Ehe der Kaiser nach vollendetem Reichstag (1548) abreiste, ereignete sich noch ein anderer Auftritt. Die Patricier, schon längst über das Zunftregiment erbittert, übergaben ihm eine Denkschrift, worin sie dasselbe mit den schwärzesten Farben abmahlten. An allem Unglück Augsburgs, besonders an dem Beitritte zum schmalkaldischen

Bunde sollte es ganz allein schuldig seyn u. s. w. Kaum war das geschehen, so hob Karl die ganze bisherige Regimentsverfassung der Stadt auf und setzte einen neuen Magistrat ein, der fast aus lauter Patriciern bestand, dessen Glieder — wie es in dem Befehl hieß — «nicht so ungeschickt, untauglich und unerfahren seyen» als die bisherigen. Die Zünfte und Zunfthäuser wurden großentheils aufgehoben und geschlossen, Sebastian Schärtlin aber, Augsburgs bisheriger Hauptmann, öffentlich in die Acht erklärt.

Während des Reichstages von 1547 bis 1548 ließ sich der Prinz Ferdinand, Sohn des Königs Ferdinand, heimlich mit der schönen und sehr gebildeten Philippine Welser, Tochter des Patriciers Franz Welser, trauen. Der König erfuhr es und war fürchterlich aufgebracht. Der Prinz durfte ihm anfangs nicht vor die Augen kommen und auch Philippine durfte es erst nach acht Jahren wagen, verkleidet vor ihn zu treten und mittelst einer Bittschrift für sich und ihren Gemahl um Gnade zu flehen. Ihre Schönheit und Klugheit siegten, Ferdinand vergab und ihre Kinder wurden zu Markgrafen und Markgräfinnen von Burgau erklärt.

In der Periode von 1493 bis 1548 dauerten

anfangs die Turnierspiele noch fort, giengen aber nach und nach ein, das Schießen aus Feuergewehren hingegen und — hauptsächlich zu Augsburg — mit der Armbrust erhielten sich. Im Jahr 1508 gab der Rath zu Ehren des damals anwesenden Herzogs Wilhelm von Bayern ein Schießen, bei welchem sich 544 Armbrust- und 919 Büchsenschützen einfanden. Noch feierlicher war das von 1518, dem der Kaiser Maximilian selbst mit seiner Armbrust beiwohnte. — Jeder Stand hatte seine eigene Trinkstube und der Tafel-Luxus wurde immer grösser. Die Fugger bauten Paläste und Gärten und andere folgten nach; in manchen herrschte fast königliche Pracht. Verschwendung in Kleidern, Karten- und Würfelspiele waren an der Tagesordnung. Die Mode wechselte fast täglich, manche Frau wechselte oft viermal des Tages ihren Anzug und oft waren sie von Edelsteinen fast wie angesäet. Selbst Frauen geringern Standes trugen goldene Ketten und Gürtel, Ringe und Halsgeschmeide, auch Hüte mit Federn.

In welchem Glanze sich im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Handlung zu Augsburg befand, haben wir bereits oben angedeutet, aber die Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien durch die Portugiesen gab ihr den ersten Stoß,

der immer empfindlicher wurde, da die bisherige Handelsstraße ihre sonstige Frequenz immer mehr verlor, und doch gieng es fast durch das ganze sechszehnte Jahrhundert noch so gut, daß Augsburg noch immer für eine der reichsten Städte in Europa gehalten wurde. Die Silberwaaren giengen von hier aus in alle Welt und so auch Gemälde berühmter Meister. Neue Gewerbe entstanden indessen nicht viele. Die Vergolder und die Verfertiger von Radschlössern zeichneten sich vor allen andern aus. Zwar kann man es nicht mit Gewißheit bestimmen, aber wahrscheinlich wurden hier die Feuerspritzen erfunden; denn schon 1518 machte man dergleichen. Tuchmacher fiengen an abzunehmen. Der Handel mit Fischen nahm zu und trefflichen Fortgang hatte die Buchdruckerkunst. Simon Grimm und Hans Wirsung machten derselben vorzüglich Ehre. Wissenschaften waren noch der Antheil von Wenigen und außer dem Kardinal Lang, dem Stadtschreiber Konrad Peutinger und dem Achilles Priminus Gasser, der in lateinischer Sprache Jahrbücher von Augsburg geschrieben hat, lassen sich aus diesem Zeitpunkte wenige durch Gelehrsamkeit berühmte Männer nennen. Als Künstler haben sich mehrere bekannt gemacht, z. B. die Maler

Hans Holbein, Hans Burgmair, Christoph Amberger, — die Holzschneider Jobst Danecker und Heinrich Vogtherr, die Baukünstler Burkart Engelberger, Adolph Dancher, die Stempelschneider Hans Nell, Lorenz Rosenbaum und andere. Musik und Schauspielkunst waren noch im Werden; das Schulwesen fieng an, sich zu verbessern und das gegenwärtige Gymnasium — damals lateinische Schule zu St. Anna — dankt seinem Ursprung dem Jahr 1531. — Verschiedene Gewerbe erhielten eigene Ordnungen und Taxen, so wie eine Bau- und Schrannenordnung erschienen; im Jahr 1507 wurde die Visitation der Apotheken eingeführt, 1522 die Armenordnung verbessert, 1538 Feuerwächter aufgestellt, 1545 eine Vormundschaftsordnung errichtet.

Die Strafen wegen Verbrechen waren zu dieser Zeit noch sonderbar, theils zu hart, theils zu gelinde; die Religion mit Aberglauben überhäuft und die katholische Geistlichkeit in wüstem Leben versunken. Der Bischof Christoph von Stadion, suchte die Sitten derselben zu verbessern und gab ihnen manche wohlgemeinte Gesetze. Daß es weit mit ihr gekommen seyn mußte, sieht man unter anderm daraus, weil der Reichstag von 1530 sich genöthigt sah, zu befehlen, « sie sollte sich in Zu-

kunft nicht mehr aufs Rauben legen, noch durch ihre Knechte Räubereien treiben lassen.»

Während des Reichstages von 1548 führten sich die mit Karl V. angekommenen Spanier und Italiener sehr ungestümm auf. Die erstern zerschlugen in der evangelischen Kirche zu St. Ulrich Kanzel, Stühle, Fenster und anders, die Italiener aber thaten das Nämliche in der Kreutzkirche, auch wurde nicht eher Ruhe, als bis man etliche aufknüpfte und andere mit Ruthen peitschte. Kaum war dieser Reichstag, der acht Monate gedauert hatte, geschlossen, so gerieth man in Händel mit dem Bischof Otto, die über fünfzig Jahre währten. Auch war er es, der es dahin brachte, daß man die protestantischen Prediger in der kürzesten Zeitfrist aus der Stadt schaffte, ohne vorher mit einem Menschen reden, oder einen schriftlichen Trost hinterlassen zu dürfen. Es wurde ihnen sogar aufgetragen und sie mußten es eidlich beschwören, so weit das Zepter des Kaisers reiche in ihrem Leben nicht mehr an irgend einem Ort zu predigen. Traurig zwar, aber doch voll Hoffnung, daß Gott sie nirgend verlassen werde, wanderten die meisten derselben in die Schweiz; auch diejenigen Schullehrer, die nicht im Geiste des Interims unterweisen wollten, mußten die Stadt verlassen.

Die Macht des allgewaltigen Karls des Fünften bekam (1552) dadurch, daß der Kurfürst Moritz von Sachsen auf einmal die Maske gegen ihn abwarf und sich für die Wiederherstellung der deutschen politischen und religiösen Freiheit erklärte, einen Stoß. Am 1. April des Jahrs 1552 erschien er vor Augsburg und der größte Theil der Bürgerschaft frohlockte dem Retter entgegen. Nach einer dreitägigen Unterhandlung — nur die Stadtpfleger und Bürgermeister verzögerten sie so lange — unterschrieb man endlich folgende vier Kapitulationspunkte: 1) Die Stadt Augsburg soll bei ihrer Reichsfreiheit erhalten und geschützt, 2) die evangelische Religion wieder hergestellt, 3) das Zunftregiment zurückgeführt und 4) die eigenen Truppen abgedankt, im Fall man es aber verlange, kurfürstliche eingenommen werden. Das geschah am 4. April und am 5. erschien Moritz persönlich in der Stadt. Gleich am 6. wurde der bisherige Rath aufgehoben und der neue eingeführt, der aus fünfzehn Patriciern und vierzig Zunftmännern bestand. Die vertriebenen evangelischen Prediger (so wie die Schullehrer) berief man zurück, aber der katholischen Geistlichkeit wurde die öffentliche Religionsübung streng untersagt. Das Zunftregiment dauerte indessen nur bis zum Paſ-

sauer Vertrag in eben diesem Jahre, denn Karl V. drang schlechterdings auf dessen Abschaffung und führte sie aus, sobald er wieder selbst nach Augsburg kam. Der Wohlstand hatte indessen bei diesen Vorgängen so sehr gelitten, daß man ein Anleihen von hunderttausend Gulden, welches der König Ferdinand zur Fortsetzung des Türkenkrieges wünschte, nicht aufbringen konnte.

Um diese Zeit (1553) war der berühmte Jesuit Peter Canisius wahrscheinlich Domprediger zu Augsburg und von ihm wurden die Kontroverspredigten eingeführt, die von damals bis auf die Zeiten der Merza, Neumayer rc. eifrigst fortgesetzt wurden. Die protestantischen Prediger machten es dann auch nicht besser und schimpften, wie jene, nach Herzenslust, so daß sich diese theologischen Streiter — freilich nicht zu ihrem Ruhm — allenthalben bekannt machten.

Ein abermaliger Reichstag (1555), den man von Seiten Augsburgs recht gerne abgelehnt hätte, weil es dabei nie ohne bedeutende Kosten abgieng, sollte endlich einmal allen Religions-Zwistigkeiten ein Ende machen; kaum aber durfte man dazu Hoffnung schöpfen. Die Protestanten forderten gleiche Rechte und Freiheiten mit den Katholiken und zwar so, daß sich dieses auf alle jene erstrecken

müßte, die bereits zu ihrer Kirche getreten wären, oder künftig treten würden. Die Katholiken hingegen wollten diese Rechte weder denen Städten, die vor sieben Jahren das Interim angenommen hätten, noch besonders denjenigen Geistlichen, die in Zukunft zum Protestantismus übergehen sollten zulassen. Nachdem man sich sieben volle Monate mit einander herumgestritten hatte, wurde endlich der bekannte augsburgische Religionsfriede von diesem Jahre geschlossen, wodurch den Protestanten mit den Katholiken hinsichtlich der Religion gleiche Freiheit im deutschen Reich zugesagt wurde, nur wegen der Geistlichen mußten jene nachgeben, denn es ward festgesetzt: daß wenn ein Erzbischof, Bischof oder anderer zur protestantischen Kirche übergienge, dieser sein Erzbißthum ꝛc. verlassen und dem Kapitel frei stehen solle, einen andern an seine Stelle zu wählen, doch ohnbeschadet der Ehre des Abgehenden, oder eines deßwegen zu erzielenden anderweitigen Vergleiches. — Noch in eben diesem Jahr wurde der Stadtrath auf fünfundvierzig Glieder festgesetzt und zwar drei und zwanzig Katholiken und zweiundzwanzig Protestanten.

Karl V. legte bald darauf (1556) die Regierung nieder und Ferdinand I. kam zur Haltung eines Reichstages im Jahr 1558 zum erstenmal

als Kaiser nach Augsburg. Er wurde feierlich eingeholt, beschenkt und die Bürgerschaft huldigte ihm. Die Geschäfte wurden ruhiger abgethan, als sonst, weil die Religionsstreitigkeiten aufgehört hatten und die Türkenhülfe wurde um so bereitwilliger auf's neue zugesagt. — In dieser Zeit wurde diejenige Straße erbaut, die noch jetzt unter dem Namen der Schlossermauer bekannt ist. Es traten nämlich mit Bewilligung des Magistrats die sämmtlichen Baumeister zusammen und stellten von der Barfüsserpfründe bis zum Ursulinerkloster achtundvierzig kleine Häuser mit Werkstätten für Feuerarbeiter her, deren jedes sie für einen jährlichen Zins von zwölf Gulden vermietheten.

Durch zweckmäßige Anstalten brachte man es (1562) dahin, daß zu Augsburg an der in mehrern Theilen von Deutschland geherrschten ansteckenden Seuche, «das Brechen» genannt, um ein Beträchtliches weniger Menschen, als anderswo, gestorben sind.

Auf der Versammlung der schwäbischen Kreisstände (1563) zu Ulm im folgenden Jahr wurde wegen gemeinsamer Hülfe wider die Störer des Landfriedens Vorsehung gethan, desgleichen der Kreis in vier Viertel abgetheilt und bestimmt, was jeder Stand zu leisten verbunden seyn solle. Augsburg

traf es fünfundzwanzig zu Roß und hundertfünfundzwanzig zu Fuß; dann in Gemeinschaft mit dem Bischof die Stellung eines Hauptmannes und der Pferde zu den Streifen.

Eine heftig ansteckende Krankheit (1564) riß abermals zweitausend fünfhundert zweiundvierzig Personen weg. Einpassirende Fremde mußten daher eidlich angeloben, daß sie sich in Monatsfrist an keinem angesteckten Ort aufgehalten hätten.

Maximilian II., der nach seines Vaters, Ferdinands I. Tod (1564) Kaiser geworden war, bestätigte zeitig der Stadt ihre besitzenden Privilegien und Freiheiten; auch diente unter ihm ein geborner Augsburger als Reichsvicekanzler, der berühmte Georg Sigmund Seld. Er war der Sohn eines Goldschmieds und 1521 geboren. Schon unter Karl V. trat er als ein ausgezeichnet geschickter Mann in kaiserliche Dienste und nicht leicht geschah etwas wichtiges, woran er nicht Theil genommen hätte. Er war es, der 1547 im Namen des Kaisers den Geschlechterrath einsetzte und die Mitglieder desselben auswählte. Er war so arbeitsam, daß er oft ganze Nächte nicht vom Schreibtische kam, dabei rechtschaffen, treu und dienstfertig, der alles Gute mit Freuden beförderte; unter andern auch den Religionsfrieden vom Jahr

1555. Nach vieler Arbeit trat er zwar 1563 in den Ruhestand und starb durch den unglücklichen Umwurf seines Reisewagens, als er von dem kaiserlichen Lustschloß Ebersdorf nach Hause fahren wollte. Maximilian brach, als er die Nachricht von diesem Unfall hörte, in die Worte aus: « Ich wollte gerne zwei Tonnen Goldes geben, wenn Seld hätte gerettet werden können. »

Im besagten Jahr (1566) wurde Ambrosius Hack, ein ungetreuer städtischer Beamter, der innerhalb sieben Jahren mehr als siebentausend Gulden unterschlug, gehängt. Er war Bauschreiber und aus einer angesehenen Familie. — Eine große Getreidetheuerung wirkte sehr traurig auf die niedern Volksstände und vermehrte die Zahl der Armen bis auf achthundert. Ein paar Jahre später stieg sie schon auf siebenzehnhundert. Unter den wohlhabenden Ständen wurde die Verschwendung immer grösser. Ulrich Fugger, ein junger noch unverheiratheter Mann machte für mehr als zweimalhunderttausend Gulden Schulden; ein Glied des Senats, Namens Christoph Gieng, verspielte in Einem Abend über siebentausend Gulden u. s. w.

Der Magistrat that in der That alles mögliche, um (1570) der allgemeinen Noth zu steuern. Er ließ Brod backen und es bedeutend wohlfeiler ver-

kaufen, als man es bei den Bäckern haben konnte, desgleichen auch Holz und Schmalz und theilte an mehr als viertausend Personen Geld aus. Die Metzger erhielten viele tausend Gulden Vorschüsse, um Vieh einzukaufen, ohne den geringsten Zins dafür zahlen zu dürfen. Der Theuerung und dem Hunger folgte — wie gewöhnlich — (1571) die Pest, wodurch die Bevölkerung der Stadt nicht wenig Noth litt. Eine Menge Kinder verloren ihre Eltern, so daß man (1572) das erste Waisenhaus in der Bäckergasse herstellte, anfangs zwei hundertfünfundsiebenzig, nach wenigen Jahren aber (1587) schon vierhundert Waisen unterhielt.

Unter dem Bischof Otto (1573 †) kamen die ersten Jesuiten nach Augsburg, obwohl das Domkapitel, die Dominikaner und die regulirten Chorherren zum heil. Kreutz ihrer Aufnahme sehr entgegen waren. Alle zusammen schilderten sie als «unruhige Köpfe, Kundschafter und Ausforscher, blinde Anhänger des Papstes» u. s. w. und das Domkapitel schrieb sogar an den Kaiser, «er möchte es von den Jesuiten befreien und bei seinen Privilegien schützen, außerdem es seinen Antheil an den Reichskontributionen nicht mehr zu bezahlen im Stande seyn würde.» Ihre größten Gönner waren die Fugger, durch die sie ein Kollegium

und reichliche Dotationen erhielten. Der Bischof Otto war übrigens nicht nur sehr unduldsam gegen andere Glaubensgenossen, sondern auch so abergläubisch, daß er noch Gesetze gegen die Zauberei gab.

In den Jahren 1576 und 1577 geschah manches Unglück. So z. B. brannten aus Verwahrlosung einer Magd die dem Kloster zu St. Ulrich gehörige sogenannte « Schwalbenmühle, » desgleichen zwei Rehlingersche Häuser in der Pulvergasse ab. Durch das Austreten der Wertach wurde das Dorf Oberhausen ganz überschwemmt und ein Hagelwetter zerstörte den Segen des Feldes.

Zu den untreuen Beamten jener Zeit (1579) gehört der Rathsdiener Paul Hektor Mair, der zu merkwürdig ist, als daß seiner hier nicht erwähnt werden sollte. Er war ein so ausgezeichneter Heuchler, daß er überall, sogar in einer von ihm schriftlich hinterlassenen und noch jetzt vorhandenen Chronik, fromme Anmerkungen einstreute. Er war ein geschickter Rechner und weil man in Hinsicht seines moralischen Charakters gar nichts Schlimmes befürchtete, vertraute man ihm die Stelle eines Stadtkassiers und das Proviantwesen. Nun fieng der Frömmling an, mit den Kassen, die er verwaltete, zu theilen und damit man den Abgang nicht merken möchte, half er sich mit falschen

Rechnungen. So trieb er seine Gaunereien, ohne daß er nur verdächtig wurde, achtzehn Jahre lang, denn wenn gleich sein immer stärker in die Augen fallender Aufwand nicht allgemein gefallen wollte, so fiel man doch nicht auf den Gedanken, woher die Quelle des Aufwandes fließen möchte, weil er ein eigenes Vermögen besaß. Auf einmal aber entdeckte man durch einen Zufall sein Verbrechen und man fand, daß er über sechszigtausend Gulden aus den Kassen entwendet habe. Der Mann hatte eine Frau, neun erwachsene Kinder und zwanzig Enkelkinder. Diese alle und noch andere, selbst vornehme Personen, baten um sein Leben, aber umsonst, er wurde hingerichtet und sein ohngefähr in 20,000 Gulden bestehendes Vermögen zur Vergütung der von ihm bestohlenen Kassen verwendet.

Zur Nachahmung des Jesuitenkollegiums bauten die Protestanten (1581) das Kollegium zu St. Anna. Johann Baptista Hainzel, Martin Zobel und Niklas Pömer, letztere zwei reiche Kaufleute, ließen sich die Noth armer Studirender tief zu Herzen gehen und beschlossen diesen Bau. Ihr Entwurf fand allgemeinen Beifall und in kurzer Zeit war eine solche Summe zusammengesteuert, daß man am 3. Februar 1581 die Herrichtung

eines Instituts beginnen konnte, in welchem wenigstens dreißig evangelische dürftige Schüler aufgenommen werden sollten. Es war gerade der Tag, an welchem die Jesuiten den ersten Stein zu ihrem Kollegium legten. Die jungen Leute sollten nicht nur, so wie bei den Jesuiten, unentgeldlich in den Wissenschaften unterrichtet, sondern auch mit Büchern versehen und zum Theil verpflegt werden. Der im Jahr der Erbauung vorhandene Stiftungsfond vermehrte sich durch den wackern Zobel und andere Wohlthäter nach und nach bis auf die Summe von hundertneunzehntausend sechshundertundfünfzehn Gulden.

Der Reichstag zu Augsburg, der auf den 28. Junius 1582 ausgeschrieben war, und dem der neue Kaiser Rudolph II. in Person beiwohnte, nahm einen etwas stürmischen Anfang, denn der Reichsmarschall Konrad von Pappenheim machte allerlei Forderungen an die Stadt, von welchen man glaubte, daß man sie nicht zugestehen könne. Das ganze reichsstädtische Kollegium nahm sich Augsburgs an und klagte gemeinschaftlich bei dem Kaiser. Weil aber die Entscheidung desselben nicht nach Wunsch ausfiel, so wurden die Reichsstädte darüber dergestalt erbittert, daß sie durchaus nicht zu bewegen waren, mit den andern Ständen

Antheil an der geforderten Türkenhülfe (1583) zu nehmen. Den Gregorianischen Kalender anzunehmen, war Augsburg nicht ungeneigt, wenn der Herzog von Bayern dazu den Vorgang machen werde; aber dem widersetzte sich die ganze evangelische Geistlichkeit und die Sache verursachte große Unruhen. Selbst das Reichskammergericht mischte sich darein und befahl, den neuen Kalender (wiewohl der alte julianische offenbar astronomisch-unrichtiger war) schlechterdings nicht eher anzunehmen, als bis alle Stände des deutschen Reichs dazu eingewilligt hätten. Es schien indessen diese Verordnung nur erschlichen zu seyn und sie mußte nicht nur auf kaiserlichen Befehl zurückgenommen, sondern eine neue bekannt gemacht werden, vermöge welcher das Gegentheil anbefohlen wurde. Das vorhin ungeneigte Volk beruhigte sich zwar dabei, nicht aber der Superintendent Dr. Georg Mylius. Er bewog seine geistlichen Kollegen, den zunächst einfallenden Himmelfahrtstag nicht nach dem neuen, sondern nach dem alten Kalender zu feiern. Nicht genug, er schrieb sogar an die Stadt Köln: «Die Gemeine sey befugt, den Rath ein- und abzusetzen.» Da dieß nicht verborgen blieb, so verbot man ihm nicht nur die Kanzel, sondern befahl zugleich dem Stadtvogt, den unru-

higen Mann zu greifen, ihn in eine Kutsche zu setzen und in möglichster Stille beim Göppinger Thor hinaus aus der Stadt zu bringen. So still alles vor sich gieng, so blieb es doch nicht unentdeckt, denn die Frau des Mylius verführte ein großes Gassengeschrei und sogleich rottete sich der Pöbel zusammen, schnitt den Pferden die Stränge ab, hob den Superintendenten aus der Kutsche und führte ihn einstweilen in eine benachbarte Bäckerwohnung. Jetzt wurden die Thore gesperrt, Soldaten marschirten auf, der Rath versammelte sich und es wurde sogar auf das anrückende Volk — wiewohl nur blind — geschossen. Das machte aber das Uebel nur ärger und nur ein freundlicher Zuspruch der Geistlichen vermochte es, den Sturm zu beschwören und das wüthende Volk zu besänftigen. Mylius Ehegattin starb vor Schrecken, er aber ging in aller Stille aus der Stadt und wandte sich nach Ulm, das Volk aber verlor sich nach und nach aus den Straßen und die Ruhe ward hergestellt, nicht aber das Vertrauen zwischen dem Rath und der Bürgerschaft, das bei diesem Anlasse sehr gelitten hatte. Auch in Hinsicht des Kirchlichen sah es betrübt aus, denn da die Geistlichen sich zur Beruhigung des aufrührerischen Haufens hatten gebrauchen lassen, so blieb das Volk

jetzt aus den Kirchen, nahm kein Sakrament, ließ kein Kind taufen, keine Ehe einsegnen und weigerte sich des Zuspruchs auf dem Sterbebette. Zuletzt mußte eine kaiserliche Kommission einrücken, vor welcher aber von der Bürgerschaft gegen den Rath — namentlich den katholischen Theil desselben — große Beschwerden angebracht wurden, und man sah bald, daß an dem ausgebrochenen Mißvergnügen das gemeine Volk bei weitem nicht allein Schuld sey, und es konnte nicht anders, als durch einen gütlichen Vergleich geholfen werden.

Dieses Mittel wirkte indessen nur auf kurze Zeit, denn nach noch nicht völlig verflossenen zwei Jahren (1585) erschien eine neue Kommisson. Weil nämlich im vorigen Vergleich bestimmt war, daß die Ernennung und Berufung der evangelischen Prediger nicht, wie sonst, durch die Kirchen- sondern durch die Stadtpfleger (welche beide katholisch waren), geschehen solle, so erklärten selbst mehrere Rathsglieder, daß dieses gegen ihr Gewissen streite und sie darein nicht willigen könnten. Die Kommission fuhr indessen mit Gewalt durch, setzte ab und verwies aus der Stadt, wer nicht gehorchen wollte, ließ andere in die Gefängnisse bringen und verbot den Geistlichen, weder auf der Kanzel noch sonst sich über den Punkt wegen Berufung der

Prediger zu äussern u. s. w. Auswärtige Fürsten nahmen sich der Bürgerschaft am kaiserlichen Hof an, aber umsonst, denn man war dort vom Rath und der Kommission bereits widrig gestimmt und die Berufung der Prediger sollte ohne anders bei den Stadtpflegern verbleiben.

Zwar wurde im folgenden Jahr (1586) es noch einmal versucht, die Geistlichen zu anderer Gesinnung zu bereden, allein diese blieben bei dem Satz, daß es den Stadtpflegern nicht gebühre, evangelische Geistliche eigenmächtig zu berufen, auch hätten diese, daß sie zur Aufnahme der Jesuiten stille geschwiegen, bereits den Rechten des evangelischen Theils der Bürgerschaft zu wehe gethan, als daß man Vertrauen zu ihnen haben könnte. Dafür wurden diese protestirenden Geistlichen mit ihren Familien gewaltsam aus der Stadt verwiesen, was natürlich den Unmuth aufs höchste steigerte. Neue Prediger wurden angestellt, aber die Gemeine wollte sie nicht hören. Außerdem grassirte die Pest und raffte in dem einzigen Jahr 1586 über vierunddreißig hundert Menschen weg und eine Wasserfluth um diese Zeit war so heftig, daß man in der Stadt in kleinen Kähnen fahren mußte.

Diese traurigen Irrungen dauerten, weil der

Rath durchaus nicht entgegen gehen wollte, ohngeachtet mehrere Reichsstädte sich recht freundlich und nachbarlich dafür verwendeten, noch im Jahr 1590 mit gleicher Heftigkeit fort. Erst im folgenden Jahr übergaben einige rechtliche Bürger, überzeugt daß bei solchem wechselseitigen Benehmen das Stadtwesen zu Grunde gehen müsse, dem Geheimen Rath schriftlich einige Punkte, die bei einem so sehr wünschenswerthen Vergleich zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft zum Grunde gelegt werden könnten. Und so geschah es denn auch, daß die Ruhe großentheils wieder eintrat, obwohl die ausgewanderten Bürger sich erst 1595 dazu verstanden, diese Punkte *) anzunehmen.

Ein Jahr hernach (1592), als die Gemüther etwas ruhiger geworden waren, brach abermals die Pest aus, so, daß man sogar den Jahrmarkt an Michaelis (Kirchweihe) einstellen und die eben jetzt eintretende neue Steuerbeschreibung auf ein Jahr lang verschieben mußte. Zu den sonderbaren Verordnungen dieser Zeit gehört nicht sowohl, daß während der Pest alle Tänze und andere öffent-

---

*) Versuch einer Geschichte der Stadt Augsburg. Ein Lesebuch für alle Stände, von C. J. Wagenseil, Augsburg 1820. Zweiter Band, S. 238. f.

liche Vergnügungen verboten wurden, — denn das that man ja sogar bei Sonnenfinsternissen und der Erscheinung eines Kometen — als vielmehr, daß zu Hochzeiten nicht mehr als vierundzwanzig Personen geladen werden durften.

Mit dem Herzoge Wilhelm von Bayern gerieth die Stadt Augsburg in einen heftigen Streit (1596) wegen einiger Baulichkeiten am Lechflusse, die man vornahm, ohne den benachbarten herzoglichen Beamten davon eine Anzeige zu machen, was man nicht schuldig zu seyn glaubte. Diese ließen hierauf einige bereits stehende Gebäude abreissen und die Sache schien nicht anders, als durch eine kaiserliche Kommission geendet werden zu können, indessen verglichen sich beide Theile, ehe diese zu Stande kam.

Endlich mit Anfang des neuen Jahrhunderts (1601) wurden auch die langen Streitigkeiten zwischen dem Bischof und Domkapitel einer- und dem Magistrat der Stadt andererseits durch einen Vergleich abgethan, womit die alten Ansprüche der Bischöfe, als ob ihnen die Oberherrschaft über die Stadt gehöre, ein Ende nahmen und die letztere zum ruhigen Besitz ihrer Rechte gelangte. Ueberhaupt herrschte um diese Zeit zu Augsburg eine solche Ruhe und ein solcher Wohlstand, daß

manche merkwürdige Anstalt und manches Prachtgebäude sich aus derselben herschreibt. Die Stadt hatte damals ihren großen Baumeister Elias Holl *) und stellte durch diesen genialen Mann das Zeughaus, das Gießhaus, das Bäckerhaus am Perlachberg, das Siegelhaus am Weinmarkt, vor allem aber das vortreffliche Rathhaus, das noch gegenwärtig als eine Zierde Augsburgs dasteht und bewundert wird, her. Der Bau wurde im November des Jahrs 1614 begonnen und 1620 geendigt. Es ist 152 Fuß hoch, 147 breit und hat drei Stockwerke. Im zweiten befindet sich der berühmte «goldene Saal», 52 Schuhe hoch, 58 breit, 110 lang, ohne alle Säulen, an welchen die sogenannten vier «Fürstenzimmer» stoßen. Die Gemälde und andere Verzierungen ungerechnet, hat dieser Bau wenigstens hunderttausend Gulden gekostet. Am 3. August 1620 wurde die erste feierliche Rathswahl in dem neuen Gebäude gehalten.

*) Elias Holl, Baumeister zu Augsburg, eine biographische Skizze. Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. 8. Augsburg bei Braun 1818. vom kgl. Regierungsrathe Wagenseil. — Neu aufgelegt mit Vermehrungen und Verbesserungen, auch Holls Bildniß in 4. Augsburg 1837.

Während so in Augsburg Ruhe und Stille herrschte (1618), brach in Böhmen derjenige Krieg aus, der in der Geschichte der dreißigjährige heißt und die Stadt an den Rand des Verderbens führte. Den Anfang des nachherigen tiefen Verfalls machte das so sehr in Unordnung gerathene Münzwesen. Mit den schlechtesten Sorten aus der Schweiz und andern Ländern wurde Augsburg und die ganze Gegend überschwemmt, wodurch alle Bedürfnisse zu den höchsten Preisen stiegen. Im Jahr 1622 stund der Thaler bis auf Fl. 15 — und man mußte alles mögliche anwenden, um dieser Münz-Kipperei Einhalt zu thun. Hiezu kam ein neues Unglück, daß Bayern eine Kornsperre verhängte und Augsburg das benöthigte Getreide mit großen Kosten aus der Ferne kommen lassen mußte, um einer Hungersnoth zu wehren, dazu aber Kapitalien zu sehr hohen Zinsen aufnehmen. Zwar gab der Magistrat Gesetze gegen den Vorkauf, besonders auf den Kornmärkten, schaffte verschwenderische Hochzeit- und andere Gastmahle ein, oder schränkte sie wenigstens ein, taxirte die Lebensmittel u. s. w. aber es wollte alles nichts helfen, man brachte es kaum dahin, daß nicht geradezu alles unterlag, aber von jetzt an gelang es Augsburg niemals, sich ganz zu erholen, im Gegentheil sank es immer

tiefer herab (1625). In jener Wucherzeit zählte man bereits — ohne die Gassenbettler — über dreitausend Hausarme, die auf öffentliche Unterstützung Anspruch machten. Die Getreidepreise stiegen immer höher (1626), ja oft trat sogar Mangel ein und hinderte die Bäcker, das tägliche Bedürfniß an Brod zu liefern. Ohngeachtet man unter solchen Umständen fremden Bäckern erlaubte, Brod einzubringen, so wollte doch auch dieses nicht hinreichend seyn, weil bereits Truppenmärsche in Schwaben begannen und durch sie das Bedürfniß noch vergrößert wurde. Es läßt sich denken, daß durch diesen Mangel und Theurung ansteckende Krankheiten nicht ausblieben. Kaum wußte man, welchem Elende man zuerst abhelfen sollte.

Wir wenden uns von diesen Scenen des Jammers ein wenig ab und tragen zur Erholung des Lesers einiges aus der frühern bessern Zeit nach, um denselben ein wenig ausruhen zu lassen, indem vom Jahr 1629 an die Zeiten für Augsburg immer trauriger uud drückender zu werden begannen.

Daß öffentliche Schießen (1567), nachdem die Turniere stufenweise abnahmen, unter die Hauptvergnügungen gehörten, ist bereits erinnert worden. Bei Anwesenheit des Herzogs Albert von Bayern

wurde ein solches veranstaltet, wobei 295 Schützen gegenwärtig waren; der Hauptgewinn bestand in hundert Gulden. Bei einem Büchsenschießen im Jahr 1617 in der Rosenau zählte man dreihundert und fünfzig. Aber nun trat der verderbliche Krieg ein und an Vergnügungen solcher Art war nicht mehr zu denken. — Die großen Gastmahle wurden gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts immer verschwenderischer und man setzte Speisen auf die Tafeln, die man jetzt selbst an den glänzendsten Höfen nicht mehr antrifft, z. B. Hammen, Grillen, Rheinschwalben, Pfauen und dergleichen. Im Jahr 1566 gab der Kaiser Maximilian II. zu Augsburg ein Banquet, wozu einundzwanzig Kurfürsten und Fürsten geladen waren. — Die Gärten der Augsburger prangten in größter Herrlichkeit und mit solchen Wasserkünsten, als kaum fürstliche, — ihre Häuser mit der köstlichsten Einrichtung, — die Kleiderpracht übertraf alles, was man in dieser Hinsicht kaum erwarten konnte (1582). Zwar machte man, um die Uebertreibungen derselben in etwas zu beschränken, eine Verordnung — und zwar die allererste dieser Art — „die Geziere und Kleidungen betreffend" und übergab sie dem Druck, sie kam aber zeitig in Vergessenheit und es stund volle achtzig Jahre

an, bis man wieder an eine neue dachte. In jener ist sogar genau bestimmt, daß ein Mannshemd von Leinwand mit Einschluß des Zugehörs und Arbeitslohnes mehr nicht als 5 Fl. — sammetne Barette aber und goldene Hauben mit Perlen geziert 100 Fl. kosten sollten. Sammetne Schuhe und Pantoffeln waren den höhern Ständen verboten, Kränze und Haarbänder von Perlen, Ketten, Ringe, vergoldete Gürtel ꝛc. aber erlaubt, und die Futter der Kleider durften von Marderrücken seyn. Weibern der Handwerksleute erlaubte man zu solchen Futtern Fuchswammen, zum Ueberzug Atlas ꝛc.

Im Jahr 1548 wurde das Schießhaus für die Armbrustschützen vor dem Göggingerthor (der heutige Schießgraben), desgleichen 1562 die Bibliothek im St. Annen Hof, 1581 die Kirche der Jesuiten erbaut, 1594 der hohe Thurm bei St. Ulrich begonnen. 1596 entstand der hohe Ablaß, 1607 das Zeughaus, an welches Johann Reichel aus Bayern die trefflichen Statuen arbeitete, 1603 die Kirche auf dem katholischen Gottesacker vor dem Göggingerthor, 1602 das Bäckerhaus am Perlachberg. Das schlecht erbaute Ganthaus drohte einzustürzen, man stellte es 1604 neu her, renovirte 1606 die Kirche zu St. Anna, erbaute

1609 die schöne Fleischbank (Metzge) und in eben diesem Jahr die beiden Bronnenthürme bei St. Jakob, mittelst welcher die ganze Vorstadt mit Wasser versorgt werden konnte, 1613 das Gymnasium, 1620 das prächtige Rathhaus, ein ewiges Denkmal des damaligen Wohlstandes der Handelsstadt Augsburg. Und doch war der Glanz derselben damals schon sehr im Verschwinden, wozu Karls V. gewaltsame Regimentsänderung, die Bedrückungen des evangelischen Theils der Bürgerschaft wegen der Religion, die boshaften Einflüsterungen der Jesuiten am österreichischen Hofe, die Abnahme des Handels, die deßhalb entstandenen Fallimente das Ihrige zusammen reichlich beitrugen. Obwohl noch im Jahr 1610 die Zahl von 475,184 Stücke Barchent an die Schau gebracht wurden, 1618 noch sechstausend Webermeister arbeiteten, so fiel ihre Anzahl doch schon im dreißigjährigen Krieg auf fünfhundert herab und ihre Arbeiten kamen gegen die frühern in gar keine Betrachtung mehr.

Zwischen den Jahren 1548 und 1628 wurde der sogenannte Schauersche Balsam von dem Chemikus Johannes Schaur erfunden, 1625 von dem Magistrat und später von Kaisern und Königen privilegirt, dann aber durch seine Nach-

kommen vervollkommt und als eine Wunderessenz in und außer Europa ungeheuer verbreitet. Einer von dieser Familie hieß gewöhnlich nur «der reiche Schaur.» Er legte einen Garten vor dem Schwibbogen Thor an, der weit und breit seines Gleichen nicht hatte, aber von dieser Herrlichkeit sieht man längst keine Spur mehr und auch der Balsam, der solche Wunder that, ist beinahe ganz vergessen.

Seit der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts arbeitete sich das Schreinerhandwerk nach und nach zum Kunstgetriebe hinauf und die Arbeiten hiesiger Meister wurden in weiter Ferne bewundert. — Fabriken entstanden mehrere, z. B. eine Glas-, Fayence- und Porcellan-, desgleichen eine Zuckerfabrik, aber theils aus Mangel an Unterstützung, theils anderer Ursachen halber, gingen sie zeitig wieder ein. Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts verfertigte der geschickte Drechsler Daniel Müller musikalische Instrumente, z. B. Fagotte, Flöten rc., die geschätzt wurden, und das Färberhandwerk nahm so außerordentlich zu, daß man die Ansässigmachung auf dasselbe beschränken mußte. — Vor 1616 waren nur zwei Papiermühlen zu Augsburg, dann aber wurden es mehrere. — Geschickte Orgelma-

cher, Kupferstecher, Uhrmacher, Glockengießer und andere mechanische Künstler setzten sich allenthalben in Ruf. Unter den berühmten Malern jener Zeit glänzten Hans Rothenhammer als Künstler in Oel und Matthias Kager als Frescomaler vorzüglich. Die Werke des Letztern haben zwar durch Zeit und Witterung sehr gelitten und sind beinahe ganz verschwunden, aber unter denen des Erstern bewundert man noch jetzt manche, namentlich die Flußgötter über einem Hauptportal im goldenen Saal auf dem Rathhause. Die augsburgischen Silberarbeiter galten immer für die vorzüglichsten ihrer Art. Aus dieser Periode schreibt sich die prächtige 236 Mark schwere Lampe in der Domkirche von den Gebrüdern Lenker her. Unter den schönen Künsten waren Musik und Schauspielkunst hier noch in ihrer Kindheit; noch ergötzte man sich an der Kunst der Meistersänger und nur das einzige ist merkwürdig, daß im Jahr 1560 ein Sängerchor entstand, das nach zwanzig Jahren achtzig Mitglieder zählte. Es hieß die «Cantorey» und dauerte bis zum Jahr 1806, in welchem sie aufgehoben wurde.

Das Schulwesen, hauptsächlich das protestantische, war schon im sechszehnten Jahrhundert musterhaft. Der große Philolog Hieronimus

Wolf, der Mathematiker Georg Henisch, David Höschel, einer der größten Griechen seiner Zeit, Elias Ehinger, tiefer Kenner der Kirchengeschichte, waren nach und nach Rektoren des Gymnasiums zu St. Anna, und in den niedern Schulen erhielten die Kinder einen sehr guten Unterricht. In dieser Hinsicht standen freilich die Protestanten um ein gut Theil höher als die Katholiken, welche letztere sich mit Jesuiten Latein begnügen und glauben mußten, sie hätten nun etwas Rechtes.

Unter den Buchdruckereien war die ad insigne pinus, von Marx Welser und David Höschel errichtet, die berühmteste. Die Ausgaben griechischer und lateinischer Autoren, die von derselben ausgingen, waren in ganz Europa beliebt. Sonst gehört unter die gelehrten Merkwürdigkeiten Augsburgs nicht nur der Druck hebräischer Bücher und die Veredlung der sogenannten Buchdruckerstöcke, sondern auch, daß hier im Jahr 1564 das erste Meßverzeichniß neu herausgekommener Bücher gedruckt worden ist. — Der gemeine Mann glaubte indessen nicht nur noch an Hexen und Zauberer, sondern der Magistrat ließ sogar solche unglückliche Personen noch öffentlich verbrennen (1590. 1625). Die Jesuiten trieben nach Herzenslust Teufel aus

(1570), besonders war der Pater Canisius in dieser Hinsicht berühmt, denn er überredete das blindglaubige Volk, aus einer Magd des Marx Fugger sieben Teufel gejagt zu haben.

Wenn gleich diese Zeit sich vor der frühern durch eine bessere Policei auszeichnete und manche gute Verordnung erschien, z. B. eine verbesserte Feuerordnung, eine Verminderung öffentlicher Zechhäuser, die Einschränkung leichtsinniger Heirathen, die Errichtung eines Pfand- und Leihhauses u. s. w. (1591), so muß es doch um die Sittlichkeit noch sehr schlimm ausgesehen haben, denn man liest in gleichzeitigen Chroniken, daß allein im Jahr 1559 dreizehn Mordthaten geschahen, und der schändlichste Wucher an der Tagesordnung war, wenn Eheleute einander mordeten und sonst die unnatürlichsten Verbrechen offenbar wurden. So z. E. hatte (1568) ein gewisser Michael Schwarzkopf mehr als zwanzig Missethaten begangen und unter anderm einer schwangern Frau das Kind aus dem Leibe geschnitten. Dafür wurde er mehrmals mit glühenden Zangen gezwickt und dann lebendig gerädert.

Ehrenvoll verdient die Erbauung eines öffentlichen und allgemeinen Krankenhauses erwähnt zu werden. Es dankt seine Entstehung dem wackern

Martin Zobel, dessen wir bei der Stiftung des Kollegiums zu St. Anna bereits erwähnt haben. Er kaufte ein eigenes Haus auf dem mittlern Graben für einunddreißig tausend Gulden, verwendete noch ohngefähr eintausend Gulden zur zweckmäßigen Ausbauung, dotirte es und machte sich so um das Wohl seiner Mitbürger wahrhaft unsterblich verdient. Später gab der Magistrat noch zur Vergrößerung des Instituts zwanzigtausend Gulden (1613) und bald stand das Krankenhaus zum Gebrauch für Personen jedes Religionstheils fertig da. — Die Fugger stifteten (1548) ein sogenanntes «Holzhaus», das ist eine Anstalt, in welche venerische Personen zum Gebrauch des sogenannten «Franzosenholzes» aufgenommen werden konnten und reihten dazu 20,000 Fl. — in der Folge noch ein zweites, wozu Anton Fugger 28,000 Fl. schenkte. — Außerdem entstanden in dieser Periode noch mehrere wohlthätige Stiftungen, desgleichen Stipendien, besonders für künftige protestantische Theologen u. s. w.

Auch die Handwerker erhielten neue Verordnungen. Z. B. die Bäcker sollten künftig das Roggenbrod bezeichnen, damit diejenigen gestraft werden könnten, welche es nicht vorschriftsmäßig

machen würden (1548). Den Fischern schrieb man eine Taxe vor (1550). Den Brauern verbot man, Haberbier zu brauen (1563). Die Apotheken wurden einer jährlichen Visitation unterworfen. Die Genossen des Weber-Handwerks ergaben sich einem so leichtsinnigen «Schuldenmachen», daß man sich von Seiten des Magistrats genöthigt sah, den Garn- und Wollenhändlern zu befehlen, keinem Weber über 15 Gulden bei Vermeidung einer Strafe von gleicher Summe zu borgen.

Der Verfasser dieser «Kleinen Chronik von Augsburg» war Willens, sie bis zum Jahr 1806 fortzuführen, zu welcher Zeit die Reichsstandschaft aufhörte und unter bayerscher Herrschaft eine ganz neue Geschichte beginnt; allein mit dem Anfang des dreißigjährigen Krieges drängten sich die wichtigen Vorfälle dergestalt, sie griffen in die ganze Verfassung der Stadt so sehr ein, daß die Erzählung derselben in diesem zweiten Bande des «Unterhaltungsbuchs für Freunde der Geschichte und Literatur» entweder zu unvollkommen, oder zu weitläufig hätte werden müssen. Sollte dieses Buch mit einem dritten Bande vermehrt werden, so würde sich dort für Fortsetzung und Beschluß der

»Kleinen Chronik« Platz finden, oder der Verfasser müßte zu einer Bearbeitung derselben auf andere Art aufgefordert werden. Im Allgemeinen läßt sich blos sagen: daß die erwähnten Vorfälle von nicht geringer Wichtigkeit waren, sowohl während des Krieges, als der Friedensunterhandlungen. Eine dreimalige Belagerung, eine doppelte Eroberung, eine viermal vorgefallene Regimentsänderung, eine gräßliche Hungersnoth und ansteckende Seuchen, Sperrung alles Handels und Wandels, Wiederbelebung derselben im siebenzehnten und noch bedeutenderer Verfall im achtzehnten Jahrhundert, Verarmung eines großen Theils der Bewohner Augsburgs, Umsturz der vorhin angesehensten und reichsten Familien, nebst andern unzähligen Glücks- und Unglücksfällen, würden die Gegenstände der besagten Fortsetzung bilden.

II.

Schreckliches Schicksal der ehemaligen Reichsstadt Kempten im siebenzehnten Jahrhundert.

Dieses findet man in Furtenbachs «Noth- und Jammerchronik» also geschildert: «Als am 3. Jänner 1633 die Stadt Kempten in Oberschwaben mit Sturm an das kaiserliche Heer überging, wurden alle Männer und Weiber, sogar Kinder, die man auf den Straßen fand, ermordet. Die Soldaten drangen in die Häuser, plünderten und zerstörten, was sie sahen. Kasten und Truhen, woran keine Schlüssel steckten, wurden zerhauen, Betten zerschnitten und die Federn in die Luft gestreut. Der Prediger, M. Schacher, ein siebenzigjähriger Greis, wurde aufgehängt; der Stadtammann, der sich retten wollte, aber Alters halber (74 Jahre) es nicht vermochte, ermordet; — ein Bürgermeister in seinem eigenen Hause nebst

seiner Frau durch die Plünderer mit Kolben todtgeschlagen. Der Frau schnitten sie die Brüste ab; Mütter und Dienstmägde mit Kindern auf den Armen sprengte man in den Illerfluß. — Nachdem ein Chirurg todtgeschlagen, seine Tochter aber genothzüchtigt ward, stachen die Unmenschen der Letztern die Augen aus, und warfen sie nebst dem Vater auf die Gasse. Weiber und Mädchen wurden in Gegenwart ihrer Ehemänner und Eltern entehrt und dann Letztere getödtet. Ein Kind von zwölf und eine Frau von hundert Jahren mußten zur Sättigung der Geilheit dieser Barbaren dienen. Einer Frau, die einen Kessel voll siedenden Wassers vor sich stehen hatte, hieben sie beide Hände ab, tauchten ihr den Kopf mehrmals ins Wasser, und trennten ihn dann vom Rumpfe. Unter den Getödteten fand man in einem Keller sechs Kinder, deren jüngstes noch nach dem Tode die Händchen flehend zum Himmel empor hub. Es war fast keine Marter und keine Todesart, die die armen Bewohner dieser unglücklichen Stadt nicht über sich ergehen lassen mußten.»

III.

Wurst wider Wurst.

In den alten Chroniken der gewesenen Reichsstadt Memmingen in Schwaben findet sich folgende naive Geschichte aufgezeichnet, die zu allerhand Reflexionen veranlassen könnte.

Bischof Heinrich III. von Augsburg war einem Juden eine Summe Geldes schuldig und die Stadt Memmingen dem Nämlichen ebenfalls. Da nun der Jude sein Geld von der Stadt nicht zu erhalten wußte, so bat er sich die Erweisung einer gewissen Gefälligkeit dafür aus, wenn er noch länger borgen sollte. Der Stadtmagistrat schlug das Verlangen ihres Creditors ab, und dieser wandte sich an den Bischof von Augsburg, er möchte die unfreundlichen Städter dafür etwas empfindlich bestrafen. Sogleich that er sie aus priesterlicher Machtvollkommenheiten in den Kirchenbann. Nun hörte auf einmal aller Gottesdienst zu Memmingen auf; die Heiligenbilder wurden zur Erde geworfen, die Kirchen geschlossen, die Glocken tönten Fluch und Verderben, und kein

Todter durfte in geweihter Erde begraben werden. Alle Zufuhr mit Lebensmitteln und aller Verkehr mit Fremden hörten ganz auf.

Das war für die arme Stadt eine ängstliche Lage! Sie dauerte eine ziemliche Zeit, bis endlich ein Einfall ihres Stadtschreibens aller Fehde ein plötzliches Ende machte. Es wurde nämlich vermöge eines obrigkeitlichen Befehls öffentlich bekannt gemacht: « daß von jetzt an alle in der Stadt Memmingen gestorbene Juden, so wie alle ihre Angehörigen, nicht mehr wie sonst, auf einem abgesonderten Gottesacker, sondern auf dem gewöhnlichen christlichen begraben werden sollten. » Das war für die gesammte Judenschaft ein Donnerschlag, ja ein weit fürchterlicherer, als der Bann des Bischofs von Augsburg für die Christen. Der, welcher diesen veranlaßt hatte, konnte nicht genug eilen, den Bischof um die schleunigste Aufhebung desselben dringend zu bitten. Der hohe Geistliche gewährte ohne Anstand die Bitte seines Creditors, die christliche Inwohnerschaft von Memmingen beruhigt, und endlich die tief gekränkte Judenschaft heilfroh, daß die unerhörte Schmach, außerdem nicht mehr neben ihren Vätern zu verfaulen, von ihnen genommen wurde.

IV.

Vorgethan und Nachbedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Will man unpartheiisch seyn, so muß man gestehen, daß das alte lateinische Sprüchlein «Iliacos intra muros peccatur, et extra» unläugbare Wahrheit enthalte. Den Beweis dafür liefert unter anderm auch die kleine schwäbische Reichsstadt Ißny. In derselben befand sich im Jahr 1534 ein Mönchskloster, mit dem sich bis dahin der Magistrat und die Bürgerschaft ziemlich friedlich gestanden hatte. Jetzt fiel den Letztern ein, von Prior und Convent zu verlangen: «da nun in ihrer Stadt die Lehre augsburgischer Konfession eingeführt sey, so sollte ohne Säumen sogleich nicht nur die Messe, sondern überhaupt aller kirchlich katholische Ritus aufgehoben werden, weil derselbe ihnen ein Gräuel sey.» Es blieb jedoch beim Alten und die magistratische Zumuthung unbeachtet. Da erschien eine zweite Sendung, begleitet von einem Notar und einigen besonders erbetenen Zeugen, mit dem frühern Antrag und dem Zu-

satze: « Wenn Prior und Convent sich nicht gütlich dem obrigkeitlichen Willen fügen würden, so werde Anstalt getroffen werden, sie mit Gewalt dazu zu zwingen. » — Von Seiten des Klosters bestand man bei dem frühern Entschluß, und nun kamen am 6. Julius des gedachten Jahrs ein Bürgermeister mit etlichen Rathsgliedern, um zu versuchen, ob sie nicht in eigner Person mehr, als durch jede andere Abordnung auszurichten vermöchten. Weil es aber dieser Ambassade eben so wenig gelang, so traten einige Zunftmeister mit Schlossern, Schmieden und etlichen Buben in die Kirche, öffneten mit Gewalt die Thüren, rissen die Bilder von ihren Standorten und zerschlugen sie sammt einem großen Crucifix u. s. w. Auch der Altäre wurde nicht geschont, und die Kirche einige Zeit von Bürgern bewacht. Das Kloster und dessen Schirmvogt, Freiherr Wilhelm Truchseß von Waldburg, wandten sich an das Reichskammergericht zu Speyer, und erhielten gegen die Stadt Ißny ein Mandatum de restituendo. Zuletzt wurde die Sache durch einen Vergleich abgethan, der dem städtischen Aerar dergestalt empfindlich fiel, daß man sichs in der Folge gern vergehen ließ, einen ähnlichen intoleranten Unfug noch einmal statt finden zu lassen.

V.

Historische Bruchstücke.

Mit zeitgemäßen Randglossen.

1.

Ob sich das Menschengeschlecht zum Bessern oder Schlimmern neige, — über diese Frage sollte kaum noch gestritten werden können, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen lassen will, die Vorzeit ein wenig kennen zu lernen und sie mit der Gegenwart zu vergleichen. Die Geschichte erzählt uns z. B. von einem Paar Herzogen Würtembergs folgendes. Herzog Ulrich, nicht gewarnt durch die Absetzung seines Vorgängers Eberhards II., machte innerhalb weniger Jahre für eine Million Gulden neue Schulden, mißhandelte seine Gemahlin, ermordete aus Eifersucht den Junker Johann von Hutten, ließ seine Räthe unmenschlich foltern und namentlich einen derselben bei einem Kohlfeuer an Armen und Beinen braten, zuletzt aber dessen Leib mit Branntwein übergießen

und anzünden. — Herzog Karl Alexander, der 1730 zur Regierung kam, machte den berüchtigten Juden Süß Oppenheimer zu seinem Finanzminister, ließ durch geringhaltige Münzsorten, Dienst- und Aemterverkäufe, Land-Kommissionen, ungeheure Taxen aller Art und hundertfältige andere Erpressungen seine Unterthanen fast zu Tode schinden. — Endlich, was manche Leser dieses Buchs vielleicht noch selbst erlebt haben, andere aber in gedruckten Schriften *) finden können — unter dem Herzog Karl kostete allein das blos zur Parade aufgestellte Militär Millionen, Hunderttausende aber wurden an des Landesherrn Geburtstagen verschwendet. Mitten im Winter mußten Gärten, Felder, Weinberge, feurige Palläste, Tempel, wie von Feen erbaut, hingezaubert, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen mit ungeheuern Kosten angestellt werden. Seine Reisen nach Italien und die von dort mitgebrachten Lustmädchen fraßen das Mark des Landes. Mit allen Diensten und Aemtern im Lande, vom höchsten bis zum Dienst eines Nachtwächters herab, selbst wenn sie noch nicht erledigt waren,

*) Z. B. in Wohls „Beiträgen zur Geschichte Würtembergs.“ I. Band. 8. Tübingen 1831.

wurde der schamloseste Handel getrieben. Es wurden Lustlager gehalten und durch sie die Getreidfelder verwüstet, aber an eine Entschädigung des benachtheiligten Landmannes ward nicht entfernt gedacht. Dazu mußte der Unterthan seine Pferde hergeben, und wenn sie zu Grunde gingen, um theures Geld neue aus dem fürstlichen Marstalle kaufen. Zu den herzoglichen Bauten nahm man das Holz, wo man es fand, selbst auf den Bauplätzen der Zimmerleute und Privaten; Handwerker und Taglöhner wurden zu unentgeldlicher Arbeit gezwungen. — Einmal forderte man von den sämmtlichen Stadtschreibern des Landes fünfzigtausend Gulden, aus dem alleinigen Grunde, «weil ihr Einkommen zu groß sey.» Den kleinsten Dörfern schickte man die größten Lastwagen mit Salz, ließ sie dafür Tausende bezahlen, und machten sie Umstände, es anzunehmen, es mit Exekution zusammen treiben. Die Jagdhunde mußten von den Bauern zu Tausenden gefüttert werden, und es gab manche Dörfer, die große Landstrecken des Wildschadens halber unangebaut liegen lassen mußten. Zum Soldatenstande hob man nach bloßer Willkühr die ledigen Bursche aus, auch verheirathete junge Männer, dann handelte man mit ihnen um ihre Freiheit, wodurch nach

und nach Tonnen Goldes in die herrschaftlichen Kassen fielen. Zu einer andern Zeit wurden alle in Diensten stehende Knechte unter dem Vorwand ausgehoben: «daß sie lieber ihrem Landesherrn, als groben Bauern dienen würden.» — Einst beschwerten sich die Landstände über das Lotto, aber ihnen zum Troß wurde die nächste Ziehung im Ständehaus gehalten und jeder Deputirte gezwungen, für hundert und mehrere Gulden Loose zu nehmen, desgleichen wurden ganze Bündel solcher Zettel an einzelne Gemeinden geschickt.

Sprach der Herzog mit seinen Landständen, so geschah es immer mit der größten Verachtung, z. B. «sie sollten sich nicht unterfangen von Dingen zu sprechen, die über ihre beschränkte Einsicht gingen» oder: «was sie da vorbrächten, zeuge blos von ihrem fanatischen Eifer, von sträflichen Nebenabsichten und einfältiger Bosheit.» Dagegen wußte er selbst sich gegen sie in einem Tone zu erheben, als ob sie seiner Gnade wer weiß wie vieles zu danken hätten, und daß er eine so «landesväterliche Zärtlichkeit gegen sie hege, die sie nicht tiefniedrigst genug zu verehren wüßten.» (Und das mußte sie sich von einem Fürsten sagen lassen, der ihren trefflichen Consulenten, Johann Jakob Moser, und den nicht minder würdigen

Regierungsrath, Johann Ludwig Huber, weil sie zu laut für das Beste und für die Rechte des Landes gesprochen hatten, Jahre lang im ungerechtesten Festungsarrest schmachten ließ.)

Haben wir — Gott sey Dank — solche Fürsten heut zu Tage nicht mehr, so möchte es wohl wahr seyn, daß wir vorwärts zum Bessern gehen.

2.

Als man von Kaiser Karl V. verlangte, er sollte den Deutschen das unmäßige Trinken abgewöhnen, antwortete er: « das ist eben so viel, als wenn man mich auffordern wollte, meinen Spaniern das Stehlen abzugewöhnen. » — Welche hervorstechende Nationaltugenden!

3.

Zu dem unglücklichen Johannes Huß sagte ein Geistlicher, der ihn zu einem Widerruf bewegen sollte: « Wenn die Kirchenversammlung behauptete, daß Ihr nur Ein Auge habet, so müßt Ihr nachgeben und sagen: Ja, ich habe nur Eins. » — Diesem antwortete Huß: « Und wenn dieß die ganze Welt behauptete, mir aber meine gesunde Vernunft das Gegentheil sagte, so würde ich, um mein Gewissen nicht zu verletzen, es doch

nicht nachsagen.» — Und einen solchen gewissenhaften Ehrenmann ließ die Geistlichkeit verbrennen?

4.

Die Verschwörung der Pazzi zu Florenz gegen die Mediceer, welche Letztere die Ehre ihres Zeitalters waren, ist ein schreiender Beweis von der tiefen Verdorbenheit und dem praktischen Atheismus des päpstlichen Hofes im fünfzehnten Jahrhundert. Ein Papst, ein Kardinal, ein Erzbischof und andere Geistliche waren Mitwissende dieses Meuchelmordes, und verbanden sich zu demselben mit einem Auswurf des niedrigsten Gesindels. Nicht genug! Dieses abscheuliche Verbrechen durfte sogar 1478 den 26. April in einem Tempel, und in eben dem Augenblick, als in der Messe die geweihte Hostie — also nach ihren Begriffen der lebendige Gott — empor gehoben, und das Volk zur Anbetung desselben aufgerufen wurde, geschehen!!

5.

Zu den Kämpfen der Gladiatoren im alten heidnischen Rom, bei welchen es meistens sehr blutig zuging, drängten sich Tausende als Zuschauer, und wir, nach mehr als zweitausend

Jahren, wollen kaum begreifen, wie das möglich gewesen sey, und bilden uns ein, die Menschen der damaligen Zeit müssen ganz entsetzlich roh gewesen seyn. Wenn aber vor den Augen des spanischen Hofes Stiergefechte gehalten und sogenannte Ketzer verbrannt wurden; — wenn die Engländer noch immer ihren Boxern mit Herzenswonne zuschauen, — Wiens Pöbel nicht nur, sondern Glieder aus vornehmen Familien an Sonntagen, den Tagen des Herrn, grausamen Thierhatzen mit Wohlgefallen nachrannten, — endlich eine Menge Menschen sich auf Stunden weit her zu Hinrichtungen drängten; ist das wohl weniger, als daß weiland die Römer sich an den Schauspielen ihrer Fechter ergötzten? Wer weiß, wozu wir uns noch gewöhnen, wenn das Bedürfniß starker Erschütterung gradatim zunimmt, wozu unsere dramatische Dichter neuerer Zeit, die Komponisten großer Opern, und die Romanendichter bereits Veranlassung gegeben haben?

6.

Es geht in Wahrheit bis ins Lächerliche, wenn man hört oder liest, an was für Kleinigkeiten die Menschen oft Anstoß nehmen. In Rußland z. B. zählt man auf mancher Kirche sieben Thürme,

und diese Zahl, meint der gemeine Mann, sey gerade die rechte, wenn eine Kirche zu den orthodoxen gehören soll. Als daher auf der neuen Isaaks-kirche zu Petersburg nur zwei Thürme angebracht wurden, roch das Volk Ketzereien, und war im höchsten Grad unzufrieden.

7.

Ein sehr wahres Wort hat ein neuerer Schriftsteller, Seume, in Folgendem gesprochen: «Wenn der Adel in Frankreich in Behandlung seiner Vasallen nicht so ostgothisch und die Geistlichkeit nicht so gedankenlos-sybaritisch gewesen wäre, endlich die Regierung nicht das Mark des Landes verschwendet hätte und das Volk nur an den Knochen hätte nagen sollen; so hätten Voltaire spotten, und Rousseau predigen mögen, so lang sie gewollt, jener zehn Mahomeds, dieser zehn bürgerliche Vorträge schreiben mögen; die Franzosen hätten getobt und getadelt, aber sie wären ganz ruhig geblieben. Um eine Nation zu verführen, muß diese Nation unzufrieden seyn, und das ist keine unter einer guten Regierung.»

8.

Wird man sich eines mitleidigen — vielleicht bittern — Lächelns erwehren können, wenn man in der Geschichte aufgezeichnet findet, vor etwa dreihundert Jahren seyen mehrere Tausend verheirathete Geistliche unter der bigotten Königin Maria von England verjagt worden. Viele dieser Unglücklichen verließen mit Frauen und Kindern ihr Vaterland; aber — das Aergste kommt noch! Weil sie Luthers Lehre vom Abendmahle nicht unbedingt annahmen, sondern sich mehr zu Calvins Vorstellung neigten, so behandelte man sie im Sächsischen und Dänischen an den Grenzen wie Ketzer, deren Gift man in reine Länder nicht eindringen lassen müsse, und wies sie zurück *). Wo sie dann hingekommen seyn mögen, mag der wissen, der Alles weiß.

9.

Wie leicht man zu einem Titel gelangen kann, den die ganze Welt nachplaudert, ohne dabei etwas zu denken! — Man kennt Heinrich VIII., König von England, der zwei seiner Frauen köpfen

*) von Raumer Geschichte von Europa. II. Bd. S. 80.

ließ, weil er ihrer müde war, — tausende seiner Unterthanen durch brennende Scheiterhaufen oder das Schwert des Henkers in die Ewigkeit schickte, weil sie nicht glauben konnten, was Er glaubte; — der nur alleine vom 8ten bis zum 23sten Decemb. 1545 in einem unnöthigen Kriege drei Hospitäler, sieben Klöster, dreizehn Mühlen, sechszehn Burgen, fünf Marktstädte, und 243 Dörfer wegbrennen ließ, falsche Münzen prägte, den Nennwerth des Goldes und Silbers erhöhte, und andere Willkührlichkeiten zu Tausenden begieng. Dieser Tyrann schrieb ein Buch gegen Luther «von den sieben Sakramenten» oder ließ es vielleicht nur durch jemand schreiben und dann unter seinem Namen drucken, verbot, daß die Bibel in den Kirchen, oder zu Hause von Weibern, Taglöhnern u. s. w. gelesen wurde, — ließ ein Gebetbuch mit dem Befehl herausgeben: es sollen nicht nur öffentlich, sondern auch in Stuben und Kammern nur diese und keine andere Gebete gebraucht werden. Für diese theologischen Bocksprünge nannte ihn der damalige Papst: «Beschützer des Glaubens» und dieser vornehme Titel blieb den Königen von Großbritannien bis auf diesen Tag, ungeachtet dieser Heinrich sich von dem Gehorsam gegen den römischen Stuhl längst losgesagt hatte.

10.

Dem Bischof Becket baute man in England bei seinem Leben Altäre, und nach seinem Tode zerstörte man sie. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man, daß auf einem derselben in einem einzigen Jahr 954 Pfund, auf dem der Fürbitterin, Jungfrau Maria, 4 Pfund 1 Schilling 8 Pence, auf dem des lieben Gottes aber — gar nichts geopfert worden sey. — Sage nun noch jemand, daß der Hofdienst, wäre es auch der himmlische, nicht der einträglichste sey!

11.

Im Jahr 1568 erschien in Frankreich eine königliche Verordnung des Inhaltes: «Alle hugenottische Geistliche sollen binnen 24 Tagen das Königreich verlassen, die übrigen Reformirten will der König in ihrem Gewissen nicht beunruhigen, wofern sie nur gleich katholisch werden.» — Das also hielten Se. Majestät für keinen Gewissenszwang?

12.

In England verstand man es vor Zeiten recht gut, die Geistlichkeit zum Gehorsam gegen Kon-

stitution und Gesetze zu bringen, wenn sie sich mit ihrer Pflicht gegen den Papst entschuldigen wollten, der ihnen Dieses oder Jenes zu thun oder zu unterlassen aufgetragen habe. Als unter dem Könige Eduard VI. eine neue Liturgie eingeführt werden sollte, wollten die besagten Herren nichts davon hören, weil sie sich vor Rom fürchteten. Dafür sperrte man ihnen die Einkünfte Eines Jahres. Für die zweite Weigerung wurden sie ihrer Stellen entsetzt, und für die dritte für ihre gesammte Lebenszeit eingesperrt. In Deutschland würden sie es schwerlich zum zweiten Grade kommen lassen, geschweige zum dritten, obwohl es zuweilen nicht schaden könnte, denselben anzuwenden, damit man in Rom erführe, man lasse sich nicht gern in eigener Landesverfassung einreden oder seine Fürsten bevormunden. — Das neueste Beispiel, wie man den Papst umstimmen könne, hat Don Petro als Vormund seiner Tochter, der Königin Maria da Gloria von Portugall gegeben, welches der Nachahmung nicht unwerth wäre.

13.

«Alle Laster» — sagt Mezeray — «welche große Staaten zu Grunde richten, und den Zorn des Himmels herabziehen, regierten am Hofe Hein-

richs II. von Frankreich, Verschwendung, Leichtsinn, Unzucht, Gotteslästerung und die so dumme als gottlose Begier, Geheimnisse der Zukunft durch die verabscheuenswürdigsten Mittel der Zauberei zu erfahren.» Unter Ludwig XV. ist es schwerlich besser gewesen und zu den meisten Lebensgeschichten französischer Könige dürfte man ohne Bedenken als Motto voransetzen, was in der Bibel steht: «Euer Ruhm ist nicht fein.»

14.

Zu den Kleinigkeiten, über welche die Großen auf Erden zum Schaden ihrer Unterthanen Kriege geführt haben, gehört wohl auch diese, daß die beiden Könige von Schweden und Dänemark sich über die Frage entzweiten: welcher von ihnen berechtigt seyn soll, drei Kronen in seinem Wappen zu führen. Im Stettiner Frieden vom 13. December 1570 wurde endlich dahin vertragen: «daß es beiden zustehen soll, doch ohne ein Recht daraus zu folgern.» Das mag wohl für Beide keines auch noch so kleinen Tröpfleins Blut werth gewesen seyn!

15.

Karl IX. von Schweden gab ein Gesetz folgenden Inhalts; «Derjenige von Adel, welcher in

den Wissenschaften nicht die gehörigen Fortschritte macht, soll seines Standes und seiner Erbrechte verlustig seyn.» — Hätte ein solches Gesetz auch in Deutschland bestanden, so würde es wenigstens nicht so viele Junker in demselben gegeben haben, die das «Fuchsprellen» und «Bauernschinden» ihrem hohen Stande gemäßer hielten, als eine Stunde im Cicero oder Livius zu lesen.

16.

Der alte Graf Ulrich von Würtemberg schrieb an seinen Sohn Eberhard mit Mißfallen, daß er so viele Hunde und Jäger halte, desgleichen einen Marstall von dreihundert Pferden, endlich im Kloster zu Kirchheim ein so schändliches Leben treibe, als ob er in einem Frauenhaus wäre. «Wer eine Nonne umhalset» — fuhr der Alte fort — «sündigt mehr, als wenn er seine leibliche Schwester umhalste. Ist ja Frauenfleisch leichter zu haben, als Kalbfleisch *).» (Dieß gehört zu den Gemälden der kleinen Höfe in Deutschland in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts).

17.

Ein indianisches Gesetz sagt: «Das Eigenthum eines Braminen ist geheiligt, und soll nie in fremde

*) Spittler Geschichte Würtembergs.

Hände, selbst nicht in die des Fürsten, übergehen.» — Da mögen wohl auch «Klöster=Aufhebungen» eine höchst seltene Sache seyn?

18.

Die Egypter halten den Weihrauch für eines der gesuchtesten Rauchwerke aus Indien, weil aber die Preise desselben einst sehr hoch standen, so kamen sie auf den Einfall, ihn — wie sie sagten — zu verbessern, eigentlich aber zu verderben. Um allem Unterschleife zuvor zu kommen, und damit ja kein Körnchen nebenab falle, mußten die Menschen, welche man zu dieser Zeit gebrauchte, sich ganz nackend ausziehen. Nur einen Gürtel um die Lenden gestattete man ihnen, und damit sie selbst unter diesem nichts möchten verstecken können, verschloß der Principal die Oeffnung desselben mit seinem eigenen Pettschaft. (Wie raffinirt ist der Kaufmann, wenn es darum gilt, seinen Eigennutz zu sichern, in allen Ländern des Erdbodens?)

19.

Im ganzen mittlern Zeitalter war die Sittenlosigkeit unter der Geistlichkeit dergestalt ausgebreitet, daß schon im achten Jahrhundert Alcuin

schrieb: Ein geweihter Bischof müsse von folgenden Beschuldigungen frei seyn: 1) Er sey ein Knabenschänder, 2) er habe es mit einer Nonne gehalten, 3) er habe sich mit Thieren vermischt und 4) habe eine Wittwe geheirathet. Nun sagt uns die Geschichte, daß es in dieser Hinsicht zwischen dem achten und sechszehnten Jahrhundert nicht besser geworden sey, und doch nahm man es den Reformatoren höchlich übel, daß sie als allgemein bekannte Wahrheit verkündigten, was Tausend andere bereits längst gesagt hatten: daß der größte Theil der höchsten und hochwürdigen Clerisei bis auf den schmutzigsten Kapuziner herab an der Unsittlichkeit krank liege.

20.

Im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts erhielt ein Priester zu Padua einen Auftrag des Stadtrathes, worauf derselbe antwortete: er werde thun, was ihm der heilige Geist eingebe. Darauf erwiederte man ihm: «Der heilige Geist habe dem Rath der Zehner eingegeben, jeden Widersprechenden aufhängen zu lassen.» Nun gehorchte der Geistliche, ohne erst auf eine Eingebung aus der Höhe zu warten.

21.

In alten Zeiten hielten die Dänen nur denjenigen werth, sie als König zu beherrschen, der das beste Gedicht zu verfertigen fähig sey, welches das ganze zu Gericht sitzende Volk beurtheilte. Als der König Frotho gestorben war, den sie so hoch geehrt hatten, daß sie seinen Leichnam drei volle Jahre im Land umher führten, traf das Schicksal, König zu werden, einen gewissen Hiarm. — Gottlob, daß diese Art von Königswahl nirgend mehr gebräuchlich ist, da es besonders gegenwärtig mit Beurtheilung poetischer Werke so eine ganz eigene Sache ist. Vor einigen Jahrzehenden hätte man zuverlässig dem die Königskrone zugesprochen, der die sogenannte «Himmelskönigin» im Geschmack der neu erwachten Mystiker besungen hätte, und wie leicht hätte dieser sein Volk dafür mit Rosenkränzen beschenken können, die so selten ohne Dornen sind? Uebrigens würde eine so glänzende Würdigung des poetischen Talents in Deutschland schwerlich jemals vorgekommen seyn, denn wie mancher Dichter mußte schon zufrieden seyn, wenn man ihm nur eine Schullehrer-Stelle anvertraute und ihn nicht gar Hungers sterben ließ.

22.

Einst überfielen die Osmanen einen feindlichen Zug des griechischen Kaisers und machten einen seiner vornehmsten Diener zum Gefangenen, dessen Freilassung sie gegen ein bedeutendes Lösegeld anboten. Der Kaiser ließ ihnen wissen, daß er weder Menschen kaufe noch verkaufe. — Was dieser Kaiser wohl gesagt haben würde, wenn er es hätte erleben können, daß deutsche Fürsten deutsche Soldaten den Engländern nach Amerika verkauften?

23.

Wie König Friedrich II. von Preußen bis an seinen Tod unaufhörlich arbeitete, und sich bei Unpäßlichkeiten sogar in seiner Thätigkeit nicht wollte stören lassen, wie er denn einmal von einer Arbeit während ihn das Podagra marterte sich nicht abhalten ließ, vielmehr sagte: « Glaubt ihr denn, daß ihr mich fürs Faulenzen bezahlet? » eben so that auch der Papst Sixtus V. Einst wurde er krank, aber trotz aller Bemühungen seiner nächsten Umgebungen, und alles Zuredens seiner Aerzte, war er nicht zu vermögen, seine Arbeiten auf die Seite zu legen. Täglich mußte der Gouverneur von Rom, so wie die vornehmsten Staatsbeamten vor ihm

erscheinen, Berichte erstatten und Befehle einholen. Sein Neffe beschwor ihn, nur einige Tage bis zu seiner Herstellung, und bis seine Kräfte sich mehr erholt hätten, seine Thätigkeit etwas zu beschränken, aber diesem antwortete er: «Ein Fürst muß das Steuerruder des Staats nicht aus der Hand legen, ausgenommen mit seinem Tode, so wie die Nachtigall nicht aufhört, zu singen, ehe sie gestorben ist.»

24.

«Salvavi animam» (Ich habe das Meine gethan!) mußte mancher Ehrenmann zu seiner Rechtfertigung und Beruhigung sagen, der einem Grossen der Erde — verlangt oder unverlangt — guten Rath gegeben, aber in den Wind geredet hatte und unbefolgt sah. Er hoffte auf bessere Zeiten, ließ sich aber das Warten nicht verdrießen, und nahm es nicht so hart auf, wie der berühmte französische Dichter Racine. — Unter Ludwig XIV. hatte das Elend des französischen Volks durch beständige Kriege, ungeheure Verschwendung des Hofes u. s. w. beinahe die höchste Höhe erreicht, und nur der Vater des Volks wußte nichts davon, auch fiel ihm gar nicht ein, daß die Vorsehung ihn vor Millionen anderer auf den Thron gesetzt haben könn-

te, um dieses Volk weise zu regieren, und glücklich zu machen. Dieses Elend der niedern Klassen, die in den Hauptstraßen der prächtigsten Städte Hungers starben, schilderte einst Racine der Frau von Maintenon mit so rührenden Zügen, daß sie ihn bat, seine Schilderung schriftlich aufzusetzen. Er that es und sie zeigte solche dem König. Dieser aber, statt dem wackern Mann, der ihm nur die Wahrheit gesagt hatte, williges Gehör zu verleihen, ward über die unerwartete Freimüthigkeit des Dichters ärgerlich; Racine aber grämte sich dergestalt darüber, daß er starb *).

25.

Im Jahr 1477 verschonte Ludwig XI., König von Frankreich, zwar die Stadt Arras, die er bis auf den Grund zu zerstören den Vorsatz gefaßt hatte. Dagegen strafte er die reichsten Bürger unter dem Vorwande, daß sie diese und jene todeswürdige Verbrechen begangen hätten, am Leben, und in solchem Fall, schreibt Mezeray waren die Reichsten immer die Schuldigsten, weil ihr Vermögen dem Könige gefiel.

*) Le Siede de Louis XIV. par Mons. de Voltaire Tom. I. pag. 336. (Ed. Francf. 1753.)

26.

Heinrich VIII. von England pflegte zu sagen: «Ein Monarch ist nirgend so blind, als in seinem eigenen Hause.» Die Richtigkeit dieses Erfahrungssatzes hat so mancher bestätigt, der sich durch einen allmächtigen Staatsminister, seine Maitresse, seinen Beichtvater, seinen Liebling, wo nicht gar durch seinen Hofnarren an der Nase herumführen ließ.

27.

Thomas Morus war ungemein anhänglich an die römisch-katholische Kirche, zu der er sich bekannte, und schrieb Manches gegen die Reformatoren, namentlich gegen Luther und dessen Freunde. Für diese Dienste versuchte man ihm einmal durch drei Bischöfe ein Geschenk von vier bis sechstausend Pfund behändigen zu lassen, Morus aber beantwortete ihre Anrede mit der unerwarteten Aeusserung: «Es ist keine geringe Beruhigung für mich, daß so weise und gelehrte Männer meine Werke so gut aufgenommen haben, aber ich werde nie eine andere Belohnung dafür nehmen, als die von Gott kommen würde.» Als die Bischöfe erwiederten: sie bäten, zu erlauben, daß sie dieses Ge-

schenk seiner Familie zustellen dürften, versicherte er: «Gewiß nicht, Mylords! Eher wollte ich gestatten, daß es in die Themse getragen würde, als daß ich oder eins der Meinigen das geringste davon haben sollte.» Dieß möchte heut zu Tage schwerlich allgemeine Hofsitte seyn, auch ist es schon damals bei der Geistlichkeit nicht gewesen, wie gegenwärtiges Exempel lehrt. Auch darf man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß, wer sich nicht scheut in gewissen Fällen zu schenken, sich schwerlich in andern scheuen wird, zu nehmen, wenn ihm angeboten wird.

28.

Daß die Geistlichkeit vom höchsten Bischof und Superintendenten bis zum kleinsten Dorfpfarrer herab, von ganzem Herzen an einen unmittelbaren göttlichen Ruf glaube, ist bekannt; aber so vornehm nicht der Dechant, Dr. Johann Colat, ein vertrauter Freund des Erasmus von Roterdam, denn dieser glaubte nicht nur im Stillen, sondern sagte es auch ganz laut: «daß die Prälaten selten durch die Gnade Gottes gewählt würden. Daher komme es aber auch, daß man nur selten Bischöfe sehe, die wahrhaft geistliche Männer und himmlisch gesinnt seyen.» Der Text zu derjenigen Predigt,

in welcher er dieses sagte, war: Stellet euch nicht dieser Welt gleich.

29.

Krieg anzufangen und Frieden zu schließen, ist in unsern Zeiten ein Vorrecht gekrönter Häupter, aber so war es nicht in frühern Jahrhunderten. Als Chlotar, König der Franken, Krieg gegen die Sachsen führte, erklärte ihm sein Volk: «dieser Krieg sey ungerecht, und man werde ihn ermorden, wenn er nicht sogleich demselben ein Ende mache» *). Schon hatte man sein Zelt zerrissen, und schien die Drohung wahr machen zu wollen, als Chlotar nachgab, und den Rückzug befahl.

30.

Durch die Aufhebung einer Menge Stifter und Klöster bald nach dem Beginn der Reformation im sechszehnten Jahrhundert wurde dem allgemein gewordenen Sittenverderbniß auffallend gesteuert, denn die Güter derselben wurden zum Besten hoher und niederer Schulen, Verbesserung des Einkommens der Lehrer u. s. w. verwendet, auch die

*) Menzel Geschichte der Deutschen in Einem Bande. S. 118.

bettelnden Müssiggänger dem bürgerlichen Leben wiedergegeben, die nicht bei ihrem Terminiren, wie ehemals, Aberglauben und schlechte Sitten verbreiten konnten. Wenn aber heut zu Tag die Jesuiten in Länder und Städte, wo man sie seit 1773 weggejagt hatte, wieder eingeführt werden sollten, weil, wie schamlose Journalisten zu behaupten die Stirne haben, seit jener Zeit über Staat und Religion nichts als Unglück gekommen sey, da doch das Gegentheil so offen am Tage liegt *), was könnten und müßten davon die nicht leicht zu vermeidenden Folgen seyn? — Fürsten und Minister wollen sich das unten in der Note angeführte Buch zu fleißigem Studium bestens empfohlen seyn lassen. Die Lektüre desselben wird — wir bürgen es ihnen — für sie und ihre Unterthanen zuverlässig die besten Folgen haben.

31.

Wenn wir — mit Recht — es mißbilligen, daß fremde Heerführer ganze Haufen Gefangene niedermetzeln ließen, ohne in Betrachtung zu ziehen, daß diese Unglücklichen nichts gethan hatten,

*) M. s. Die Jesuiten und ihr Benehmen gegen geistliche und weltliche Regenten. gr. 8. Grimma bei Göschen.

als was ihre Soldaten ebenfalls thaten; so laßt uns nicht vergessen, daß ein deutscher König einst auf gleiche Art an der Menschheit gefrevelt habe. Denn als im Jahr 782 die Sachsen wiederholt gegen Karl den Großen die Waffen ergriffen hatten, um die Freiheit ihres Vaterlandes zu behaupten, aber geschlagen wurden, ließ er nur allein an der Aller bei Verden viertausend fünfhundert mit den Waffen in der Hand gefangene Heiden enthaupten. Der Tausende, die er in Flüsse sprengen ließ, damit sie entweder getauft, oder ersäuft werden möchten, wollen wir hier nicht einmal gedenken, weil es bereits früher schon geschehen ist.

32.

In den Zeiten des kaum entstandenen Christenthums brachte man die Schweißtücher des Apostel Paulus zu Kranken und Besessenen, und wenn sie sich mit solchen Fetzen berührt hatten, glaubte man, daß die einen von ihnen von einer Seuche genesen, von andern aber die bösen Quälgeister gewichen seyen. (Man bemitleidet die Menschen, die in jener dunkeln Zeit an solchem Aberglauben hiengen; aber was soll man sagen, daß im Jahr 1782, als der Papst Pius VI. nach

Wien gereist war um — wo möglich den Kaiser Joseph II. milder für die Kasse des römischen Hofes zu stimmen, in der kaiserlichen Hof- und Residenzstadt noch vornehme adeliche Damen lebten, die — weil sie Alters- oder Krankheits halber sich nicht außer Haus wagten, den heiligen Vater demüthiglich bitten ließen, ihnen einen seiner Pantoffel zu schicken, um auf denselben einen andächtigen Kuß zu drücken *); oder wenn einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, der kaiserliche Leibarzt Maximilian von Stoll, kurz vor seinem Tode befahl, ihn in der Kleidung eines Jesuiten zu begraben? **).

33.

Die Geistlichkeit versteht es eben so gut, als der Kaufmann, herbeizuführen, was das Geschäft fördert, als auf die Seite zu schaffen, was demselben zum Nachtheil gereichen kann; nur will es nicht immer glücken. Ein Mollah in der Türkei

*) Heinrich Sanders Reisen, 2r Band.

**) Im eilften Jahrhundert behaupteten die Benediktiner, daß der h. Benedikt auch die Seele des verruchtesten Sünders an sich ziehe, wenn er im Gewande seines Ordens begraben werde. Muratori Script. rerum Ital. IV. 458. sq.

fiel einst auf den Gedanken, sich des Kaffee's gegen die Schläfrigkeit zu bedienen, die ihn hinderte, seinen nächtlichen Gebeten ohne Störung abzuwarten. Seine Derwische thaten das Nämliche. Von ihnen kam der Gebrauch des Kaffeetrinkens zu Rechtsgelehrten, und endlich ward es allgemein in allen muhamedanischen Ländern. Dieß gab Gelegenheit zu Stiftung der Kaffeehäuser, an denen die Leute einen solchen Geschmack fanden, daß sie daraus der guten Unterhaltung wegen, die sie darin genoßen, fast nicht wegzubringen waren. Schwerlich hätte sich Jemand dagegen gesetzt, aber unglücklicherweise merkte nur zu bald der Mufti, daß in eben dem Verhältniß der Besuch der Moscheen abnahm, in welchem die Kaffeehäuser von den Gläubigen sich anfüllten. Da den geistlichen Herren dieß nicht gleichgültig war, so that der Oberpriester den Ausspruch: «daß der Kaffee unter den starken Getränken begriffen sey, die der Prophet im Koran verboten habe.» Obwohl aber die weltliche Regierung ihm an die Hand ging, so war der Gebrauch des Kaffees bereits so sehr Bedürfniß geworden, daß durchaus gegen dasselbe nichts mehr aufkommen konnte, und die Zahl der Kaffeehäuser sich eher mehrte als minderte. Man fand auch da, daß der alte Horaz Recht habe, welcher

lehrte: Naturam si furca expellas, tamen usque recurrit.

34.

Was wir in Europa weder durch Predigten von der Kanzel, noch durch moralische Schriftsteller, — weder durch Zuchthäuser, noch Galgen und Rad dahin bringen konnten, von Bettlern und Dieben befreit zu werden, darnach brauchte man in Kochinchina nicht lange zu gehen, als die Franzosen es zum erstenmal entdeckten. Bei dem kürzesten Aufenthalt in diesem Lande konnte man sich in jeder Minute von diesem Vorzug vor uns überzeugen. Wie mögen wir uns also für gesitteter und kultivirter halten, als die Bewohner jenes kleinen uns kaum bekannten Erdstriches?

35.

Die Geschichte lehrt uns, daß unter zwanzig abgedankten, oder freiwillig zurückgetretenen Ministern immer wenigstens zwölf Gärtner oder Landbauer geworden seyen. Was die Ursache, die sie dazu bestimmt habe, gewesen seyn möge? Wahrscheinlich weil sie des Getümmels der großen und kleinen Höfe genug hatten, und sich nach Stille und einfacher Beschäftigung im Schooße der Na-

tur sehnten, die sie in dem steifen und unruhigen Leben nicht zu finden hoffen durften.

36.

Jean Jacques Rousseau liebte seine Katze mit Zärtlichkeit, aus dem einzigen Grunde, weil sie einen eigenen Willen hatte, das heißt: weil sie nie kam, wenn er ihr rief. Dagegen gibt es eine Menge Menschen, die gerade das Gegentheil wollen und Jedem Beifall geben, der sich dem freien Willen Anderer mit Gewalt widersetzt.

37.

Wenn man von Bettelmönchen spricht, so denkt man sich dabei gewöhnlich die unwissendsten, aberglaubigsten, geschmacklosesten und schmutzigsten Gesellen, und zwar darf man immer zehn gegen Eins wetten, daß man besagte Qualitäten nicht blos in Deutschland, sondern überall finde, wo einem ein Mensch in der Uniform des heiligen Franciskus Seraphikus entgegen kommt. Einen schlagenden Beweis von Franciskaner-Unwissenheit hat unter anderm der Beichtvater des Königs Karl III. von Spanien auf der Mediceischen Bibliothek zu Florenz abgelegt. Man erbot sich, ihm

dieselbe — eins der erhabensten Beispiele fürstlicher Freigebigkeit — zu zeigen, und er selbst bestimmte den Tag, an welchem es geschehen könnte. Ehe aber der Hochwürdigste und Hochgelehrteste diesen Tempel der Wissenschaften und Weisheit betrat und bereits an der Thür desselben stand, fragte er den Bibliothekar: «Mein Herr! Haben Sie auch das Buch von den sieben Posaunen in Ihrer Sammlung?» Da aber weder der Gefragte, noch ein anderer der Gegenwärtigen dieses Buch kennen wollte, so schickte sich der Beichtvater des Königs von Spanien gleich zum Rückzug an, mit den Worten: «Nun, wenn Sie dieses Buch nicht kennen und besitzen, so gebe ich für Ihre ganze Bibliothek keine Pfeife Tabak.»

Erst später hat man erfahren, daß das Buch von den sieben Posaunen die Arbeit eines Franciskaners sey, voll der armseligsten, abgeschmacktesten, andächtelnden Historien, und — zum Ueberfluß — in der Sprache des niedrigsten Pöbels geschrieben.

38.

Mulei Ismail, Kaiser von Marokko, hatte während seiner Regierung nicht weniger als vierzigtausend seiner Unterthanen mit eigener hoher

Hand umgebracht, und seine Art, das Recht zu üben, war von ganz eigener Art. Einst beklagte sich einer seiner Diener, daß sein Weib sichs zur Gewohnheit gemacht habe, ihn im Unwillen bei seinem langen Bart zu fassen. Darüber wurde die kaiserliche Majestät ungemein aufgebracht, und damit das Weib sich nie mehr etwas dergleichen unterfangen möchte, ließ er dem Manne Haar für Haar den Bart aus der Wurzel reißen, bis er mit ganz nackendem Kinne dastand.

39.

Wie der leichtsinnige Geist des französischen Hofes unter Ludwig XIV. und XV. schrecklich auf das Volk und sogar auf fremde Völker zu Herbeiführung des tiefsten sittlichen Verderbens wirkte, eben so können sich die Großen, wenn sie nur wollen, wahres Verdienst um die Menschheit erwerben, wenn sie das erste Beispiel geben zum Bessern und bis zur Nachahmung begeistern. — Eine Gemahlin des Kaisers Hoangchi von China soll den ersten Anstoß zum Seidenbau gegeben haben, und die folgenden Kaiserinnen machten es sich zur angenehmsten Pflicht, Würmer zu ziehen, Seide zu sammeln, und dann zu verarbeiten. Der Staat munterte dann zu dem, was erst nur Sache

der Unterhaltung für müßige vornehme Damen gewesen war, auf, und in kurzer Zeit sah sich die zuvor nur in Felle gekleidete Nation in Seide gehüllt. Männer von Einsicht erhoben in eigenen Schriften den ehemaligen Zeitvertreib zur Kunst, und ganz China lernte die Theorie derselben. Von da kam die Kunst, Würmer zu ziehen, welche die Seide hervorbringen, diese zu spinnen u. s. w. nach Indien und Persien *), dann nach Griechenland, und so immer weiter, bis sie endlich allgemein ward und Millionen ohne Zahl damit gewonnen wurden.

40.

Als Colombo zum erstenmal auf San Salvador landete, mithin eine neue Welt entdeckt hatte, was war es, was er gleich im Anfange fand? Kupferfarbne, von ihm und seinen Begleitern sehr verschiedene Menschen, die sich zwar anfangs von den neuen Ankömmlingen, dergleichen sie zuvor nie gesehen hatten, fürchteten, aber ungemein bald den Fremden mit höchstem Zutrauen

*) Hier machte sie aber so wenig Fortschritte, daß Rom bis ins dritte Jahrhundert für Ein Pfund Seide Ein Pfund Gold bezahlte.

entgegen kamen, die Schiffe derselben besahen, Früchte zu deren Ladung herbeitrugen, und sogar die Spanier auf ihre Schultern nahmen, damit sie ohne Schaden an's Land gelangen möchten. (Dieß möchte wohl ein Beweis gegen die Meinung einiger christlichen Theologen seyn, als ob des Menschen Herz von Grund aus verderbt sey und nur zum Bösen geneigt?) Diese rohen Naturkinder, die den unbekannten Fremden so mild entgegen kamen, sogar ihre Hängmatten mit der feinsten Wolle auslegten, damit die Ankömmlinge sanfter ruhen möchten, haben freilich die Ehre der menschlichen Natur besser gerettet, als die später eingerückten kultivirten Spanier rc., die nur «Gold» forderten, und sich durch ihren Durst nach demselben auszeichneten, ja sich zu den unmenschlichsten Verbrechen hinreißen ließen.

41.

In Peru war vor Zeiten der Ehebruch streng untersagt und an beiden Theilen empfindlich gestraft, nur der Kaiser war von dem Gesetz ausgenommen und ihm erlaubt, so viele Kebsweiber zu halten, als er wolle, weil — «das Geschlecht der Sonne nie zu groß werden könne.»

42.

Jakob I., König von England, sprach ohne Scheu den Grundsatz aus: «daß alle Freiheiten und Rechte der Nation nur Geschenke königlicher Gnade seyen, und daher niemals wider den Thron angezogen werden dürften.» Danebst mißhandelte er durch einige unduldsame Edikte die Katholiken und machte sich diese in Hinsicht des Religiösen dergestalt zu Feinden, daß es nahe daran war, er selbst und sein Parlament wären im Jahr 1605 durch Pulver in die Luft gesprengt worden. — Sein Sohn Karl I., der den Geist der Willkühr vom Vater erbte, ein viertes Parlament in ungnädigen Ausdrücken auflöste, und sogar eigenmächtig Auflagen ausschrieb, brachte es nicht nur zum allgemeinen Mißvergnügen, sondern auch seinen Minister, den Grafen von Strafford, auf das Blutgerüste. Endlich wurde gar er selbst durch das Beil des Scharfrichters aus der Welt gefördert, welchem Schicksal er durch ein weniger despotisches Betragen gar leicht hätte ausweichen können.

43.

Wie ein einziger Mann im Stande sey, einen ganzen Erdtheil zu verwüsten und ihn all' des

Guten zu berauben, dessen er sich sollte freuen dürfen, davon gibt Ludwig XIV., König von Frankreich, das auffallendste Zeugniß. Drei Friedensschlüsse, der westphälische (1648), der pyrenäische (1659) und der von Oliva (1660) hatten den wichtigsten Rechten und Interessen der europäischen Nationen und ihrer Herrscher ein — wenigstens leidentliches Gesetz — gegeben. — Hier Schwäche, dort Klugheit, überall das Bedürfniß der Heilung schmerzhafter Wunden, verhießen einen langen und dauerhaften Frieden; aber Ludwigs ungezügelter Ehrgeiz verdarb alles. Nach dem Tode seines Ministers Mazarini ergriff er selbst die Zügel der Regierung, und Europa, weit noch davon entfernt, sich von langen Leiden erholt zu haben, fiel in neue Kriege, die fünfzig Jahre dauerten.

44.

Kaiser Leopold I. war kein ausgezeichneter Regent, das hat er durch eine Regierung von 47 Jahren bewiesen, darum überließ er am liebsten die Geschäfte seinen Ministern und hatte den Grundsatz: „Man läßt es am besten beim Alten.“ Dieß war seine Lieblings-Maxime, die er immer im Munde führte. Er fürchtete sich mehr vor der Freiheitsliebe seiner Unterthanen, als vor Tür-

ken und Franzosen. Sein Beichtvater genoß größeres Vertrauen als sein erster Rath, und die Jesuiten sah er für die Quelle seiner höchsten Glückseligkeit an. — Auf seinem Sterbebette zeichnete er sich vor einer Menge anderer Kronenträger aus. Denn indem diese vor dem Fegfeuer zitterten, und der Beichtvater genug zu thun hatte, der Milde und Barmherzigkeit Gottes die Oberhand gegen die Gewalt des Satans zu retten, vollendete Leopold mit großer Ruhe und Fassung sein letztes Gebet um ein seliges Sterbestündlein; dann aber rief er seine ihm immer lieb gewesene musikalische Kapelle zusammen, und schlummerte unter dem Schall ihrer Instrumente ruhig in die Ewigkeit hinüber.

45.

Heut zu Tage ist die Beförderung der «Bevölkerung» ein unumstößlicher Grundsatz denkender Staatsmänner. So war es nicht zu den Zeiten ihrer Vorfahren, sonst wäre in Frankreich wohl das «Edikt von Nantes» nicht aufgehoben, das Königreich hätte nicht durch dieses thörichte Unternehmen fünfmal hundert tausend thätige Menschen verloren, weil sie — wie später in Deutschland mehrere hunderttausend Salzburger — sich

nicht wollten zwingen lassen, in die Messe zu gehen.

46.

Als Mahomed, der Eroberer Konstantinopels, seine Herrschaft über all seine morgenländischen Nachbarn ausbreitete, schrieb ihm einer derselben, gegen den er sich ebenfalls zu einem Angriff rüstete: «Wenn Jemand, stolz auf das Glück, die Grenzen überschreitet und Unbilliges unternimmt, so ist es ein Zeichen des Verfalls seiner Herrschaft.» —

Dieß sollte man, wenn es auch in unsern Tagen noch solche Eroberungssüchtige gäbe, ihnen bei jeder schicklichen Gelegenheit zu Gemüthe führen, aber ja nicht vergessen, die Nutzanwendung beizusetzen: «Napoleon, der so lange glücklich war und fast alles, was sich ihm widersetzte, unter seine Füße trat, hat die Wahrheit jenes Spruches so unerwartet als bitter bei Leipzig und Belle-Alliance erfahren. Hätte er gelernt, sich der Mäßigkeit zu befleißigen, er wäre schwerlich auf St. Helena gestorben.»

47.

Nach Chlotars des Franken Tod saßen 124 Jahre von seinen Nachkommen auf dem von ihm

besessenen Throne; aber alle zusammen hatten so wenig Denkwürdiges, daß noch jetzt die Franzosen ihnen einen nicht sehr rühmlichen Beinamen geben. Sie nennen sie: «les rois fainéans», etwa zu deutsch: «Gekrönte Schlafmützen», ein Lieblingsausdruck des sel. Schlözers. Außer diesen Franken nennt die Geschichte noch Manchen, dem man diesen Beinamen geben könnte, und es müßte kein gar zu schweres Unternehmen seyn, eine «Geschichte gekrönter Schlafmützen» zu schreiben.

48.

Einer der größten Männer, die Frankreich jemals gehabt hat, war der Kanzler von Hopital *). Er wagte es, an einem von Grund aus verdorbenen Hof ein sittlich guter Mensch zu seyn und über die Bartholomäusnacht von 1572 «Excidat illa dies!» auszurufen, indessen ein König in derselben selbst auf seine unglückliche aus seinen Mörderhänden fliehende Unterthanen schoß, und ein Papst zur Ehre dieser Schaudernacht Processionen und Freudenfeste anstellte. — Als man gegen die freie Presse fürchterliche Gesetze gab, und demjeni-

*) Geschichten gefallener Minister, 8. Carlsruhe 1824. Zweiter Band. S. 32.

gen Buchdrucker, der ohne königliche Erlaubniß etwas drucke, nichts Geringeres als den Tod drohte, sorgte der edle Kanzler, daß diese blutige Verordnung abgeschafft würde und nahm keinen Anstand, über Denk- und Glaubensfreiheit in folgenden Worten sich zu äußern: «Die Gewalt des Regenten erstreckt sich nicht bis auf die Gewissen, und ein Bürger, der den Gesetzen gehorcht, alle Pflichten gegen die Obrigkeit und den Nächsten erfüllt, ist der Regierung zu nichts weiter verbunden. Von seinen geheimen Gedanken ist er nur Gott Rechenschaft zu geben schuldig.»

49.

Heinrich der Vogler gab das Herzogthum Schwaben an einen seiner Verwandten, Namens Hermann, und dieser vertauschte den westlichen Theil desselben (wenigstens einen Strich davon), gegen die Lanze, womit Christus am Kreuze durchstochen worden seyn soll. — Damals müssen die Leute im Besitz einer Reliquie, über welche nicht einmal ein vollgültiges Zeugniß der Aechtheit vorhanden gewesen seyn kann, sich glücklicher gefühlt haben, als heut zu Tage, denn beim Aufhören der tausendjährigen deutschen Reichsverfassung hat man nichts davon gehört, daß die Löbli-

chen Reichsstädte Achen und Nürnberg um deren Besitz angegangen, oder von den Fürsten, welchen sie mit ihren Reichs-Heiligthümern zugefallen, um Länderstriche vertauscht worden wären.

50.

Ganz eigenthümlich war die alte Sitte, die bei Huldigung der Herzoge von Kärnthen statt fand. Auf dem Zollfelde sah man einen Stuhl, auf welchem ein Bauer saß, und diesem mußte stehend der neue Landesherr schwören: «die Landesfreiheiten zu wahren.» — Solches ist aber längst abgegangen und würde sich für unsere aufgeklärte Zeiten schon gar nicht mehr schicken.

51.

Der unglückliche Patkul, ein Liefländer, hatte nichts verbrochen, als daß er unter der Regierung Karls XI. von Schweden als Abgeordneter des liefländischen Adels, diesen — wiewohl mit Ehrerbietung, jedoch — freimüthig vertheidigte. Dieß wurde, wie gewöhnlich, übel aufgenommen und so weit getrieben, daß man den Unglücklichen des Verbrechens der beleidigten Majestät *) anklagte

*) Die Meinungen der Rechtsgelehrten über dieses Verbrechen sind beinahe so getheilt, wie die der

und ihn zum Tode verdammte. Er floh nach Polen und fand milde Aufnahme bei dem König August, den er nach Karls XI. Tod zum Krieg gegen den jungen König Karl XII. reizte. — Am Hofe Augusts weilte er später noch als Gesandter Peters des Großen von Rußland. Als aber August von dem siegenden Karl gedemüthigt war, forderte der Letztere Patkuls Auslieferung, und August war schwachsinnig genug, diese gegen alles Völkerrecht zu bewilligen. Karl

Theologen über die Frage: "worin die Sünde wider den heiligen Geist„ bestehe? — Laßt uns über jenes ein gekröntes Haupt selbst hören! Kaiser Leopold II. hob, als Großherzog von Toskana, dasselbe ganz auf und statuirte: "Derjenige Regent, der es nicht versteht, die Liebe und Achtung seiner Unterthanen dergestalt zu erwerben, daß er eben so sicher unter ihnen ist, als unter seinen Kindern, verdient keinen besondern Schutz vom Staat, wenigstens nicht mehr Schutz, als jeder Beamter der Regierung, oder jeder andere Staatsbürger. Jenes barbarische Byzantinische Gesetz gegen das Crimen laesae majestatis war eben so grausam, als ungerecht. Wir bedürfen es nicht mehr.„ (S. Crome Selbstbiographie. S. 200. f.) Ein andermal sagte eben dieser Kaiser: "Diejenige Regierung, die nie gefehlt haben will, ist eine der schlechtesten, die es giebt.„ (Ebendaselbst S. 201.)

der «Eisenkopf» — wie die Türken ihn nannten — verdammte ihn ohne mindeste Rücksicht zum qualvollsten Tode. Er ließ ihn zuerst rädern und dann viertheilen. Seine zerrissenen Glieder blieben bis zum Jahr 1713 auf dem Richtplatz ausgestellt.

Der abgesetzte, nun aber auf den polnischen Thron wieder zurückgekehrte König August glaubte wohl eine große That gethan zu haben, daß er die Gebeine des unglücklichen Patkul sammeln und begraben ließ!

52.

Warum im mittlern Zeitalter den deutschen Kaisern das Wiederaufleben des römischen Rechts so angenehm war, und warum sie es so gerne sahen, daß es nicht nur zu Bologna, sondern auch anderswo so tüchtige Lehrer fand, — davon mag nicht die letzte Ursache gewesen seyn, weil in demselben nichts von geistlicher oder gar päpstlicher Gewalt vorkam, sondern allein von kaiserlicher. Wie möchte man nun aber es wagen, zu behaupten: daß schon unter den heidnischen Kaisern ein römischer christlicher Bischof existirt und die viel später erst entstandene höchste geistliche Gewalt ausgeübt habe, da doch damals die Christen im ge-

sammten römischen Kaiserreich noch unter den blutigsten Verfolgungen seufzten, und jene Kaiser schwerlich einen so mächtigen Geistlichen neben sich geduldet haben würden?

53.

Erich III., König der Dänen, besaß eine so außerordentliche Leibesstärke, daß man ihn August dem Starken, Kurfürsten von Sachsen und König von Polen ohne Bedenken an die Seite setzen, wo nicht gar vorsetzen durfte. Wer von ihm sprach, that es mit Bewunderung; die aber seine Gemahlin, Lotilde, vielleicht in noch höherem Grade verdiente, denn von ihr erzählen die Geschichtschreiber *): «sie verlangte nicht, daß ein so ausgezeichneter Mann, wie der ihrige, ihr allein gehören sollte. Sie nahm seine Neben-Geliebten bereitwillig in ihr Gefolg' auf, putzte sie gar stattlich heraus, und zwar mit eigenen Händen, bewies gegen keine derselben jemals eine Abneigung und machte dem hohen Herrn Gemahl seiner Nebengänge wegen nie einen Vorwurf.» (Die Königinnen mußten sich freilich von jeher in ihrer Haushaltung Manches gefallen lassen, und müssen es

*) von Raumer Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. I. Bd. S. 357 f.

in Ost, West, Süd und Nord noch; aber eine solche Toleranz würde man heut zu Tage kaum bei einer ehrbaren Schustersfrau zu finden hoffen dürfen!)

54.

Daß der Sohn des Rechtsgelehrten Bonaparte zu Ajaccio auf Corsika, der vielleicht früher keinen höhern Wunsch in sich trug, als etwa Capitän unter irgend einem französischen Artillerieregimente zu werden, sich bis zum Kaiser von Frankreich schwang, und — wie wenig fehlte noch? — Hoffnung hegen durfte, «Kaiser von Europa» zu heißen, war freilich ein höchst seltenes Ereigniß. Aber war nicht im Anfang des zwölften Jahrhunderts Kameßbekin, der Sohn eines Schullehrers durch eigene Thätigkeit und glückliche Umstände zum Fürsten von Sebasti im Orient gestiegen? Ward nicht Horuc, der Sohn eines Töpfers, König von Algier, und Sixtus aus einem ganz gemeinen Schweinhirten einer der berühmtesten Päpste? — Mit der «Legitimität» nahm man es damals noch nicht so genau, und wer hätte sie vor der Leipziger Schlacht als Beweis anziehen wollen, daß Napoleon aus Mangel derselben nicht Regent und Herr eines großen

Reiches seyn könne? Damals hatte er noch über hunderttausend Bajonette zu gebieten!

55.

Als der Pöbel zu Prag im Jahr 1389 in seiner fanatischen Wuth über die Juden herfiel und ihrer über dreitausend umbrachte, weil man die Unglücklichen beschuldigte, sie hätten eine geweihte Hostie verhöhnt, rieß der König Wenzel all ihr nachfolgendes Vermögen an sich. Dabei erklärte er alle Schulden, die sie noch zu fordern hatten, im ganzen Reiche für ungültig. — (Das ist freilich die leichteste Art, jemand zu beerben und — schuldenfrei zu werden, wenn sich ein Helfer, wie Wenzel, dazu findet.)

56.

Kaiser Karl V. hatte das Wörtlein «Nondum» (Noch nicht!) zu seinem Wahlspruche gegewählt, das für einen so gewandten Politiker wirklich recht passend war: Schade nur, daß er vergaß, es könnte noch mehr Leute geben, die sich ebenfalls dieses Wahlspruches bedienen dürften. In der That traf es bei ihm ein, denn Moritz von Sachsen hätte ihm weit früher sein Innerstes eröffnen können, aber — das «Nondum» war nicht

dafür. Erst als er glaubte, den Kaiser zu Insbruck in der rechten Falle zu haben, legte er den bisher geführten Wahlspruch ab, und wählte statt desselben: «Tempora mutantur» (die Zeiten ändern sich) weil es gerade jetzt die geschickteste Zeit war, die bis dahin getragene Maske abzuwerfen, den Passauer Vertrag durchzusetzen, und die Plane des hochfahrenden Herrschers, der Könige und Päpste getäuscht, und kleinere Fürsten als Gefangene gemißhandelt hatte, in dessen Staaten, wie man sagte die Sonne weder auf- noch untergieng, mit einem einzigen Schlag zu zertrümmern.

57.

Unter die unglücklichsten, in ihren Erwartungen am meisten betrogenen Monarchen, deren die Geschichte erwähnt, gehört ohnstreitig der Kaiser Joseph II. Von ihm sagt Herder in den «Briefen zur Beförderung der Humanität:» «Als er auf den Thron stieg, ward er als ein Hülfsgott angebetet, und von ihm das Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe! — Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möchte ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemüht, mehr angestrengt, rastloser gewirkt, als Er? Und welch ein Schicksal!

Nicht nur vor dem Angesichte des Todes in den besten Lebensjahren die Erreichung seiner Absichten aufzugeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausstreichen müssen, und so zu sterben. Das einzige, was er in seinem Hause mit Zärtlichkeit liebte *), der letzte Gegenstand seiner Familien-Hoffnungen wird ihm genommen, und damit der Schmerz so recht empfindlich sey, eben nach dem Anblick der Freude, unerwartet genommen. Sein Liebling muß so dicht vor ihm das Opfer des Grabes werden, damit noch die letzte seiner Freuden zerknickt sey.»

Sehr passend hat der berüchtigte Eulogius Schneider, einst Franziskaner zu Augsburg, in der «Elegie auf des Kaisers Tod» **) ihm nachgerufen:

"Schlaf, du Aermster aller Großen!
Denn die Schaal' ist ausgegossen,
Ausgelitten hat dein Herz!»

---

*) Die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, Gemahlin des nachherigen Kaisers Franz II. Kaum vermochte er noch, die Hände zu falten und zu sprechen: "Herr, dein Wille geschehe!» so gab er einen seiner letzten Befehle: "Begrabt sie so, daß auch für meine Leiche Platz werde!»

**) Gedichte von Eulogius Schneider, 2te vermehrte Auflage. Frankf. a. M. 1790. S. 164. ff.

58.

Bei dem volksüblichen Spruch: «alte Moden kommen wieder auf» möchte einem Geschichtsfreunde eine ähnliche Redensart einfallen: «Alles, was einmal da gewesen ist, wiederholt sich öfter im Leben» — nur denkt man nicht immer daran, daß es schon früher einmal da gewesen sey. Als z. B. im neunzehnten Jahrhundert unter Napoleon, den Weltenstürmer, ein «Rheinbund» ins Leben trat, mögen wohl wenige gewußt haben, daß ein solcher schon zweihundert Jahre früher einmal im Werk gewesen sey. Denn als nach Ferdinands III. Tod die Kurfürsten ein ganzes Jahr lang zauderten in der Person Leopolds I. einen neuen Kaiser zu wählen, versuchte es Ludwig XIV. von Frankreich, dem Hause Habsburg unter dem Protektorat des französischen Despoten einen Rheinbund entgegen zu setzen; aber die damaligen Deutschen waren nicht so leicht zu fangen. Das französische Projekt zerrann zu Wasser. Glücklicherweise gieng auch das zweite, obwohl durch Zwang bereits weit genug gediehen, bald genug unter und nahm ein Ende mit Schrecken. Man dachte des Rheinbundes so wenig mehr, als der Reifröcke der Damen, der langen und steifen preußischen Zöpfe,

die man endlich lächerlich gefunden und in die Rumpelkammer geworfen hatte.

59.

«Die Treue der Weiber von Weinsberg» fand — wie billig und recht — ihr gebührendes Anerkenntniß, und in dem wackern Gottfried August Bürger ihren Sänger. Nicht so allgemein bekannt und von Mund zu Munde gerühmet, ist die That der Weiber zu Göppingen in Würtemberg, die es doch nicht weniger zu seyn verdient. Denn als der französische Mordbrenner Melac aus der von ihm verödeten Pfalz vorwärts nach Schwaben stürmte, um auch da zu sengen uud zu brennen, fand er hier allein fruchtbringenden Widerstand, und zwar stand gegen ihn, als die Männer von Furcht eingeschüchtert entflohen, das weibliche Geschlecht auf. Unter dem braven Bürgermeister Künklin sammelten sich die muthvollen Weiber, setzten sich zur Wehr und retteten ihre Vaterstadt gegen den französischen Wütherich, dessen Flammen das schöne Heidelberger Schloß, die Städte Mannheim, Worms, Speier, Oppenheim, Kreuznach, Bruchsal, Baden, Rastadt und noch viele andere gefressen hatten und die noch zwölfhundert deutsche Städte, die bereits auf der Mordliste standen, in die Asche legen sollten.

*

60.

Ueber die bekannte Theilung von Polen, die hauptsächlich von dem Fürsten von Kaunitz ausgieng, hat sich niemand offener erklärt, als die Kaiserin Wittwe, Maria Theresia. An jenen Anfänger und Vollender dieses schmachbringenden Beginnens schrieb sie Folgendes. «Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft gegen Uns ist, mueß bekhenen, daß Zeitlebens nit so beängstigend mich befunden, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein stuck von Polen unser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigeur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nicht ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen.» — Und so dachte man in ganz Europa ziemlich allgemein, daher es dem wackern Dohm *) nicht sehr schwer werden konn-

*) Denkwürdigkeiten aus der Geschichte meiner Zeit.

te, von dem großen Friedrich den Vorwurf abzuwälzen, den auch ihm Einige gemacht hatten, als habe Er zuerst den Gedanken einer Theilung von Polen gehabt und in den Gang gebracht. Die Kaiserin Maria Theresia mag es wohl besser gewußt haben, sonst hätte sie des Königs von Preußen schwerlich geschont.

61.

Es war einmal eine so finstere Zeit, namentlich unter Philipp V. von Spanien, (im zweiten Viertel des 18ten Jahrhunderts) in welcher man die Frage: « Welcher Heilige als erster Schutzpatron des Königreichs anzuerkennen sey? » mit so großer Ernsthaftigkeit behandelte, als ob sie das höchste Wohl der gesammten Monarchie beträfe.

62.

Greifenberg in Schlesien war am 29. Sept. 1783 abgebrannt, da gab Friedrich der Große augenblicklich so ansehnliche Baugelder her, daß das Städtchen in der kürzesten Zeit schöner, als es zuvor gewesen war, wieder hergestellt werden konnte. Als der König 1784 sich zu Hirschberg befand, sandten die Bewohner Greifenbergs einige Abgeordnete dahin, um ihm für die so bereitwillig geleistete

Hülfe zu danken; er aber entgegnete ihnen; „Ihr braucht mir nicht zu danken. Unglücklichen Unterthanen wieder aufzuhelfen, ist meine Schuldigkeit. Dazu bin ich da!

VI.

Beispiel einer großen Intoleranz.

So sehr sich die neuern katholischen Schriftsteller Mühe geben, ihre Kirche von dem höchst wohlverdienten Vorwurfe der Unduldsamkeit zu retten, so wird das doch immer vergebliche Arbeit seyn, so lange sie die Existenz einer Bulle in coena Domini und deren jährliche feierlich wiederholte Verlesung — wenn auch alles andere nicht wäre — nicht widersprechen können. Aber nicht blos ihre Kirche hat sich dieses Vorwurfes schuldig gemacht; auch in der russisch-griechischen war im 17ten Jahrhundert für diejenigen, welche aus der katholischen Kirche zu ihr hinübertraten, die Formel eines Glaubensbekenntnisses üblich, die wahrlich arg genug lautet. Ich zweifle, ob sie dem größten Theil der Leser dieses Buchs bekannt sey,

und lasse sie daher aus einer jetzt wohl wenig mehr gelesenen Monatsschrift *) abdrucken. Sie stammt vom Jahr 1614; ihr Verfasser war der Patriarch Philaret, damaliges Oberhaupt der russischen Geistlichkeit, und lautet also.

1.

Da ich N. N. heute von dem Glaubensbekenntniß der lateinischen Kirche abzugehen und zu dem rechten, rühmlichen, wahren und unverfälschten christlichen Glauben der hiesigen (russischen) Kirche überzutreten Willens bin, der nach der Offenbarung der heiligen Apostel, durch die gottseligen Väter der heiligen allgemeinen sieben großen Concilien bekräftigt ist; so bekenne ich, daß ich nicht aus Noth oder Elend, Bedrängniß oder Armuth, noch wegen grosser Schulden, vielweniger aus Hoffnung zu großen Würden, ansehnlichen Ehrenstellen, Ruhm, oder irgend einer Beförderung, die mir von einem oder dem andern konnte zugesagt seyn; auch nicht aus Eigennutz, nicht aus List und Heuchelei dazu be-

*) Oberrheinische Mannichfaltigkeiten, 1stes Vierteljahr 1782, XI. und XII. Stück. Vorher war diese Abschwörungsakte niemals gedruckt. Ob sie vorkommenden Falles noch jetzt üblich sey, ist mir unbekannt. Beinahe möchte ich es bezweifeln.

wogen werde, sondern von ganzer Seele, mit unverfälschtem reinem Herzen, Christum zu lieben und zu begehren, nach dem wahren, reinen seligmachenden Glauben der hiesigen Kirche, bereit bin, das Glaubensbekenntniß dieser Kirche anzunehmen.

2.

Demnach verabscheue ich und entsage allen schändlichen, bösen, verderbten Handlungen der römischen Kaiser, desgleichen allen durch sie zu Rom von der occidentalischen Kirche eingeführten und Gott widerspänstigen Mönchen, Pfaffen, und ihren verführerischen Lehrern; zumalen sie allerlei Sekten, als der arianischen, polinarischen, macedonischen verborgen gehalten, und durch welche Ketzereien sie die Gemeine Gottes heimlich von der Wahrheit abgewendet und zu einem verfluchten Unglauben gebracht haben.

3.

Ich verfluche daher all ihren Gottesdienst und heuchlerische verkehrte Lehren, die oft nach den verschiedenen Sekten und jüdischen Ceremonien schmekken, besonders da sie statt des Brods mit ungesäuerten Oblaten ihren Gottesdienst verrichten und nach jüdischer Art den Sonnabend feiern.

4.

Ich verfluche diejenigen, die nicht sagen, daß der heilige Geist vom Vater allein, sondern statt dessen spöttisch sprechen, daß er vom Vater und Sohne zugleich ausgehe, wie die verfluchten Lateiner diese doppelte Ausgehung lehren und also die heilige Dreifaltigkeit verketzern, wodurch sie nicht allein von der Wahrheit abgewichen sind, sondern auch diese ketzerischen Grundsätze unter allen Nationen verbreitet haben.

5.

Ich verfluche die Nachfolger der Privatanhänger Caroli Magni, die sich der Lehre der Rechtgläubigen, dazumal in Rom gewesenen Päpsten nicht unterworfen, sondern viele Jahre die Gemeine Gottes von der rechten Wahrheit abgewendet und heimlich ihren Sekten einverleibt haben.

6.

Ich verfluche den gottlosen Papst Formosus, der sich durch eine falsche Schrift eine große Gottseligkeit zugeeignet und dadurch viele Glieder von der Gemeine Gottes abtrünnig und seinen Ketzereien anhängig gemacht hat, der auch der erste unter

den Päpsten zu Rom war, der vom rechten Glauben abgewichen ist.

7.

Ich verfluche auch die Nachfolger des Formosus, die mit ihm gleiche Lügenlehrer und nach ihm zu Rom so unordentliche Päpste gewesen sind; als Nivantheus, Stephanus, Romasius, Theodorus, Johannes, Benediktus und Leo, die mit dem Formosus den wahren Gottesdienst verkehrt und verändert haben.

8.

Ich verfluche den nach ihm gewesenen schändlichen Papst Christophorus, der von allen vier allgemeinen Patriarchen, so wie sein Andenken verflucht ist, weil er der erste gewesen, der zu Rom öffentlich und nicht mehr heimlich, ja mit Macht und Gewalt angefangen hat, die Gemeine von der Gottseligkeit abzuwenden und allerlei Sekten und Ketzereien einzuführen. Nach ihm bis auf den heutigen Tag sind alle römische Päpste als abtrünnige Verführer und Ketzer verflucht.

9.

Ich verfluche den boshaften Petrum Augneum, welcher, nachdem er auf den römischen

Stuhl gelangt, den christlichen Glauben verworfen, ganz Italien aufrührisch gemacht, viel Böses ausgestreuet, auch endlich zugelassen hat, daß die Pfaffen sieben Weiber oder Hausfrauen halten durften, auch lehrte, die Hurerei für keine Sünde zu halten; ingleichen in den Kirchen Orgeln und allerhand Saitenspiel zu gebrauchen, auch den Pfaffen und andern Standespersonen erlaubte, unreines und im Blut erstickes Fleisch zu genießen, das noch heut zu Tage bei den Russen verbotene Speisen sind; ferner mit den Hunden aus einem Geschirre zu fressen und zu trinken. — Diesen allen Gott entehrenden lateinischen Ketzereien entsage ich und verfluche sie und mit ihnen alle andere heimliche und öffentliche Ketzereien, welche vor und nach den Concilien gegen die rechtglaubige Kirche, auch ihren Satzungen zuwider entstanden sind.

10.

Ingleichem alle diejenigen, die mit verkehrten Worten und mit List die Einfältigen zu überreden suchen, und das wahre Wort der ächten Gottseligkeit verkehren, da solches Thun eine öffentliche Ketzerei ist; so verwerfe ichs, entsage solchen unwürdigen Handlungen und hebe an zu sprechen:

11.

Ich verfluche alle, welche die rechten Worte verändern, nämlich wenn man sagt: Einer ist heilig, Einer der Herr Jesus Christus, zur Ehre Gottes des Vaters, Amen! Aber so sprechen die Lateiner nach ihrer ketzerischen Art und Gewohnheit: «Einer ist heilig, einer ist der Herr Jesus Christus, zur Ehre Gott, dem Vater und dem heiligen Geiste.

12.

Ich verfluche diejenigen, welche die apostolischen Worte verändern: «ein wenig Taig säuert das gute eingemischte.» Die Lateiner hingegen, die diesen Spruch übel verstehen, verändern ihn boshaft also: «ein wenig Sauertaig versauert den ganzen Taig.» *) Aus dem Innhalt dieses Spruchs haben sie den Sauertaig im Abendmahl abgeschafft.

13.

Ich verfluche die lateinischen Pfaffen, die einem des Tages drei bis vier Messen in unter-

*) Welch eine elende Kleinsüchtelei und welch ein starres Anhangen an dem einmal gewohnten Buchstaben!

schiedlichen Kirchen zu lesen frei stellen. Deßgleichen diejenigen, die in einer Kirche drei, vier und mehrere Messen an einem Tage verrichten und sobald der eine Pfaff von dem Altare sich wegwendet, der andere an seine Stelle tritt und anfängt zu singen. Denn alle, die ein solches thun, achten die Kirche gleich einem hurischen Weibe. Eben so verfluche ich diejenigen, die Messe halten, wann und wo es ihnen beliebt, in unfläthigen Häusern, in geringschätzigen Gebäuden, auf gemeinen Tafeln, außerhalb dem heiligen Hause Gottes, oder auf dem Felde, wo es sich trifft.

14.

Ich verfluche die lateinischen Pfaffen, welche sagen, daß man die Kirche schmücken müsse, gleich einer vertrauten Braut; auch diejenigen, die sich mit weibischem Schmucke zieren, die h. Messe in Handschuhen lesen, Ringe in den Ohren und an den Fingern, Kränze auf dem Haupt und Halskrausen mit Edelsteinen tragen.

15.

Ich verfluche alle die, welche in den Kelch kaltes und nicht warmes Wasser gießen und solches nach ihrer lateinischen Sekte verrichten, als wüß-

ten sie nicht, daß alles, was kalt, todt, und was warm ist, lebendig sey.

16.

Ich verfluche alle, die in den Kirchen schändliche Werke verrichten, nämlich während der heil. Messe sitzen, mit Hunden spielen, oder sie gar auf den Händen tragen und andern Leuten gestatten, in der Kirche umher zu laufen.

17.

Ich verfluche alle die, welche nach ihrer lateinischen Art sich allerlei gottlose Sitten angewöhnen, besonders wenn sie bei der h. Messe mit andern Leuten zusammen kommen, und während des Gottesdienstes, wenn das Evangelium gelesen und die Sakramente erhoben werden, sitzen bleiben, sich mit unerlaubten Unterredungen belustigen, gerade als wenn sie nicht in der Kirche, sondern auf einen Schmaus zusammen gekommen wären.

18.

Ich verfluche alle, sowohl diejenigen, welche eine Musik in der Kirche erlauben, als auch die Musikanten selbst, die eine Orgel, Trompeten oder

ander Saitenspiel spielen, und sich damit in ihren Ceremonieen den Juden gleichstellen.

19.

Ich verfluche die lateinischen Pfaffen, welche unedler Sitten voll sind, die, wenn sie Messe halten und ihnen etwas vorkommt, noch vor geendigter Messe hinausgehen, auch wohl gar ihre Nothdurft verrichten, dann wieder kommen und die Messe endigen.

20.

Ich verfluche alle gottlose Pfaffen, die mancherlei böse Thaten ohne Scheu ausüben, mit Huren öffentliche Schande treiben und vor denselben alsdann mit den Oblaten ein Opfer verrichten, und damit sie nicht vor allen Menschen zu Schanden werden, eine heuchlerische Miene der Andacht annehmen, aber über alles, was sie begehen, sich keiner Sünde fürchten.

21.

Ich verfluche alle diejenigen Pfaffen, die dem Volk gestatten, während dem Gottesdienste zur h. Communion und zu dem Altar ohne Unterschied zu gehen, sie seyen von einer Nation, von Jahren

und Stand, Manns- oder Weibspersonen, wie sie immer wollen, und die sich nach ihrem Gefallen zunächst dem Altar in den bischöflichen Stühlen setzen.

22.

Ich verfluche der Lateiner unnütze Reinigung und die Besprengung ihrer Geistlichen. Nachdem sie sich sowohl im Schlaf, als auch wachend verunreinigt haben, begehren sie weder Verzeihung, noch Ablaß, noch ein Reinigungsgebet zu verrichten, oder sich Buße aufzulegen; denken auch nicht daran, ihre Kleider zu wechseln, sondern sie harren in ihrer Unreinigkeit fort, und kommen sie zur Kirche, so besprengen sie selbst ihr Antlitz mit Weihwasser und dünken sich dann rein zu seyn.

23.

Ich verfluche die Erfindung und Gewohnheit der Lateiner, die nicht jeden Tag zu Ordinirung der Geistlichen gleich achten, sondern sich — wie die Zauberer und Beschwörer — nur auf eine bestimmte Anzahl von Tagen und Monaten einschränken und außer denselben niemals die Geistlichen zum Priesteramt einweihen wollen. Nämlich wenn die vier Zeiten des Jahrs ihren Anfang

nehmen, das Frühjahr, der Sommer, der Herbst und der Winter, da nehmen sie die ersten Wochen der Monate des März, Junius, September und December, um ihre Priester, Prälaten, Prediger und andere geistliche Personen einzuweihen.

24.

Ich verfluche die öffentliche Ketzerei der Lateiner, da sie ihren Prälaten und Bischöfen, die aus den Klöstern genommen werden, desgleichen den Mönchen und Nonnen ohne alle Scheu Fleisch zu essen erlauben und gestatten.

25.

Ich verfluche die strafbare Gleißnerei der Lateiner, mittelst welcher diejenigen, die zu Prädikanten oder Kaplanen ordinirt werden, sich gleich rein stellen und sich eine große Keuschheit beimessen, ihre Weiber entlassen und sich von ihnen scheiden. Auch darf nach ihren Satzungen keiner aus ihrer Geistlichkeit ein Eheweib haben, und wer beweibt ist, kann kein Pfaffe seyn. Indessen steht es ihnen frei, Huren zu halten, wenn sie nur in der Finsterniß der Nacht zu ihnen schleichen können, dann mögen sie wohl mit ihnen zu schaffen haben, nur nicht am Tage. Hat sich

nun auf diese Art ein Pfaff des Nachts versündiget, und er entwischt seiner Hure bei anbrechendem Morgen, so geht er zu seinen eben so gottlosen Brüdern und spricht: Verzeihet mir, ich habe mich in etwas versündiget.

26.

Ich verfluche den bösen Segen der Lateiner, die sich mit den fünf Fingern über das Gesicht kreuzen.

27.

Ich verfluche alle diejenigen, die das Zeichen des Kreuzes verkehrt und nur mit einem Finger auf ihr Antlitz machen, nach des Teufels Lehre und nur um das h. Kreuz zu lästern.

28.

Ich verfluche alle diejenigen, welche die heilige Taufe auf eine verkehrte Art verrichten, ob sie gleich sprechen: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, auch mit Wasser taufen, aber nicht dreimal untertauchen; deßgleichen alle die, welche nur mit Wasser den Täufling begießen und die Worte nicht nach der Vorschrift gebrauchen, wie die h. Apostel und gott-

seligen Väter anbefohlen haben, nämlich: Im Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes wird der Knecht Gottes getauft; sondern sie sprechen: «Ich taufe dich» — und dadurch wollen diese Pfaffen einen Gott aus sich machen.

29.

Ich verfluche alle diejenigen, die bei einer Taufe die Ketzerei begehen, daß sie den Täufling mit den heiligen Myrrhen zu bestreichen gottloser Weise unterlassen und statt dessen in die linke flache Hand Salz legen, darauf speien, mit der Rechten umrühren und auf diese Art den Täufling bestrafen.

30.

Ich verfluche diejenigen, welche die heilige Taufe dadurch schänden, daß sie nicht den Kindern vor der Taufe den Namen eines Heiligen beilegen, sondern sie mit den willkührlichsten und unbedeutendsten Namen benennen.

31.

Ich verfluche diejenigen, die statt der h. Myrrhen Oel gebrauchen und damit die Getauften,

wenn sie etwas erwachsen und in Sünden verfallen sind, zu Tilgung derselben bestreichen, denn alle, die solches thun, taufen gleichsam zweimal.

32.

Ich verfluche die Gottesvergessenen Bischöfe, welche die Controverspredigten aufgebracht haben und dulden, die sich freiwillig in Uneinigkeiten mischen, Zwietracht erregen, sich raufen, schlagen und oft einander tödten, ja sich so weit vergessen, daß sie jämmerlich ums Leben gebracht werden. Desgleichen alle diejenigen, die sich mit eines Entleibten Blut beschmieren und ihre Hände in Menschenblut waschen. So auch alle Bischöfe, die sich durch Menschenblut verunreinigen und dennoch in die Kirche gehen und Messe halten, da doch einer geistlichen Person solches zu thun nicht geziemet.

33.

Ich verfluche alle diejenigen aus der lateinischen Kirche, die unreine Speisen genießen, als das gewürgte und krepirte Vieh, welches nicht einmal die Juden thun und das auch der Christenheit des Neuen Testamentes, so wie in den Kirchensatzungen verboten ist. Aber die Lateiner essen

alles unreine Vieh, namentlich Frösche, Igel, Schlangen, Schildkröten, zahme und wilde Katzen, Mäuse und allerlei Ungeziefer, Bären, Füchse ꝛc. und enthalten sich kaum des Wolf- und Hunde-Fleisches.

34.

Ich verfluche das Fasten der Lateiner, wozu sie den Sonnabend verordnet haben und sich darin den Juden gleichstellen, desgleichen alle Glieder der lateinischen Kirche, die den ganzen Tag fasten und am Abend Fische essen.

35.

Ich verfluche alle diejenigen, welche die verordneten Fasten der christlichen occidentalischen Kirche verwerfen und auf keinerlei Weise halten oder befolgen, sondern das Gebot der Fasten durch die h. Apostel und h. Väter nur verhöhnen.

36.

Ich verfluche die Gleißnerei der Lateiner, die das h. Kreuz überall in den Kirchen haben, es ehren, ansehen, küssen und anbeten, in der Fasten aber und vor Ostern es verbergen, mit einem Tuch bedecken und vor dem Volk verhehlen bis am Char-

freitag und sprechen: Christus ist nach Jerusalem entwichen. Den Sonnabend vor Ostern ziehen sie es wieder hervor und sagen: Christus ist wieder zu uns gekommen.

37.

Ich verfluche alle diejenigen, welche den Lobgesang «Halleluja» in der Fasten zu singen verboten haben. Die Pfaffen der lateinischen Kirche handeln gerade der Kirchenordnung entgegen, wenn sie im Anfang der Fasten das h. Kreuz verbergen und bis auf den Sonnabend vor Ostern der Andacht des Volks entziehen, erst dann hervor bringen und nur bei dessen Erblickung auf dem Altare mit heller Stimme den Gesang «Halleluja» anstimmen.

38.

Ich verfluche eine andere Gleißnerei der Lateiner, die sie an dem h. Kreuz ausüben. Nämlich, wenn sie in eine Kirche kommen, so küssen sie keins der Bilder der Heiligen, die umher stehen, und höchstens machen sie einen Reverenz vor ihnen mit dem Fuße und murmeln etliche unnütze Worte. Endlich machen sie auf der Erde mit zwei Fingern ein Kreuz, küssen es, stehen wieder

auf und treten es mit den Füßen, wodurch sie des h. Kreuzes Lästerer werden.

39.

Ich verfluche alle diejenigen, welche die heiligste und reinste Herrscherin, die wesentliche Mutter Gottes, nach Art der Lateiner lästern, welche — wenn sie dieselbe nach ihrer Art ehren wollen, sie nicht Mutter Gottes, sondern nur schlechtweg heilige Maria heißen; und alle, die ein solches thun, haben Gemeinschaft mit der Nestorianischen und Jakobitischen Sekte. Sie sind demnach als solche verflucht, die sich des lebendigen evangelischen Wortes entziehen und dasselbe nach ihren schändlichen, ketzerischen Meinungen verdrehen.

40.

Ich verfluche alle diejenigen, welche ihre Kniee nicht beugen und vor den Bildern der Heiligen und ihren Reliquien nicht niederfallen, um ihnen Ehre zu erweisen; desgleichen alle diejenigen, die das Kreuz Christi und die Bilder der Heiligen nicht nach Vorschrift der Kirche malen, sondern schändliche Monstra und Mißgeburten aus den Heiligen machen.

41.

Ich verfluche den Unglauben der Lateiner, daß sie die heiligen und gottseligen Väter, die geistlichen Männer und allgemeinen Lehrer, Basilium Magnum, Gregorium Nazianzenum und Johannem Chrysostomum nicht unter die Heiligen aufgenommen und ihre Lehren auf keinerlei Weise angenommen haben.

42.

Ich verfluche die vor Gott widerwärtige Art, hurischen Gebrauch und verdammte teuflische Manier des Bartscheerens, davon der römische Papst Petrus der Anfänger gewesen, darin ihm hernach alle andern römischen Päpste, alle lateinische Bischöfe und Pfaffen nachgefolgt, und damit viele weltliche Menschen mit sich ins Verderben gezogen haben. Sie haben nicht bedacht, daß sie dadurch die Zierde des von Gott erschaffenen Bildes an ihnen schändeten; denn Gott hat den Menschen vollkommen nach seinem Ebenbilde geziert; aber die verfluchten Lateiner, nachdem sie sich in vielerlei Sekten getheilt, und sie die Bilder, die Gottes und seiner Heiligen Antlitz vorstellen, nicht ehren und anbeten wollen, so können sie auch ihr

eigenes wohlerschaffenes Antlitz nicht dulden, sondern sie beschimpfen und verderben das Bild ihrer Person, das von Gottes Händen erschaffen ist. Der Teufel läßt ihnen nicht zu, eine wohl geformte, von Gott vollkommen erschaffene Kreatur anzuschauen, sondern muntert sie vielmehr auf, ihre Bärte mit Scheeren und Messern zu beschneiden, zu putzen und zu scheeren, woran sie viel ärger handeln, als wenn sie selbsten mit eigenen Zähnen die Haare ihres Bartes abbissen.

43.

Ich verfluche die Manichäische Sekte, die das Freien in die nächste Blutsfreundschaft erlaubt, da die Lateiner und andere Nationen, wenn sie ihre Tochter eines andern Sohn geben, dagegen wieder ihren Sohn oder Bruder, oder einem aus ihrer Freundschaft dessen Tochter oder Schwester freien, und zwei Brüder, zwei Schwestern, oder auch, wenn die eine Schwester gestorben, der Mann die andern zur Ehe nehmen darf.

44.

Ich verfluche alle Ceremonieen und Gebräuche der lateinischen Kirche, die sie bei den Begräbnissen ihrer Todten beobachten und die wider Ord-

nung und Satzung der rechtgläubigen Kirche laufen. Denn wenn bei ihnen ein Geistlicher stirbt, begraben sie die Leiche nicht eher, als nach drei Tagen, legen auch nicht dem Todten die Hände kreuzweise auf die Brust, wie es sich gebührt, sondern strecken sie vielmehr niederwärts auf den Seiten hin und verschmieren die Augen, Ohren, Mund und Nasenlöcher mit Wachs. Dieses thun sie auch bei Leichen weltlicher Personen und was dergleichen Erfindungen mehrere sind.

45.

Endlich verfluche ich auch der Lateiner Hexerei, Zauberei, Schwarzkünstlerei, heuchlerische Gleißnerei und Possen, so viel sie sich dieser Sachen schuldig machen, auch alle diejenigen, welche sich der astrologischen Künste und Wissenschaften befleißigen; sie sind und bleiben mit allen andern ewige Ketzer.

«Hatte Peter der Große wohl Unrecht, sich über seine Geistlichkeit und ihre Lehren zu entrüsten und sich von ihren Fesseln loszureißen?» ruft der Uebersetzer dieses Glaubensbekenntnisses im angeführten Journal aus. — Gewiß nicht! —

Leute, die die Kirche mit Verdammungen anderer um Worte und Gebräuche willen entweihen, und das große Wort: «Segnet, die euch fluchen», völlig vergessen, verdienen keine Achtung und müssen mit Gewalt eines Bessern belehrt werden. Darum ist auch jenem heller denkenden Monarchen die — freilich etwas schnelle und empfindliche — Procedur zu verzeihen, daß er widerspenstige und unversöhnliche Pfaffen ohne Barmherzigkeit — aufhängen ließ, damit die Uebrigen ein belehrendes Beispiel nehmen möchten. Gegenwärtig ist die russisch-griechische Kirche von solchen Verdammungen ganz abgekommen und gehört zu den billiger Denkenden.

---

*

VII.

Ein Vade Mecum

kirchen- und religionsgeschichtlichen Inhalts.

---

1. Vertrauen auf Gottes Allwissenheit.

Zu den Zeiten der Kreuzzüge gegen die Albigenser belagerten die Kreuzsoldaten die Stadt Beziers in Frankreich, wo sich viele jener sogenannten Ketzer, aber auch sehr viele Katholiken befanden. Als nun gestürmt werden sollte, fragten die Soldaten den päpstlichen Nuntius, wie sie sich verhalten müßten, da es doch nicht wohl möglich sey, Ketzer und Rechtgläubige aus einander zu kennen? «Haut nur alle nieder» — antwortete er. «Gott wird die Seinigen schon wieder erkennen.» Diesem barbarischen Befehl zufolge wurden sechszigtausend Menschen — Katholiken und Albingenser — hingemordet.

2. Die Schädlichkeit des Selbstdenkens.

Ein großer Theil der neuern, besonders protestantischen Geistlichen, ist bekanntlich gegen das

Selbstdenken sehr eingenommen und für das viel bequemere Nachbeten gestimmt. Sie gleichen hierin genau jenem preußischen Unterofficier, der den Rekruten das Exerciren lehrte und ihnen eingeschärft hatte, während des Marschirens, um nicht aus dem Tempo zu kommen, laut zu zählen: Eins, zwei, drei u. s. w. Einige unterließen es und beantworteten die Frage: Nu, Bursche! warum zählt ihr nicht? mit der Entschuldigung: «Wir zählen in Gedanken.» — «Ei was?» versetzte der Sergeant — «Zählen sollt ihr und nicht denken. Durch Denken ist noch nie einer zum Gelehrten geworden.»

3. Die Sprachen.

Die ältern Gelehrten haben viel darüber gestritten: in welcher Sprache Gott mit Adam gesprochen habe und die meisten erklärten sich für das Hebräische. Aber in einem Buch «Philosophische Unterhaltungen von Philomöst» steht geschrieben, Andreas Kempe behaupte in seinem Werk: Ueber die Sprachen im Paradiese: «Gott habe mit Adam schwedisch gesprochen, der Erzvater habe dänisch geantwortet und endlich habe die Schlange die junge Frau desselben, genannt Eva, in französischer Sprache verführt.»

4. Unsinnige Glaubenswuth.

Unter der Regierung der bigotten Königin Maria von England, obwohl sie nur sechs Jahre dauerte, ist eine ungemeine Menge Menschen Opfer des Fanatismus geworden. Im Jahr 1555 wurden 71 Personen verbrannt und 1556 nur zwei weniger, 1557 achtzig, 1558 vierzig, also nur in vier Jahren zweihundert achtundachtzig. Hiezu sind diejenigen nicht gerechnet, die in den Gefängnissen umkamen, oder auf andere Art gemordet worden sind. Lord Burgleih hat in seinem «Tagebuch» ihre Zahl auf vierhundert angeschlagen. Eben dieser erzählt unter anderm auch den schrecklichen Fall, daß eine Weibsperson auf dem brennenden Scheiterhaufen ein Kind geboren habe, das die Henkersknechte, da es kaum das Leben erblickt, sogleich in die Flamme zurückgeschleudert hätten. Und solche Abscheulichkeiten konnte eine Person des zartern Geschlechts, eine Königin, zugeben, weil Tausende ihrer Unterthanen nicht glauben konnten, was sie und ihre Priester glaubten!!

5. Merkwürdige akademische Verordnungen.

Bei Errichtung der neuen evangelischen Universität zu Hermannstadt in Siebenbürgen schlug

das erzbischöfliche Konsistorium zu Wien vor: «Man solle ja keine geschickte Leute bei derselben anstellen, weil sonst dem Deismus, dem Atheismus und allen Ketzereien Thür und Thore geöffnet werden würde», wie Schlözer in seinem statistischen Briefwechsel von 1778 berichtet hat. — Im Jahr 1823 hielt am 18. Oktober bei Wiedereröffnung der Universität zu Valladolid in Spanien der Professor der Theologie eine Rede und trug in derselben darauf an: «den jungen Studirenden die in unsern Zeiten so hochgepriesene Denkfreiheit ein für allemal zu verbieten.»

6. Der Censor.

Der Geheime Rath Fromann, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Direktor des Consistoriums in Stuttgart gewesen war, regierte die Kirche mit einem Eigensinn und einer Willkühr, als wäre er ihr sichtbares Oberhaupt. Gegen die ihm untergeordnete Geistlichkeit benahm er sich mit einem Stolz und einer Strenge, als wären die Glieder derselben seine Sklaven. Einmal wurde ein Landpfarrer angeklagt, daß er manchesmal ein Glas zu viel trinke und besonders bei Hochzeiten das Maaß überschreite. Da erhielt er den Bescheid: in Zukunft keiner Bauern-

hochzeit mehr beizuwohnen. Zwar meinte der Pfarrer, Christus selbst sey doch auch auf einer Hochzeit zu Cana gewesen, es müsse also doch nichts gar so verwerfliches seyn; aber der Herr Consistorialdirektor belehrte ihn: «Christus der Herr hätte es auch können bleiben lassen.»

7. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Voltaire sagt es bestimmt, daß Jakob II. von England, als er noch Herzog von York gewesen, sich in Gegenwart von vier Jesuiten unter gewissen Ceremonien in ihren Orden habe aufnehmen lassen. Sein Betragen zu St. Germain nach der Flucht aus England spricht für diese Behauptung, denn er sah Niemand um sich als Jesuiten, und wenn er nach Paris kam, stieg er allezeit bei ihnen in der Straße St. Antoine ab. Die französischen Prälaten verspotteten ihn in seinem phantastischen Eifer, und der Erzbischof von Rheims, Bruder des Ministers Louvois, sagte im Vorzimmer zu St. Germain ganz ungenirt: «Voila un bon homme, qui a quitté trois royaumes pour une messe.» (Seht da einen guten Menschen, der drei Königreiche für eine Messe hingegeben hat.)

8. Für eine Ohrfeige ist es möglich, Doktor der Theologie zu werden.

Mhitar — gewöhnlich Mechitar genannt, Stifter des Klosters der Armenier zu Venedig, kam im Jahr 1699 von zweien seiner Schüler begleitet nach Erzerum in das Kloster Passano. Hier übertrug ihm der Senior, Bischof Macarius, die Erziehung der Klosterschüler. Auch die Mönche unterrichtete er in der Theologie des Albertus Magnus, von der er eine armenische Uebersetzung besaß. Bei diesem Anlasse trug es sich einmal zu, daß er mit einem andern disputirte und diesen durch Zeugnisse der Kirchenväter zuletzt völlig besiegte. Der Gegner Mhitars wurde dadurch so erbost, daß er jenem eine derbe Ohrfeige gab. Mhitar ertrug diese Beleidigung mit solcher Ruhe, daß selbst der Beleidiger darüber erstaunte und dem Beleidigten den Sieg zuerkannte. Endlich erhielt noch überdieß Mhitar für die Großmuth, mit welcher er die Ohrfeige verziehen hatte, auf der Stelle die theologische Doktorwürde, sammt dem Auftrag, in der Diöcese des Bischofs von nun an zu predigen.

9. Die neueste Art, zu sterben.

Den Geschichtschreiber der Niederlande, Leo von Aizema, der für nicht ganz religiös gehalten wurde, wollten arminianische, gomaristische und lutherische Geistliche in seiner letzten Krankheit besuchen, weil jeder gerne den Ruhm gehabt hätte, sagen zu können, er sey im Glauben seiner Kirche gestorben. Da der Kranke dieß von seiner Hauswirthin hörte, so trug er ihr auf, den sämmtlichen Hochwürdigen Herren zu sagen, sie möchten sich seinetwegen nicht bemühen, denn er habe beschlossen, incognito zu sterben.

10. Womit kann man die Gottheit Christi am sichersten beweisen?

Mit der Bibel? — Warum nicht gar! Durch die Magie und Cabbala. Dieß behauptete wenigstens der hochberühmte Cornelius Agrippa von Nettesheim in einem Schreiben an den Stadtmagistrat zu Cöln *) in folgenden Worten: «Picus Mirandolus et Capnion, Phorcensisque convicerunt, nullas esse scientias, quae nos de rebus cum naturalibus tum coelestibus atque

*) Epistolar. Lib. VII. ep. 26. p. 1034.

divinis, etiam de Christi deitate, magis certificent, quam Magia et Cabbala.»

11. Zeugnisse vom Evangelium.

Faber, ein Zeitgenosse Zwingli's und Vikar des Bischofs von Constanz, äußerte sich einmal: «Man würde in Ruhe und Frieden haben leben können, wenn es nie ein Evangelium gegeben hätte.» In gleichem Geiste drückte sich der Kardinal Hosius, einer der päpstlichen Legaten auf der Kirchenversammlung zu Trient, aus: «Die Angelegenheiten der Kirche würden offenbar besser stehen, wenn nie ein Evangelium geschrieben worden wäre *).» — Und so sprachen zwei geweihte Priester aus der höhern Klasse der Geistlichkeit!

12. Welch ein Widerspruch!

Auf die Frage des Kurfürsten Joachim von Brandenburg: «ob es richtig sey, daß er gesagt habe, er könne nur aus der Schrift widerlegt werden» antwortete Dr. Luther: Ja, gnädiger Herr, nur aus der Schrift und durch einleuchtende Ver-

*) Betrachtungen über den Protestantismus. 8. Heidelberg 1826. Seite 99.

nunftgründe.» Heut zu Tag aber gibt es eine Menge Geistliche, die in Glaubenssachen keine Vernunft, sondern allein den starren Buchstaben gelten lassen wollen, sogar die Vernunft — trotz dem, der sie gegeben hat, — verdammen. Welch eine Kluft zwischen ihnen und dem braven Wittenberger Doktor, der doch gut wußte, was er sagte!

13. Verschiedene Denkweise.

Vor dem Kirchenlehrer Athanasius wußte man nichts von dem, was er als Beweise für seine Lehre von einer göttlichen Dreieinigkeit annahm und überließ es dem Gewissen eines jeglichen Christen, was er davon glauben oder nicht glauben wollte. Als aber im XVI. Jahrhundert der unglückliche Michael Servet sich von dieser athanasiusschen Behauptung nicht überzeugen zu können versicherte, ließ man ihn 1553 zu Genf lebendig verbrennen. Aus gleicher Ursache wurden 1529 Hetzer zu Constanz und 1566 Gentilis zu Basel enthauptet.

14. Das Bekenntniß eines Mönchs über Katholicismus und Protestantismus.

Ein Franziskanermönch unterhielt sich im Jahr 1809 mit dem Verfasser des merkwürdigen Buchs:

«Deutschland und Rom», Dr. Fetzer zu Reutlingen, und sagte unter anderm etwas, das weder tausend andere Mönche sagen würden, noch selbst eine große Menge protestantischer Theologen von der mystischen oder Buchstäblerklasse glauben: «Bequemer ist die katholische Religion, das ist wahr, weil man ohne viel zu wissen und zu denken ein recht guter Katholik seyn kann; aber mir dünkt, man könne, ohne zu denken, kein guter Protestant seyn.»

15. Auch in Amerika gibt es Obscuranten.

Die brittische Bibelgesellschaft hatte das Neue Testament (in einer ausdrücklich für Katholiken gemachten Uebersetzung) drucken lassen und ein Exemplar derselben an den Erzbischof zu Quebeck in Canada geschickt, mit dem Wunsch, eine Vertheilung unter seine Glaubensgenossen zu bewerkstelligen. Der Prälat antwortete hierauf: «Dieser Abdruck sey zwar wörtlich getreu, gleichwohl könne er zur Verbreitung desselben seine Einwilligung nicht geben, weil es unbesonnen seyn würde, den Rechtgläubigen zu gestatten, die darin geoffenbarten Lehrsätze selbst zu prüfen, ohne sie mit vorläufigen Erläuterungen begleiten zu können.»

16. Ein Compliment von ganz eigener Art.

Der berühmte Kirchenhistoriker Spittler sagt von dem bekannten seraphischen Vater Franz von Assisi: «Man erzeigt ihm alle Ehre, wenn man glaubt, es habe ihm im Kopf gefehlt.»

17. Geistliche Unwissenheit.

Zur Zeit der Reformation predigte ein Kapuziner sehr heftig gegen die Ketzer, die sich — wie er sagte — «an das neu erfundene Neue Testament hielten» und schloß seine heilige Rede mit den Worten: «Wir aber, meine Lieben, bleiben beim alten.» (Der arme Schelm wußte nicht, daß das Neue Testament so alt sey, als das Christenthum selbst!)

18. So konnte man einem das Lesen der römischen Klassiker entleiden.

Die Redensarten: «Das ist ein wahrer Ciceronianer» — oder: «Der Mann spricht und schreibt ganz ciceronianisch», war sonst einer der höchsten Lobsprüche, der einem ausgezeichneten Philologen zu Theil werden konnte; gegenwärtig hört man ihn weit seltener. Ob es jetzt weniger große Kenner der römischen Sprache gibt, als ehemals,

mögen Andere untersuchen; indessen könnten auch Nachrichten aus der Geisterwelt eingelaufen seyn, vermöge deren noch mehrere große Lateiner dort das Schicksal des Kirchenlehrers Hieronymus getroffen habe. Dieser — der freilich nicht selten Einbildung für Wirklichkeit hielt — wurde nach seiner Versicherung einst vor den göttlichen Richterstuhl gefordert und gefragt: Wer bist du? — «Ich bin ein Christ!» — Du lügst, denn du bist ein Ciceronianer und kein Christ. — Hieronymus verstummte. Da befahl der Weltrichter, daß man ihn mit Ruthen haue, welches geschah. Das Ende seiner Peinigung trat auch nicht früher ein, als bis er mit einem körperlichen Eide versprach, nie in seinem Leben mehr einen heidnischen Klassiker zu lesen.

Zu Zeiten des Hieronymus hat es wohl noch keinen so freigeisterischen Schulmeister gegeben, von welchem geschrieben steht *), er habe einmal sich der frechen Worte verlauten lassen: «Wenn mein Cicero in die Hölle muß, so geh ich auch mit.»

*) In den Briefen über das Mönchswesen, (vom Staatsrath v. La Roche). Sie kamen in den sechsziger Jahren des 18. Jahrhunderts heraus und wurden später von einem andern Verfasser fortgesetzt.

19. Das Bekehrungsmittel.

Als Kaiser Karl V. 1548 den Bürgern zu Straßburg, das damals noch Reichsstadt war, sein bekanntes «Interim» aufzudringen versuchte, sagten sie unter anderm zu seinem Abgeordneten, dem Kardinal Granvella: «Zwang und Glaube vertragen sich durchaus nicht mit einander, und Feuer ist zwar ein gutes Vernichtungs- aber ein sehr schlechtes Bekehrungsmittel.»

20. Das Sündenregister.

Man hat berechnet *), daß vom Jahr 1590 bis 1760 folgende Laster von jesuitischen Schriftstellern öffentlich gedruckt vertheidigt worden seyen **).

Von 54 der Probabilismus, oder die abscheuliche Lehre, daß der Zweck alle Mittel heilige.

---

*) Chalotais compte rendu des Constitutions des Jesuites. 1762.

**) Man sage nicht: das haben nur einzelne Ordensmitglieder gethan, denn kein Jesuit durfte etwas drucken lassen, was nicht die Obern gebilligt hatten. Auch diese durften nichts gut heißen, was nicht zuvor der zu Rom residirende Ordensgeneral erlaubte. Demnach trägt die Schuld jener Verbrechen der gesammte Orden und nicht einzelne Schriftsteller desselben.

Von 42 die philosophische Sünde (aus vorgeblicher unüberwindlicher Unwissenheit oder irrigem Gewissen begangen.)
— 15 die Simonie. (Handel mit geistlichen Stellen.)
— 38 die Irreligiosität.
— 18 die Unkeuschheit.
— 30 der Meineid, falsche Zeugnisse und andere Verfälschungen.
— 35 der Raub, die geheime Wiedervergeltung und Vorenthaltung eines anvertrauten Gutes.
— 37 der Todschlag.
— 72 der Königsmord und das Verbrechen der beleidigten Majestät.

Außerdem hat noch eine Menge dieser gottseligen Ordensbrüder, die man für «Stützen der Religion und Throne der Fürsten» auszuposaunen keck genug ist, Gotteslästerung, Kirchenraub, Selbstmord, Abgötterei und vieles andere theils zu vertheidigen, theils zu bemänteln keine Scheu getragen. Warum ruft also eine so große Schaar wackerer Männer in unsern Tagen demohngeachtet so manchen Gewalthabern vergebens zu: «Brutus, du schläfst? Erwache!»

21. Der große Unterschied.

Christus der Herr sagte von sich selber: «Des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen könnte.» — So dürftig sind seine Statthalter zu Rom nie gewesen. Der Engländer Bower z. B. erzählt in seiner «Geschichte der Päpste» nur allein von Johannes XXII., er habe in seiner Schatzkammer achtzehn Millionen Goldgulden hinterlassen und sieben Millionen weiter seyen seine Sammlungen von allerlei Kostbarkeiten werth gewesen.

22. Ein Ruhm, der nicht zu beneiden ist.

Der berüchtigte Herzog von Alba rühmte sich öffentlich, er habe innerhalb sechs Jahren in den Niederlanden achtzehntausend Menschen der Religion wegen hinrichten lassen, das heißt: weil sie sich nicht zur römisch-katholischen Kirche bekennen wollten.

23. Merkwürdiges Verbot,

Als die Spanier Granada eroberten und die Mauren daraus vertrieben hatten, fanden sie mehrere arabische Bäder, nahmen aber daran so großes Aergerniß, daß sie das Baden auf der Stelle

verboten, indem sie behaupteten: «es sey eine christliche Unreinigkeit, den ganzen Tag im Wasser zu liegen.»

24. Das geringste, was man fordern kann.

Dem Könige von Frankreich, Ludwig XVI., wurde einst vorgeschlagen, den Erzbischof Lamoine de Brienne von Toulouse nach Paris zu versetzen. «Ich hätte nichts dagegen» — antwortete der König — «aber ein Erzbischof von Paris sollte doch wenigstens einen Gott glauben.»

25. Der menschenfreundliche Geistliche.

Unter der Regierung des fränkischen Königs Chlotar lebte ein Bischof, Namens Canutius, der sich bei jeder Mahlzeit dergestalt betrank, daß er allezeit durch vier starke Männer zu Bette getragen werden mußte, um seinen Rausch auszuschlafen. Eben so groß, als seine Trunkenheit, war seine Habsucht, und er hielt es für tödtliche Beleidigung, wenn man ihm etwas abschlug, was er zu haben wünschte. Der Presbyter Anastasius weigerte sich einstens, ihm seine Güter abzutreten, dafür ließ ihn der Bischof in ein Grabgewölbe sperren, das mit dem unerträglichsten Gestank faulender Leichname erfüllt war, so daß der

unglückliche Presbyter aufs elendeste zu Grunde gehen mußte.

26. Vertrauen auf die Ehrlichkeit eines Dritten.

Dem berühmten Präsidenten von Montesquieu wollte einmal der Papst Benedikt XIV. seine Achtung zu erkennen geben und sandte ihm zu dem Ende eine «beständige Dispensation vom Genuß aller Fastenspeisen» durch den Erzbischof von Paris zu, welche auch für diejenigen gültig seyn sollte, die an der Tafel des Präsidenten speisen würden. Als aber der Erzbischof die päpstliche Bulle aushändigen wollte und zugleich ein Verzeichniß der nicht unbedeutenden Kosten derselben hervorzog, sagte Montesquieu: «Nehmen Sie die Urkunde immer zurück. Ich weiß, der Papst ist ein Ehrenmann. Sagen Sie ihm, daß ich auf sein Wort traue, und mit dem Himmel woll' ich es wagen.»

27. Ein Mittel, wie man Papst zu werden hoffen kann.

Als man, während Julius II. den Stuhl Petri inne hatte, (welcher Apostel wohl nie einen so fürnehmen Stuhl besaß) einer baldigen Erledigung desselben entgegen sah, ließ der Kaiser Ma-

ximilian I. sich merken, daß er geneigt wäre, die Kaiserkrone niederzulegen und Papst zu werden. Der Bischof von Gurk erhielt sofort den Auftrag, so bald Julius gestorben seyn würde, nach Rom zu reisen, und die wählenden Kardinäle zu Gunsten des Kaisers zu stimmen. Neben dem geistlichen Herrn zog man aber auch das reiche Wechselhaus Fugger zu Augsburg in partes, und trug demselben auf, die kleine Summe von dreimal hunderttausend Dukaten bereit zu halten, worüber jener Bischof zu disponiren angewiesen sey. — (Ob zu Gunsten des heiligen Geistes, welcher bekanntlich bei allen Papstwahlen das Präsidium führen soll, oder gewisser Kardinäle, die im Konklave das meiste Ansehen haben dürften, ist nicht bekannt geworden.)

28. Glaubensbekenntniß in Hinsicht auf die Vernunft.

Der bekannte Johann Gailer von Kaisersberg nannte die Vernunft «die Frau im Hause der Seele» und sagt von ihr: «So bald sie ihrer selbst vergißt, wird im Menschen ein solches Getümmel, daß Alles durch einander wüthet. O wie selig ist der Mann, der immer dieser Frau folgt, der sie Meister seyn läßt in seinem Reich, um

das Gebäude zu ordnen und zu regieren! Ein Mensch, der nach geregelter Vernunft lebt (und denkt) ist frei, denn er wird durch das Höchste regiert, was in ihm ist, und wovon er ein Mensch genannt wird, das ist seine Vernunft.»

Das muß ein eingefleischter Rationalist gewesen seyn!

29. Drinnen und draußen.

Nachdem auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 die bekannte Confession verlesen war, fragte Herzog Wilhelm von Bayern den Dr. Eck: ob er sich wohl getraute, sie zu widerlegen? — «Ja» — antwortete dieser — «aus den Vätern wohl, aber nicht aus der Bibel.» Da erwiederte der Fürst: «Also sitzen die Lutherischen in der Schrift und wir draussen?

30. Einmal, und nie wieder.

Das allererste christliche Concilium wurde zu Jerusalem gehalten, wovon das 15te Kapitel der Apostelgeschichte Nachricht gibt. Auf diesem kam es auf die Entscheidung der Frage an: «ob man ohne die bisher eingeführten jüdischen Ceremonieen, namentlich ohne die Beschneidung, selig werden könne?» Alle die wackern Männer, welche dabei

gegenwärtig waren, überlegten den Streitpunkt in Frieden und Einigkeit, ließen die Beweise für und wider vortragen, stritten und zankten nicht wie Unsinnige, sondern überlegten weislich und schloßen mit Ruhe. Man that keinen herrschsüchtigen Ausspruch, noch weniger war von einer Decision und Exekution die Rede. Endlich ging man mit einer brüderlichen Erinnerung auseinander, ohne über Andersdenkende ein «Anathema!» auszusprechen.

So war es aber auch nur Einmal, und ein ähnliches Concilium wiederholte sich in allen folgenden christlichen Jahrhunderten nicht mehr.

31. Christliches Gebet.

In einer tyrolischen Dorfschenke findet man ein Gemälde, das ein brennendes Haus, über demselben aber in Wolken den heiligen Florian mit Fahne und ausgießendem Löscheimer vorstellt. Ganz unten liegt ein Betender auf den Knieen, und zu seinen Füßen liest man den Stoßseufzer:

O lieber heiliger Florian,
Verschon mein Haus, zünd 's Nachbars an!

32. Freimüthiges theologisches Bekenntniß.

Lord Sandwich wünschte einmal einen deutlichen Begriff von den Wörtern Orthodoxie und

Heterodoxie zu vernehmen. «Den will ich Ew. Herrlichkeit geben» — sagte der Bischof Warburton. — «Orthodoxie ist meine doxy; Heterodoxie die doxy eines jeden, der nicht denkt und glaubt wie Ich.»

33. Mit dem Teufel ist nicht zu spaßen.

Der berühmte Balthasar Becker, Prediger zu Amsterdam, gab 1690 in holländischer Sprache sein merkwürdiges Buch: «die bezauberte Welt» heraus. Zum Dank für seine Mühe, den Glauben an die Gewalt des Satans, an Kobolte, Hexen und ähnliches Gesindel zu vertilgen, wurde er zwei Jahre später seines Amts entsetzt und von der Gemeinschaft der reformirten Kirche ausgeschlossen.

VIII.

Zur Geschichte der Stadt-Theater.

Es hat ein Ungenannter in Nro. 136 der Blätter für literarische Unterhaltung vom Jahr 1837 etwas zur «Geschichte der städtischen Theater» gesagt; aber seine Quelle war blos der «gothaische Theaterkalender» von 1782 und es konnte also nur Weniges seyn. Indessen hat es mich zu folgendem Nachtrage veranlaßt, der Manchem, der sich mit der Geschichte der deutschen Bühne früherer Zeit beschäftigt, nicht unwillkommen seyn dürfte.

Die Annalen der vormaligen Reichsstadt Kaufbeuren in Schwaben melden, daß die protestantischen Bürger daselbst schon vor mehr als zweihundert Jahren nach zuvor eingeholter Erlaubniß des Magistrats theatralische Vorstellungen gegeben haben. Zu Erhaltung guter Ordnung habe die Obrigkeit jedesmal Obmänner und Vorgesetzte auf-

gestellt. Vielleicht waren die Unternehmer dieser theatralischen Uebungen sogenannte Meistersänger, deren es auch in den zunächst gelegenen Städten Memmingen, Augsburg, Nürnberg ꝛc. gab, doch läßt es sich nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen. Eins der ältesten Denkmale, das sich noch vielleicht findet, ist eine hölzerne schwarze Tafel, auf welcher man in weißen Buchstaben folgendes liest:

«Anno 1570 haben auf obrigkeitliche Verordnung die evangelischen Bürger die Comoedie von Erschaffung der Welt auf dem Tanzhaus aufgeführt, worauf ihnen eine Ergötzlichkeit bei Wein gegeben worden ist. Zu Obmännern und Vorgesetzten hat der Magistrat ernannt:

Herrn Thomas Dillemann, Prediger.
» Michael Lucius, Prediger.
» Simon Leutner und
» Daniel Schilling, des Raths.
» Lucas Kohler und
» Jacob Vetterler, des Gerichts.»

Eine eigentlich verbundene Gesellschaft war das noch nicht, denn erst 1655 findet sich, daß eine solche errichtet werden wollte, wozu aber aus ganz unbekannten Ursachen die obrigkeitliche Zustimmung

nicht erfolgte, sondern das geschah erst im Jahr 1688. Indessen wurden nach 1570 von einer Zeit zur andern theatralische Vorstellungen gegeben, z. B. 1586 die «Passion Christi», 1592 die «Apostelgeschichte» von dem damaligen Rektor der lateinischen Schule daselbst, Namens Brunner, von welchem Stück und dessen Aufführung auf dem öffentlichen Markt man in einem der frühern Stücke des «deutschen Museums» herausgegeben von Boie und Dohm, Nachrichten findet. Auch 1654, 1663, 1665, 1667 und 1681 bemerken alte «Gedenkbücher» Aehnliches, und im Rathsprotokoll von 1654 wird zum erstenmal eines Censurscheines in folgenden Worten erwähnt:

«Hieronymus Schilling bittet um Aufführung der Comödien vom König Salomo und vom verlohrnen Sohn, mit einigen Bürgern. Resolutum: Zugesagt, soll aber zuerst dem Herrn Pfarrer ad corrigendum zugestellt werden.»

Endlich 1688 erfolgte die Constituirung einer wirklich bestehenden Gesellschaft. Die Gesetze derselben (Artikel *) wurden obrigkeitlich ratificirt

*) Abgedruckt im Theaterkalender Gotha 1782. S. 143. ff.

und Bürgermeister Heinle als erbetener Obmann auf Lebenszeit bestätigt. Auch vier Vorsteher erhielten ihre Stellen ad dies vitae. Bei ihnen stand die Wahl der Stücke, Leitung der Aufführung, Aufnahme neuer Mitglieder, Führung der Rechnungen u. s. w. In der Folge kam noch ein sogenannter «Assistent» dazu, um die Gesellschaft zu vertreten, wenn sie in eilenden Fällen nicht im Ganzen zusammen berufen werden könnte.

Zehn Jahre hatte diese bürgerlich-theatralische Gesellschaft bestanden, als sie 1698 es wagte, nach dem benachbarten Augsburg zu ziehen, um auch dort ihre dramatischen Talente glänzen zu lassen. Zwar wurde sie sowohl jetzt, als noch einmal später (1702) mit Beifall aufgenommen, wie aber in dieser großen Reichs- und Handelsstadt damals der theatralische Geschmack beschaffen gewesen seyn müsse, sieht man daraus, daß ein Nachspiel, betitelt: «Schmotz-Ursels Kunkelhaus und Sau-Hansens Hausstand» unter großem Zulauf gegeben werden konnte.

Die Einrichtung dieser theatralischen Gesellschaft war ganz der der Handwerkszünfte ähnlich. Wie diese, hatten sie ihren Obmann, Zünftige (hier «Vorsteher» genannt), eine Herberge in irgend einem Wirthshaus, in der Regel von den Mitglie-

dern vorzüglich besucht, dessen Besitzer gewöhnlich mit «Herr Vater» oder «Frau Mutter» angeredet wurden, eine Lade, worin sich die wichtigsten Dokumente der Gesellschaft, Gelder u. s. w. befanden, und endlich einen sogenannten metallenen Willkomm mit Schilden behängt (Pocal), dessen man sich bei solennen Schmäusen bediente, welches Heiligthum aber nur Mitglieder der Gesellschaft mit ihren Lippen berühren durften. — Die Aufnahmsgebühr, ein Accidens, in welches die Vorsteher sich theilten, war — nach abgelegter Proberolle — zwei Gulden; war aber der Vater des Neueintretenden schon Mitglied, alsdann nur die Hälfte.

Daß diese Theaterfreunde blos dem protestantischen Theil der Bürgerschaft angehörten, ist schon aus dem was früher vorgekommen ist, zu bemerken. Darum interessirte sich wohl auch selbst ihre Geistlichkeit für ihr Bestes. Unter anderm brachte sie es 1715 dahin, daß künftig an keinem Osterdienstag eine Hochzeit gehalten werden durfte, indem es «der Komödie Nachtheil bringe.» Ueberhaupt sah man in frühern Zeiten das Theater noch für etwas an, das religiöse Bekenntniß befördere und eine Art geistlicher Erbauung gewähre. Darum war auch der Gegenstand der Darstellungen gewöhnlich aus der biblischen Geschichte. Freilich war

es ein wunderliches Gemische, wenn z. B. im «König Salomo» auch «Hanswurst, sein lustiger Diener», vorkam. Dieser Uebelstand dauerte bis 1744, in welchem Jahr die Obrigkeit verbot, «keine geistliche Komödien mehr, sondern blos weltliche oder moralische Stücke aufzuführen.»

Auf sittlich gute Aufführung der Mitglieder dieser Gesellschaft im gemeinen Leben wurde sehr gesehen, und beging eines ein zur öffentlichen Kunde gekommenes oder gar von der Obrigkeit bestraftes Kriminalverbrechen, so wurde es ohne Nachsicht ausgestoßen. Frauenzimmer konnten keine Mitglieder werden, ja, in frühern Zeiten wurde kaum einem noch minderjährigen Schulmädchen gestattet, das Theater zu betreten. Dieß geschah erst am Schluß der siebenziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, doch mit großem Widerspruch der alten Mitglieder, die endlich nur darum es zugaben, weil sie von der Mehrheit überstimmt wurden und die Kasse durch diese Veränderung gewann.

Der Schauplatz blieb (wie er es schon 1570 gewesen war), auf dem Tanzhaus *), wo die Ge-

*) Ehe sich in den Wirthshäusern alter Reichsstädte Gelegenheiten fanden, an Hochzeiten zu tanzen, begab man sich gewöhnlich in ein dazu schickliches

sellschaft auf ihre Kosten ein Theater erbaute und es von Zeit zu Zeit verbesserte. Die katholischen Bühnenfreunde konnten nur mit Erlaubniß jener, die das Theater erbaut und unterhalten hatten, Anspruch daran machen und es geschah auch einigemal mit bestem Erfolg; aber da sie endlich ein Recht daraus zu machen versuchen wollten, kam es zu Widersprüchen und endlich gar zu einem förmlichen Proceß. Nachdem aber der katholische Theil auf die Duplik seiner protestantischen Gegner die Antwort schuldig blieb; so machte von da an den letztern den eigenthümlichen Besitz der Bühne, so wie den Gebrauch des anstoßenden Zimmers, worin vor Zeiten sich die sogenannte Herrenzunft (Patriziat) versammelt hatte, niemand mehr streitig.

Die Zeiten, zu welchen theatralische Vorstellungen statt fanden, waren gewöhnlich Weihnachten, Dreikönige und Fastnacht, außer diesen manchmal an Ostern oder im Herbst. In frühern Jahrhunderten führte man ein Stück zuweilen fünf bis sechsmal auf, und doch betrug der Gesammtertrag oft nur wenige Gulden, weil der Eintritt, besonders für das gemeine Volk, nur wenige Kreuzer

öffentliches Haus, das den Namen: "das Tanzhaus" behielt, selbst zur Zeit, als man sich desselben längst nicht mehr zu diesem Gebrauch bediente.

kostete. In neuern Zeiten band man sich nicht ganz streng an eine oder die andere Periode, doch wurde selten mehr als dreimal in Einem Jahr gespielt. Da die Eintrittspreise jetzt erhöht wurden und manches Stück 60, 80 bis 100 Gulden eintrug, so konnte jetzt auch größerer Aufwand für Dekorationen, Costüme rc. gemacht und manches Stück blos zu Beförderung wohlthätiger Zwecke gegeben werden.

Neben den biblischen Geschichten kamen schon frühe solche Gegenstände an die Reihe, die aus der Profan- besonders Märtyrergeschichte geschöpft waren. Man bekam sie aus Augsburg, Nürnberg rc. von dortigen Meistersängern abschriftlich mitgetheilt, auch gab es in der einheimischen Gesellschaft selbst Männer, die die Feder zu führen verstanden und eigene Arbeiten lieferten, unter welchen die Annalen derselben einen Zinngießer, Ottmar Bachschmid, als einen der tüchtigsten rühmten.

Im Jahr 1770 feierte diese Gesellschaft ihre zweihundertjährige Existenz, doch war das so eigentlich nicht ganz genau genommen; denn wenn man schon damals zu Zeiten theatralische Vorstellungen gab, so existirte doch die Verbindung als Gesellschaft und ununterbrochen erst seit 1688, also zweiundachtzig Jahre. Da indessen Jedermann den

herzlichsten Antheil nahm, und die gesammte kleine Stadt von den öffentlichen Aufzügen, Mahlzeiten, Illuminationen u. s. w. entzückt war, so wollte Niemand die Grausamkeit begehen, das Publikum in seinem süßen Wahne zu stören.

Dieses Fest entflammte den Theatereifer neuerdings, und kaum hatte man aus den Zeitungen vernommen, welch ein großes Aufsehen Göthe's «Göß von Berlichingen», Shakespears «Hamlet» und «Othello» machten, so beschloß man eilends — freilich ohne Prüfung eigener Kräfte zu einem so halsbrechenden Unternehmen, den lieben Mitbürgern diese Seltenheiten ebenfalls vorzuführen, obwohl Verständige davon abgerathen hatten. Aber die alten Theatermitglieder waren noch der Meinung, um eine Rolle mit Beifall zu spielen, bedürfe es weiter nichts, als sie gut auswendig zu wissen und dann mit großem Geschrei heraus zu poltern. «Sprechen muß man», hieß die Theorie dieser Leute, «laut und gegen die Leute hinaus!» Conversationston nannten sie «Stubengeschwätz», hinter dem keine Kunst sey. Aus ihren alten Lohensteinischen und Hofmannswaldauischen Tragödien waren sie an «Blitz, Donner, Hagel, Flammen und andern Bombast, oder der «Ambra düftenden Süßigkeiten» u. s. w. zu gewöhnt, als daß

ihnen ein Lessing- oder Gotterscher Dialog ächter Ton für das Theater hätte scheinen sollen. Lange noch, nachdem Versuche zum Bessern gemacht waren, fragten sie spöttisch: ob das «Agiren» heiße?

Mit dem Jahr 1780 erst erhielt dieses Theater eine veränderte Gestalt. Statt daß es sich bis dahin blos in Händen von Professionisten befand, die in Hinsicht der Geschmacksbildung sehr zurück waren, erhielt es nun neuen Zuwachs aus den höhern Ständen, die dem Vorurtheil, als sey theatralische Unterhaltung blos eine Sache für gemeine Leute, muthig auf den Kopf traten und es in kurzer Zeit völlig besiegt hatten. So kam der anderswo längst für nothwendig erachtete Conversationston und eine zu den Worten des Dichters passende Aktion an die Tagesordnung, das «Sprechen» erhielt seinen Abschied, Charakter wurde sichtbar, und der Unterschied zwischen Ehmals und Jetzt war nicht zu verkennen. Von Darstellung weiblicher Rollen durch Männer und Jünglinge war keine Rede mehr, nachdem Frauen und Töchter aus guten Familien sichs zur Ehre schätzten, zur Beförderung gemeinsamen Vergnügens mitzuwirken. Freilich war es keine Kleinigkeit, einen solchen Augiasstall auszufegen, und man hatte mit hundert Kabalen und Unannehmlichkeiten aller Art zu kämpfen; aber da der bessere Theil des Publi-

kums einmal für die Verbesserung gestimmt, Hanswurst mit seinen ungesalzenen Possen und Unflätereien zum Eckel geworden war und die Märtyrergeschichten mit ihren grausigen Executionen von Köpfen, Rädern, Kreuzigen, Verbrennen ꝛc. Niemand mehr sehen wollte, so half kein Widerstreben mehr. Haupt- und Staatsaktionen waren schneller, als man hoffte, vergessen und die Zuschauer wünschten deren keine zurück, nachdem sie mit Nicht mehr, als sechs Schüsseln, — den Holländern, — Menschenhaß und Reue u. a. m. bewirthet worden waren. Eigentlich Furor machten zuerst der Edelknabe von Engel, die Jäger von Iffland und die Operette Ehrlichkeit und Liebe von Wagenseil *) mit der Musik des Kapellmeisters Wolf zu Weimar. Ferner gehören zu den am beifälligsten aufgenommenen Stücken Heinrich von Burgund und der Bruderzwist, beide von Kotzebue. Ganz meisterhaft wurden im letztern Stück der Podagrist, Schiffskapitain Bertram und

*) Die erste Operette, die auf dieses Theater kam. Die zweite war „die Jagd„ von Weiße und Hiller, die dreimal mit großem Beifall gegeben wurde. — Zu den letzt aufgeführten Stücken gehörten: der Doktor und Apotheker, Operette von Dittersdorf, und: der Lohn der Wahrheit, Schauspiel von Kotzebue.

die Frau Griesgram gegeben. Die Darstellerin der letztern hat auch in den «Jägern» als Oberförsterin den ersten Kranz errungen.

Mit Demolirung des sogenannten Tanzhauses, das — ungeschickterweise — gerad in der Mitte der Hauptstraße stand und die Nachbarn auf beiden Seiten so oft Feuersgefahr befürchten ließ, von der sie aber durch Jahrhunderte glücklich verschont blieben, ging endlich im Anfang des jetzigen Jahrhunderts die so lange bestandene Theatergesellschaft aus einander. Ein Theil der ältern verband sich, nach des einen oder andern Tod dem Abgeschiedenen durch Gesang, Tragen des Leichnams und Begleitung desselben — wie man von jeher gewohnt war — die letzte Ehre zu erweisen. Die jüngern Mitglieder aber erbauten an einem abgelegenen schicklichern Platz auf eigene Kosten ein neues Theater, auf welchem sie mehrere Jahre Vorstellungen gaben. Nach und nach wurden auch diese älter und für die Sache weniger empfänglich, so daß gegenwärtig die Bühne großentheils nur fremden reisenden Theater-Prinzipalen gegen eine mäßige Abgabe zu temporärer Nutzung überlassen wird.

II.

Literarischer Theil.

IX.

Von Gelehrten, deren Väter Geistliche waren.

Bei Gelegenheit, daß in unsern Tagen über die Schädlichkeit des Cölibats der römisch-katholischen Geistlichkeit so vieles geschrieben und gesagt worden ist, hat man unter anderm auch angeführt, daß aus den Ehen protestantischer Prediger eine große Anzahl trefflicher Männer entsprossen sey, die der christlichen Kirche und dem bürgerlichen Leben die ersprießlichsten Dienste geleistet haben und dazu von frommen und gelehrten Vätern erzogen und vorbereitet worden seyen. Mit Recht, sagt man, wird daher die Priesterehe zu den hohen Gütern gezählt, welche der evangelischen Kirche durch ihr Beharren bei dem augsburgischen Glaubensbekenntniß erworben worden sind.

Als Beweise dieser Behauptung zeichnen wir folgende aus geistlichen Familien stammende wakkere und in der Geschichte der Literatur berühmte

Männer in alphabetischer Ordnung aus, die aber leicht durch viele andere Namen vergrößert werden könnte *).

1) David Ancillon, geboren zu Metz in Frankreich 1659, prakticirte als geschickter Rechtsgelehrter bis 1685 zu Metz und Paris, ging dann mit seinem Vater, welcher in seiner Geburtsstadt Prediger gewesen war, nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Berlin, wurde dort als Direktor aller Gerichte der Franzosen in Preußen, Historiograph und Legationsrath angestellt, wo er 1715 starb. Er hat viele und zwar sehr gut gearbeitete Werke drucken lassen, unter denen sich die Histoire de l'établissement des François refugiés dans les états de Brandenbourg (1690) besonders auszeichnete.

2) Siegmund Jakob Baumgarten war der älteste Sohn des Predigers Baumgarten zu Berlin und wurde einer der berühmtesten Theologen seiner Zeit. Das Jahr seiner Geburt ist 1706, das

*) In Recensionen des 6sten Jahrgangs des literarischen Almanachs hat man bemerkt, daß unter den "Schwaben, die vor dem 40sten Jahr gescheid waren", mehrere fehlten. Das gleiche läßt sich von gegenwärtigem Aufsatze sagen. Allein der Verfasser wollte auch nur Beispiele und nicht vollständige Verzeichnisse liefern.

seines Todes 1757. Als Professor zu Halle zeichnete er sich durch die Gediegenheit seiner Vorlesungen, als Schriftsteller durch Manches aus.

3) Alexander Gottlieb **Baumgarten**, Bruder des vorigen, geboren 1714 zu Berlin, gestorben als Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder 1762. Er war der erste, der, nachdem die Zeit ihrer Verfolgung vorüber gegangen war, Wolfische Philosophie zu Halle und dann zu Frankfurt sehr gründlich lehrte. Er ist auch Erfinder derjenigen Wissenschaft, die man Aesthetik zu nennen pflegt.

4) Johann Albrecht **Bengel**, geb. im Städtchen **Winnenden** in Würtemberg, wo sein Vater Diakonus gewesen war, und gestorben 1754 als Consistorialrath und Prälat zu Alpirspach. Er ist als großer Apokalyptiker allgemein bekannt und hat als solcher vielen Leuten die Köpfe verrückt. Sein wahres Verdienst aber gründet sich auf ausgezeichnete exegetische Kenntnisse, deren er eine große Menge in einer «kritischen Beleuchtung des neutestamentlichen Textes» (Novum Testamentum graecum, cum apparatu critico) niedergelegt hat.

5) Hugo **Blair**, Professor und Prediger zu Edinburg in Schottland, war der Sohn eines Landgeistlichen, geb. 1718. Er hat sich als großer

Kanzelredner ganz ungemein ausgezeichnet und starb 1801. Seine Predigten sind auch in deutschen Uebersetzungen gut aufgenommen worden.

6) Johann Jakob Bodmer, Professor der schweizerschen Geschichte in Zürich, geb. 1698, gest. 1783, war der Sohn eines Predigers zu Greifenberg ohnweit Zürich.

7) Hermann Börhaave, der große Arzt und Professor zu Leiden, wurde 1643 geboren. Sein Vater war Prediger in dem Städtchen Voorhut, nicht weit von Leiden. 1738 starb er. Da man von ihm sagen kann: Hic cinis, nomen ubique, so bedarf es keiner weitern Schilderung seiner Gelehrsamkeit und Verdienste.

8) Gottfried August Bürger, der berühmte deutsche Dichter, geb. 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen, gestorben als Professor zu Göttingen 1794, war auch ein Levitenkind, denn sein Vater stand als Pfarrer an dessen Geburtsort.

9) Johann Georg Büsch, Professor zu Hamburg und Stifter der dortigen Handlungsakademie, geb. 1728 und gestorben 1800, ein um die Mathematik, Geschichte und Handlungswissenschaften höchst verdienter Mann, dessen Vater vom Dorfprediger einen Ruf nach Hamburg erhalten hatte, zeichnete sich unter den Söhnen geistlicher Väter

würdig aus. Wer ihn genau kennen lernen will, lese seine treffliche Schrift: «Ueber den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit.»

10) Johann Andreas Cramer, Kanzler der Universität Kiel, geb. 1723, gest. 1788, war der Sohn eines armen Landpfarrers im Erzgebirge und auch er zeugte einen Sohn,

11) Karl Friedrich Cramer, der zwar Theologie studirte, aber als Buchhändler zu Paris starb. Er würde mehr geleistet haben, als er leistete, wenn er weniger excentrischer Natur gewesen wäre und glücklichere Schicksale gehabt hätte.

12) Ernst Jakob Danov, Kirchenrath und Professor zu Jena, geb. 1741, gest. 1782, hatte zum Vater einen Geistlichen zu Redlau, ohnweit Danzig. Durch ein den Bedürfnissen der Zeit höchst angemessenes Lehrbuch der Dogmatik hat er sich als Schriftsteller und durch gründlichen Vortrag als akademischer Lehrer vorzüglich ausgezeichnet. Die Ursache seines frühen Todes, denn er wurde nur 41 Jahre alt, war tief eingewurzelte Melancholie, die ihn in die Fluthen der Saale stürzte.

13) Johann Georg Daries, Direktor der Universität Frankfurt an der Oder, geb. 1714, gest. 1791. Sein Vater war Prediger zu Güstrow im

Mecklenburgischen und der wackere Sohn, an dem die Theologen schon frühzeitig einen Ketzer aufgespürt hatten, entging ihnen nur dadurch, daß er der Theologie den Abschied gab und sich auf Jurisprudenz und Wolfische Philosophie legte. Im Jahr 1785 feierte er sein Jubelfest als akademischer Lehrer und gerade damals war es, daß er seine Hauptwissenschaft, das Naturrecht, hundertmal vom Katheder gelehrt hatte.

14) Heinrich Friedrich Delius, Professor der Medicin zu Erlangen, geb. 1720, gest. 1791, Sohn eines Predigers zu Wernigerode, besaß eine vorzügliche Stärke in der Chemie und war für Erlangen einer der verdientesten Männer durch einen Zeitraum von 44 Jahren, während dessen er dreimal Prorektor, dreißigmal Dekan der medicinischen Fakultät gewesen war und 107 Doktor-Promotionen vorgenommen hatte.

15) Johann Samuel Dietrich, Oberkonsistorialrath zu Berlin, geb. 1721, gest. 1797, ein Mann, der sich um religiöse Aufklärung große Verdienste erwarb und dessen Namen seine Schrift: «Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu», die 1772 zum erstenmal herauskam und dann öfters aufgelegt wurde, allenthalben berühmt machte. Sein Vater war erster Prediger an der

Marienkirche zu Berlin. — Zu seinen anderweitigen Verdiensten gehört, daß er die Herausgabe des neuen Berliner Gesangbuchs, das in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herauskam, mit großer Thätigkeit befördert hat.

16) Johann Konrad Dippel, geb. 1673, gest. 1734, Sohn eines darmstädtischen Predigers, war zwar als Theolog ein ziemlicher Schwärmer und gab sich sogar mit der Goldmacherei ab, aber Chemie und Arzneiwissenschaft dankten seinen Bemühungen manche bedeutende Aufklärungen. Einige geben ihn für den Erfinder des Berliner-Blau aus, andere aber bezweifeln es, andere aber behaupten, er habe diese Erfindung nur geprüft und das Verfahren dabei abgekürzt.

17) Johann Christoph Döderlein, Geheimer Kirchenrath und Professor der Theologie zu Jena, geb. 1746, gest. 1792, dessen Vater Prediger zu Windsheim in Franken war, wurde einer der berühmtesten Theologen seiner Zeit, Exegese des alten Testaments, Dogmatik und Moral waren die Fächer, in welchen er sich am vorzüglichsten auszeichnete.

18) Johann Jakob Engel, Professor zu Berlin, dessen Name als Verfassers der beiden Theaterstücke: »der dankbare Sohn« und »der

Edelknabe» einst hochgefeiert war, der durch seine «Ideen zu einer Mimik» sich als einer der feinsten und scharfsinnigsten Kunstrichter ausgezeichnet und durch populär-philosophische Aufsätze im «Philosophen für die Welt» sich den Beifall aller Gebildeten erworben hat, war der Sohn eines Geistlichen zu Parchim im Mecklenburgischen. Hier ward er 1741 geboren und hier starb er auch 1802 auf einer Besuchsreise bei seiner sehr betagten Mutter.

19) Joseph Friedrich Engelschall, geb. 1739 zu Marburg, wo sein Vater Konsistorialrath und Superintendent, er selbst aber bis an seinem Tod 1797 Professor der Philosophie gewesen war.

20) Johann August Ernesti, erster Professor der Theologie zu Leipzig, geb. 1707 zu Tennstädt in Thüringen, wo sein Vater Superintendent gewesen war, gestorben zu Leipzig 1781. Wer kennt nicht diesen großen Mann als ausgezeichneten Theologen und Philologen?

22) Gottlob Nathanael Fischer, Konsistorialrath und Rektor zu Halberstadt, geb. zu Graba bei Saalfeld, wo sein Vater als Pfarrer stand, 1748, gest. 1800. Er war einer der gründlichsten Gelehrten, und es gab fast keinen Theil des menschlichen Wissens, in welchem er ganz fremd

gewesen wäre. Als Lehrer der Jugend sammelte er sich große Verdienste, und sein sittlicher Charakter war der vortrefflichste.

22) Georg Forster, der berühmte Weltumsegler, wurde 1754 zu Nassenhuben, einem kleinen Orte bei Danzig, wo sein Vater, Johann Reinhold Forster, eben damals als armer reformirter Pfarrer lebte, geboren. Sein Tod erfolgte zu Paris 1794. Das Fach, in welchem er die meisten Kenntnisse besaß, war die Naturgeschichte, überhaupt aber war er einer der geistvollsten Schriftsteller seiner Zeit und wurde nicht ganz 40 Jahre alt.

23) Friedrich Karl Fulda, Pfarrer zu Ensingen im Würtembergischen, geb. 1724, gest. 1788, war der Sohn des Diakonus Fulda in der damaligen Reichsstadt Wimpfen in Schwaben. Als ganz origineller Sprachforscher und großer Kenner der Geschichte erwarb er sich einen großen Namen.

24) Friedrich Gedicke, Oberconsistorial- und Oberschulrath, der Sohn eines Predigers zu Boberow in der Priegnitz, geb. 1755, gest. zu Berlin 1803, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, der als Schriftsteller besonders in der griechischen Literatur vieles geleistet hat. Seine Schulschriften zeichnen sich vor einer großen Menge anderer aus.

25) Christian Fürchtegott Gellert, geb. 1715 zu Haynichen im Erzgebirge, wo sein Vater zweiter Prediger war, gestorben als Professor der Philosophie zu Leipzig 1769. Wenn er auch weder ein großer Gelehrter, noch ein großer Dichter war, so war er doch höchst gemeinnützig und seine Schriften haben so vielen Segen unter der deutschen Nation verbreitet, daß — wenn nicht alle Dankbarkeit ausstirbt — sein Name stets ehrenvoll genannt werden wird.

26) Johann Matthias Geßner, Hofrath und Professor der Beredsamkeit in Göttingen, geb. 1691 zu Roth im Ansbachischen, gest. 1761, wo sein frommer Vater Prediger gewesen war. Er gehört unter die Humanisten erster Größe, denn er verstand nicht nur alle orientalischen Sprachen und konnte sich mit den größten Männern in denselben messen, sondern in den griechischen und lateinischen waren seine Kenntnisse unermeßlich. Alte Geschichte, Philosophie, Naturhistorie gehörten mit zu seinen vornehmsten Studien.

27) Johann August Ephraim Götze, Hofdiakonus zu Quedlinburg, geb. 1731, gest. 1793. Sein Vater war dort Oberprediger und der Sohn wählte zwar eben diesen Beruf; aber sein Lieblingsfach war die Naturgeschichte, die er auf eine

höchst gemeinnützige Art zu bearbeiten wußte. Er machte sogar neue und so wichtige Entdeckungen in dieser Wissenschaft, daß sie in Erstaunen setzten, besonders in seiner «Geschichte der Eingeweidwürmer» mit 44 Kupfertafeln. Seine populären Schriften, z. B. das «Nützliche Allerlei aus der Natur und dem geselligen Leben», dann: «Ueber Natur, Menschenleben und Vorsehung» haben nützliche Kenntnisse ungemein verbreitet.

28) Auch der liebliche und gefällige Dichter, Johann Nikolaus Götz, geb. zu Worms 1721, gest. als Superintendent zu Winterburg in Baden 1781, der Freund Uzens, Gleims und Ramlers, war der Sohn eines Geistlichen.

29) Nikolaus Hieronymus Gundling, Professor zu Halle, geb. 1671 in dem damals der Stadt Nürnberg zugehörigen Dorfe Kirchensittenbach, wo sein Vater Pfarrer gewesen war. Neben Thomasius war er einer der ersten akademischen Lehrer, die Freiheit des Denkens, Redens und Schreibens kräftigst beförderten. Seine vorzüglichste Stärke hatte er in der deutschen, gelehrten und philosophischen Geschichte und in seinen «Gundlingianis» hat er in 45 Stücken (1715 bis 1732) fast aus allen Gegenständen des menschlichen Wissens Abhandlungen geliefert. Sein Bruder Jakob

Paul Freih. von Gundling ist als Hofnarr am preußischen Hofe bekannt, der bei einem regelmäßigern Leben mehr hätte werden können, da es ihm weder an Talent noch an Wissen fehlte.

30) Christian Gotthelf Freiherr von Gutschmid, Chursächsischer Kabinetsminister, geboren 1721, gestorben 1798 in seinem 78sten Lebensjahr. Nicht seiner Geburt, nicht Glücksgütern, nicht außerordentlichen Verbindungen dankte er den hohen Posten, auf dem er im Leben stand, sondern allein seinem Fleiß, seinen Talenten, seiner Wissenschaft. Sein Vater war Prediger; er selbst gab Unterricht auf dem Hallischen Waisenhause und predigte. Aber er verließ die Theologie, wurde Jurist und kam immer weiter; erwarb sich große Verdienste als Staatsmann und zeichnete sich zugleich als äußerst rechtschaffener Mann aus, so daß nur eine Stimme über ihn herrschte, die ihn als einen der ersten seiner Zeit gepriesen hat.

31) Philipp Matthäus Hahn, der große würtemberger Mechaniker, der die größten Werke des erhabenen Baumeisters aller Welten in beweglichen Maschinen mit außerordentlicher Genauigkeit darstellte, war der Sohn eines armen Pfarrers und starb 1790, nur 51 Jahre alt, und leistete so

vieles in seiner Kunst, daß man billig darüber erstaunen muß.

32) Christian Lorenz Hirschfeld, geb. 1742 zu Nächel in Holstein, gest. als Justizrath und Professor der Philosophie zu Kiel 1792. Er war der Schöpfer einer wissenschaftlichen Gartenkunst in Deutschland und behandelte sie mit einem solchen philosophischen Blick, als zuvor nie geschehen ist.

33) Der Dichter Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geboren 1748 zu Mariensee in Hannover, war der Sohn eines armen Landpredigers, und starb zu Hannover 1775. Er ist einer der wenigen aus dem berühmten Göttinger Dichterzirkel, an welchen der in unsern Tagen so geschäftige Zahn der Verkennung und Grobheit, dem selbst Bürger und Voß nicht entgangen sind, nicht genagt hat.

34) Der Vater des herzoglich würtembergischen Regierungsrathes Johann Ludwig Huber, geb. 1723, gest. 1780 war Landprediger. Der Sohn ist als Dichter und noch mehr als trefflicher Beamter berühmt geworden, der es wagte, selbst seinem Fürsten die Wahrheit zu sagen, wenn er gleich schlimmen Lohn für seinen Patriotismus einerndtete.

35) Johann Friedrich Wilhelm von Jerusalem, Abt zu Riddagshausen bei Braunschweig, geb. 1709, gest. 1789. Dieser große, im In- und Ausland hochgefeierte Theolog, war ein Sohn des Superintendenten Jerusalem zu Oßnabrück. Er gab den ersten Anlaß zur Stiftung des berühmten «Karolinums» zu Braunschweig, an welchem die damals ersten Zierden der deutschen Literatur, Gärtner, Ebert, Zachariä ꝛc. ꝛc. als Lehrer gestanden und wohlthätig gewirkt hatten. Seine «Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion» wurden nicht nur in Deutschland mit größtem Beifall aufgenommen, sondern auch ins Französische, Holländische, Schwedische und Dänische übersetzt.

36) Johann Friedrich Jugler, Rath und Inspektor der Ritterakademie zu Lüneburg, geboren in einem unweit Naumburg gelegenen Dorf, wo sein Vater über vierzig Jahre Pfarrer gewesen war, und gestorben 1791. Er zeichnete sich durch seine «Beiträge zur juristischen Biographie» und anders als gediegener Schriftsteller aus, war ein Mann von edelm moralischen Charakter, aber bei weitem nicht so glücklich, als er nach seinem Innern zu seyn verdient hätte.

37) Johann David Köhler, Professor der

Geschichte zu Göttingen, geb. 1684 im Städtchen Coldiz im Leipziger Kreise, wo sein Vater Prediger gewesen war, gest. 1755, einer der größten Kenner der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften seiner Zeit. Durch seine «Historische Münzbelustigungen» in 22 Quartbänden hat er sich ein unvergängliches Denkmal von seiner großen Gelehrsamkeit gestiftet.

38) Gotthold Ephraim Lessings Vorfahren waren geraume Zeit lauter Prediger und sein Vater im Städtchen Camenz in der Lausitz. Er ward geboren 1729 und starb als Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel 1781. Man darf nur seinen Namen nennen, so wird man sogleich an seine Größe erinnert.

39) Georg Christoph Lichtenberg, Hofrath und Professor zu Göttingen, geb. zu Ober-Ramstadt im Darmstädtischen 1744, gest. 1790. Sein Vater war Prediger und besaß auch so viel physikalische Kenntnisse, daß er seine beiden Söhne darin unterrichten konnte, und beide wurden dadurch berühmt. Das Leben des göttingischen Bruders in Schlichtegrolls «Nekrolog» wird Niemand ohne Antheil und Erbauung lesen.

40) Auch der große Naturforscher Karl Ritter von Linné, geb. 1707, gest. 1778, war

der Sohn eines armen Landpfarrers im Dorfe Rashult in Schweden. Daß das Feld der Naturgeschichte durch ihn außerordentlich erweitert worden war und eine ganz neue — vorhin nie gehabte — Ansicht erhalten hatte, ist allgemein bekannt. Sein Name war so allberühmt, daß man ihn, ohngeachtet er der evangelischen Kirche angehörte, als Exempel ohne Exempel, sogar in dem finstern und bigotten Spanien mit jährlich zweitausend Piaster Gehalt anstellen wollte.

41) Georg Friedrich Meier, Professor der Philosophie zu Halle, wurde 1718 zu Ammendorf bei Halle, wo sein Vater Prediger gewesen war, geboren und starb 1777. Er hatte so großen Beifall in seinen Vorlesungen, daß die Zahl der Zuhörer in denselben nicht selten in die Hunderte ging, und auch durch seine Schriften erwarb er sich große Verdienste.

42) Johann David Michaelis, Ritter des königl. schwedischen Nordsternordens, geheimer Justizrath und Professor zu Göttingen, bekannt als einer der größten Orientalisten in Europa, war der Sohn eines Professors der Theologie zu Halle, wurde geboren 1717 und starb 1791, 72 Jahre alt. Die Bibelerklärung, besonders des Alten Te-

stamentes, hat durch seine ungeheuren Sprachkenntnisse außerordentlich viel gewonnen.

43) Andreas Graf von Ostermann, Russisch kaiserlicher Staatsminister, geboren zu Bockum in Westphalen, gestorben als Verwiesener in Sibirien 1795. Sein Vater war Prediger und der Sohn schwang sich durch Talente und Fleiß bis zum Staatsminister. Als aber Elisabeth, die Tochter Peters I. zur Regierung gelangte, fiel er in Ungnade, wurde gefangen gesetzt und zum Tod durch das Rad verurtheilt, welches jedoch in eine Verweisung nach Sibirien verwandelt wurde, in welcher er auch starb.

44) Christoph Matthäus Pfaff, Kanzler der Universität Giessen, Sohn eines Geistlichen zu Stuttgart, ward 1686 geboren und starb 1760. Er war einer der gelehrtesten und zugleich freimüthigsten Theologen seiner Zeit.

45) Friedrich Wolfgang Reiz, Professor zu Leipzig, geb. 1733, gest. 1790 zu Windsheim in Franken, wo sein Vater Prediger gewesen war. Er war einer der gründlichsten Philologen seiner Zeit, ein Mann vom vortrefflichsten Herzen; aber er erlebte keine so freundliche Schicksale, als er vielleicht werth gewesen wäre.

46) Friedrich Justus Riedel, Professor zu Wien, geb. 1742 zu Visselbach bei Erfurt, wo sein Vater als Pfarrer stand, gest. 1785. Er war ein sehr vorzüglicher Kopf und würde sich als solcher ungemein ausgezeichnet haben, wenn er nicht zu unstät und flüchtig, auch nicht zu rücksichtslos freimüthig gewesen wäre. Um ihm sein Fortkommen vollends ganz zu erschweren, kamen Verläumdungen von Bigotten dazu, die ihn in völlige Dürftigkeit stürzten. In dieser traurigen Lage verfiel er in Wahnsinn und endete sein Leben, das so nützlich hätte werden können, in einem Spital.

47) Wilhelm Robertson, Prinzipal der Universität zu Edinburg in Schottland, geb. 1721, gest. 1793. Sein Vater war Landpfarrer; auch er selbst weihte sich der Theologie und nahm anfänglich eine Predigerstelle an, die ihm sehr wenig eintrug, und doch mußte er nach seiner Eltern Tod die Ernährung von sieben Geschwistern übernehmen, weil jene in Armuth gestorben waren. Lange blieb er unberühmt, als er aber seine «Geschichte der Maria Stuart herausgegeben hatte, da folgte Beförderung auf Beförderung. Das Hauptwerk seines Lebens ist die «Geschichte der Regierung Kaiser Karls V.», die zweimal ins Deutsche übersetzt worden ist, und durch diese hat er

sich die Unsterblichkeit seines Namens für immer gesichert. Wie Quinctilian von dem Jüngling sagte: «Is se multum profecisse existimet, cui Cicero placuerit», so kann man den künftigen Freund der Geschichte in demjenigen ohne Bedenken prophezeihen, der schon früh an diesem trefflichen Werke Vergnügen findet.

48) Johann Salomo Semler, Professor der Theologie zu Halle. Dieser verdienstvolle Mann, Sohn eines Geistlichen in Thüringen, wurde 1725 geboren und starb 1791. Er hatte in der Kirchengeschichte, Patristik und biblischen Kritik eine Stärke, wie wenige seiner Zeitgenossen und Vorgänger, machte Entdeckungen wie Keiner vor ihm und hatte den Muth, sie sowohl auf dem akademischen Katheder, als in Schriften mit großer Freimüthigkeit vorzutragen. Moralische Denkungsart war ihm der Hauptzweck aller Religion und diesen Grundsatz zu verbreiten und zu allgemeiner Norm zu machen, war ihm Hauptangelegenheit seines Lebens und Wirkens.

49) Jakob Christian Schäfer, Superintendent zu Regensburg, geb. 1718, gest. 1790. Er lebte eine sehr mühselige Jugend in großer Dürftigkeit, rang sich aber durch die größten Hindernisse zum gelehrten und gemeinnützigen Manne

14 *

empor. Neben den Geschäften seines Berufes war das Studium der Natur dasjenige, was ihm das meiste Vergnügen gewährte und worin er es auch so weit brachte, daß er unter seinen Zeitgenossen nicht wenig Aufsehen machte, besonders in der Botanik und Insektologie. Auswärtige Akademien begehrten ihn zu ihrem Mitgliede, Könige und Fürsten zeichneten ihn durch Gnadenketten und andere Geschenke aus. Nicht wenig Aufsehen machten seine Versuche, aus Säge- und Hobelspänen, Buchen- und Weidenholz, Baumblättern u. s. w. Papier zu machen, die er in 6 Theilen beschrieben und durch Kupfer erläutert hat.

50) Christian Friedrich Daniel Schubart, geb. 1739 als Sohn eines Geistlichen zu Aalen, der aber damals noch Schullehrer zu Obersontheim in der Grafschaft Limpurg gewesen war, gestorben als Hof- und Theaterdichter zu Stuttgart 1791. Er war ein Mann voll Genie und hätte Großes leisten können, wenn er mit größerer Ordnung studirt und regelmäßiger gelebt hätte; aber da er gerade das Gegentheil that, so ging er im wilden Strudel des Lebens unter, ohne etwas Bedeutendes und Bleibendes gethan zu haben.

51) August Gottlieb Spangenberg, Bischof der evangelischen Brüdergemeinde zu Herrnhut, ge-

boren 1704 zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein, wo sein Vater als Prediger stand, gestorben im 89sten seiner Jahre 1792. Viermal war er nach Amerika gereist, um unter hundert Gefahren das Evangelium von Christo zu predigen und der Brüdergemeinde Anhänger zu gewinnen. Als er zum letztenmale nach Europa kam, war er 56 Jahre alt und wirkte mit großer Thätigkeit für seinen selbst erwählten Lebenszweck. Er war überhaupt ein Mann von seltener Vortrefflichkeit.

52) Johann Samuel Ernst Stosch, königl. preuß. Konsistorialrath, Sohn des Pfarrers Stosch zu Liebenberg in der Mittelmark, geb. 1714, gest. zu Berlin 1796, 82 Jahre alt. Schon in seinem 21sten Jahr erhielt er die erste Predigerstelle und wie man schon damals an ihm rühmte, daß er nie ohne die strengste Vorbereitung eine Predigt gehalten habe, so that er es noch in seinem hohen Alter *). Als Sprachforscher hat er sich durch

*) Das mögen sich manche Prediger unserer Zeit merken, die sich — wohl nur aus Prahlerei — rühmen, oft erst auf der Kanzelstiege sich zu entschließen, wovon sie predigen wollen. Warlich so thaten nicht Reinhard, Zollikofer, Jerusalem, Tzschirner und andere gediegene Männer, die die Würde ihres Berufs vor Augen hatten. D. H.

seinen «Versuch in richtiger Bestimmung gleichbedeutender Wörter in der deutschen Sprache» Verdienste erworben.

53) Johann Friedr. Graf von Struensee, königl. dänischer Geheimer Kabinetsminister, geboren zu Halle 1737, wo sein Vater Pfarrer war, gestorben zu Kopenhagen auf dem Schaffot 1772. Er gehört unter die unglücklichen Gelehrten, die, wären sie nicht über ihre Sphäre hinausgeschritten, vielleicht vermöge ihres Geistes und ihrer Kenntnisse Zierden ihres Standes und Wohlthäter ihrer Brüder geworden wären.

54) Emanuel Swedenborg, geboren 1689, Sohn eines Bischofs in Schweden, gestorben zu London 1772, 83 Jahre alt. Man kennt diesen Mann allgemein als berühmten Geisterseher. Wenn aber seine Verdienste in diesem Fache gleich sehr problematisch sind, so sind sie es weniger in der Chemie, Bergwerkskunde und andern Theilen nützlicher Wissenschaften.

55) Wilhelm Abraham Teller, Oberkonsistorialrath und Probst zu Berlin, geb. 1734, gest. 1803, Sohn des zu seiner Zeit berühmten Professors Romanus Teller in Leipzig. Kaum ward er Professor der Theologie zu Helmstädt, so verkündigte sein «Lehrbuch des christlichen Glau-

bens», daß die Zukunft in ihm einen der freimüthigsten Forscher der Wahrheit erwarten dürfe, und er erfüllte diese Erwartung besonders durch sein «Wörterbuch des neuen Testaments», das seit seiner ersten Erscheinung 1772 in zwanzig Jahren fünf Auflagen erlebt hat. Selbst zur Zeit, als es unter Wöllners Ministerium gefährlich war, anders zu behaupten, als die Altorthodoxen behauptet hatten, gab er noch seine «Religion der Vollkommenern» und eine Fortsetzung seines «Predigermagazins» heraus und wich keinen Schritt von dem, was er bisher als Wahrheit geglaubt und gelehrt hatte.

56) Gilbert Wakefield, Prediger der Dissenters, geb. 1756, gest. 1801. Er bewährte sich als freimüthiger Theologe durch «Untersuchungen der Meinungen, welche die Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte über die Person Jesu Christi gehegt haben» und die «Bemerkungen über die innere Evidenz des Christenthums» (1789), endlich eine «vollständige Uebersetzung des N. T. mit Anmerkungen.» (1791.) Unglücklicherweise warf er sich ins Feld der Politik, ließ bedenkliche Flugblätter drucken, kam darüber ins Gefängniß und starb in demselben.

57) Johann Georg Walch, Kirchenrath und

Professor der Theologie in Jena, geboren 1693 zu Meinungen. Er zeichnete sich aus als Philolog durch eine «kritische Geschichte der lateinischen Sprache» — als Philosoph durch ein «philosophisches Lexikon» — als Theolog durch seine Vorlesungen und verschiedene Schriften, besonders eine «Geschichte der Religionsstreitigkeiten.» Im Jahr 1768 erlebte er die Freude, das 50ste Jahr seines akademischen Lehramtes feiern zu können, der erste, dem dieses seit der Stiftung der Universität von Jena zu Theil geworden ist.

58) Wilhelm Ludwig Weckherlin, geboren 1743 zu Ober-Eßlingen, gestorben in der Nachbarschaft von Ansbach, war auch Sohn eines Geistlichen, hätte vermöge seiner Talente ebenfalls vieles leisten können, hatte aber zu viel Aehnlichkeit mit Nro. 50, und ging aus der Welt, ohne ruhmwürdiges gethan zu haben.

59) Samuel Werenfels, Professor zu Basel, geboren 1637, gestorben 1740, ein sehr gründlicher Theologe seiner Zeit, dessen Predigten Moßheim angehenden Geistlichen als Muster empfahl. Die Glaubenslehren prüfte er mit Scharfsinn und auf die ihn hörende Jugend hatte er großen Einfluß. In seinen letzten Jahren war beinahe kein Geistlicher in der Schweiz, der nicht

in den wichtigsten Fällen ihn um Rath gebeten hätte.

60) Eduard Young, der berühmte Verfasser der «Nachtgedanken», wurde 1684 zu Upham in Hampshire, wo sein Vater Prediger war, geboren und starb 1765 als Kabinetsprediger der Prinzessin von Wallis. Er war ein Mann von großem Genie und großer Tugend.

IX.

Merkwürdiges Schicksal eines Göttinger Studenten.

Von Göttingen aus wurde 1817 ein Student, von Halle gebürtig, der sich der botanischen Gärtnerei gewidmet hatte, dem sicilischen Fürsten Butera (aus Hannover gebürtig) für seine großen Villen bei Palermo zum Gartendirektor empfohlen. Jener Student hatte sich bereits zu Göttingen verlobt, nahm das vortheilhafte Anerbieten an, schuf auf den Besitzungen des Fürsten in Olivuzza Anlagen, die seinem Geschmack Ehre und seiner Einsicht hohes Lob erwarben, das er mehrmals aus

dem Munde des Herzogs von Calabrien (nachherigen Königs von Neapel) und dessen Familie vernahm, die oft aus der benachbarten Residenz in Bocca di Falco nach Olivuzza kamen. Besonders gefielen diese Anlagen der Donna Christina, jetzigen Königin von Spanien, die sich für Botanik und Gärtnerei interessirte und durch den jungen Deutschen belehrte. Dieser verließ nach drei Jahren Sicilien, wo ihn die glänzendsten Anträge nicht zurückzuhalten vermochten. Die Sehnsucht nach seiner Verlobten und dem Vaterlande führte ihn nach mancher Irrfahrt auf dem mittelländischen Meere, nach einigem Verweilen auf Gibraltar und einem längern Aufenthalte zu London nach Göttingen zurück, wo er ein glückliches Ehebündniß schloß, welches jedoch schon nach einem Jahre der Tod der Frau und ihres Kindes im Wochenbette trennte. Tief erschüttert gab er nun seine bisherigen Beschäftigungen auf, legte sich dann in Berlin auf das Studium der übrigen Naturwissenschaften und alten Sprachen, und begab sich endlich in seine Vaterstadt Halle, um sich hier der Theologie zu weihen. Nach vierjährigen rastlosen Anstrengungen sieht er sich nun eben am Ziele, d. h. nach allen ehrenvoll überstandenen Prüfungen in der nahen Gewißheit eines einträglichen

Predigtamtes, als ihn vor wenigen Tagen ein Schreiben aus Madrid in den Dienst der Königin von Spanien beruft. Diese Fürstin, die von ihrem Gemahl die Casa di Campo mit großen verödeten Gärten zum Geschenk erhalten und sie zu verschönern wünschte, erinnerte sich des deutschen Gärtners in Olivuzza, der da so anmuthige Schöpfungen hervorgebracht hatte; aber wer kann sagen, wo er ist? Das kann Dr. Gussone, Gartendirektor des Königs von Neapel, der seinem Herrn nach Madrid gefolgt ist. Dieser schreibt im Namen der jungen Königin seinem alten Freunde, ladet ihn dringend ein, stellt ihm die annehmlichsten — von der Königin selbst entworfenen — Bedingungen — aber schwerlich werden diese den Kandidaten bewegen, seinem heiligern Berufe zu entsagen und an den Ufern des Manzanares ein Glück zu suchen, das ihm, vielleicht weniger romantisch, aber gesichert in seinem Vaterlande blüht.

Aus einem Brief von Halle vom Mai 1830, abgedruckt in Nro. 144. der „Blätter für literarische Unterhaltung.“ Leipzig 1830.

X.

Würdigung des Verdienstes nach dem Tode.

Johann Heinrich Hofmann, Archivar zu Hannover, war ein sehr gelehrter Mann, besonders ein ausgezeichneter Kenner der Geschichte, aber weder bei seinem Leben, noch nach seinem Tode genug gekannt und geschätzt. Seine vorzüglichsten Schriften blieben ungedruckt. Witten führt in seinem «Diario biographico» neun Gelehrte an, die den Namen «Hofmann» geführt haben und gerade diesen, der es ganz besonders verdient hätte, überging er.

Gotthold Ephraim Lessings Geburtstag wurde nach hundert Jahren (1829) an vielen Orten in Deutschland gefeiert, unter andern auch in seiner Vaterstadt Camenz in der Lausitz. Die Amtswohnung eines Geistlichen, in welcher der Gefeierte einst das Licht der Welt zum erstenmale sah, sollte

besonders schön dekorirt werden, so hatte man es wenigstens im Sinn; aber der Geistliche, der es jetzt bewohnte, war über Lessings Verdienste anderer Meinung, als die — verdorbene Welt. Als die Bitte um seine Erlaubniß zu dieser Ausschmückung des Hauses an ihn gelangte, gab er zur Antwort: «daß er zur Verherrlichung eines Theaterdichters, Freigeistes und durch Liederlichkeit berüchtigten Mannes sein Haus nicht hergeben könne und wolle. Es würde seinem Beichtstuhle wehe thun.» — Man ersuchte ihn zum zweitenmal und das — verdroß den ehrwürdigen Herrn. «Wenn man ihn nicht in Ruhe lasse» — erwiederte er — «so werde er sich höhern Ortes Schutz zu verschaffen wissen.» — Am Tage der Feier *) gab er seinem Küster die Schlüssel des Hauses und verließ die Stadt. So konnte nur wenig gethan werden, um das Haus zu schmükken, in welchem Lessing geboren ward. (Hesperus 1829. Nro. 86.)

Als 1778 Voltaire dem Tode nahe gekommen zu seyn schien, beschloß er auf den Rath seiner Freunde, die Ceremonieen der Kirche an sich

*) Den 22sten Jänner.

vornehmen zu lassen, weil er nicht wollte, daß sein Leichnam „auf den Schindanger geworfen" werden sollte, wie manchen Andern widerfahren war, welche diese Maßregel zu nehmen vergessen hatten. Er ließ daher einen Priester kommen, der ihm ein vernünftiger und billig denkender Mann zu seyn schien, berichtete ihm und erklärte in einem von ihm selbst geschriebenen Aufsatze: „daß er in der katholischen Religion, in der er geboren worden, sterben wolle, voll Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit, daß sie so gnädig seyn werde, ihm alle seine Fehler zu verzeihen. Auch bitte er Gott und die Kirche um Verzeihung, wenn er ihnen jemals einen Anstoß gegeben haben sollte. Dieses Bekenntniß genügte aber dem Pfarrer von St. Sulpice zu Paris, in dessen Sprengel Voltaire gestorben war, nicht, und weil er die Freude nicht haben sollte, diesen berüchtigten Freigeist zu bekehren, so machte er nun wegen des Begräbnisses die gewaltigsten Umtriebe. Er duldete nicht, daß es in Paris geschehen durfte, sondern der Todte mußte, in seinen Schlafrock gehüllt, in eine Kutsche gesetzt und weggebracht werden. In der Abtei Scellieres, dreißig Meilen von Paris, wurde der ent-

seelte Leichnam beerdigt; aber bald darauf entstand in der Hauptstadt die Frage: ob man ihn, da Herr von Voltaire als ein erklärter Feind der Religion bekannt gewesen sey, nicht wieder ausgraben müsse? Diese Prostitution Frankreichs wurde indessen noch zu rechter Zeit abgewendet. Die französische Akademie konnte die Erlaubniß nicht erhalten, diesem seltenen Genie diejenige Ehre zu erweisen, die sie sonst allen ihren verstorbenen Mitgliedern erweist und von einer kirchlichen Feierlichkeit war schon gar keine Rede. Dafür ließ der große Friedrich in der katholischen Kirche zu Berlin, deren Geistliche sich mit dem schriftlichen Glaubensbekenntniß begnügten, ein feierliches Todtenamt halten, und dagegen konnten weder der Erzbischof von Paris, noch der Pfarrer zu St. Sulpice, noch irgend ein anderer Zelote etwas mit Erfolg einwenden *).

*) Man sehe d'Alemberts Briefe an den König Friedrich in des letztern "Hinterlassenen Werken", im 13. Bande und Thiebault: "Friedrich der Große ꝛc. oder zwanzig Jahre meines Aufenthaltes in Berlin." 2r Theil, S. 240. ff. Leipzig 1828.

XI.

Wirkungen von Recensionen auf Schriftsteller.

Aus Nr. 16. der «Blätter für literarische Unterhaltung.» Leipzig 1833.

Mit wenigstens eben so vielen Zusätzen.

Der junge englische Dichter Curchill ist — nach Lord Byron — an einer scharfen Kritik im «Quarterly review» gestorben, und wer in das Leben der Gelehrten eingeweiht ist, wird diesen Fall weder auffallend, noch einzig in seiner Art finden. — Batteux hatte seine «Sammlung von Elementarbüchern für die Militärschule» mit vieler Mühe zusammen getragen; sie wurden schlecht aufgenommen und — er starb vor Gram. — Nicht besser erging es dem bekannten Dr. Hawkesworth, denn als seine «Sammlung von Reisen» eine schlechte Kritik erfuhr, tödtete er sich. — Ein berühmter Quäcker, Cumyns, starb an einem ano-

nymen Brief in einem literarischen Blatt, welcher sich über seine schriftstellerischen Leistungen lustig machte. Der Abbé Cassagne, ein gelehrter, talentvoller Mann wurde Hofprediger. Boileau's Witz traf ihn, er wurde melancholisch und starb im furchtbarsten Wahnsinne. — Pelisson erzählt in seiner «Geschichte der Akademie von Frankreich,» ein junger Mensch voller Anlagen sey mit einem Drama nach Paris gekommen, um dessen Aufführung zu veranlassen. Ein Recensent im «Etoile» wies den angehenden Dichter mit ernster Strenge zurecht, und dieser verbrannte augenblicklich sein Manuscript, kehrte aufs Land zurück und verschloß sich in seine Stube, wo er vor Gram und Aerger starb.

Beispiele großer Angst vor der Kritik sind bei sehr berühmten Leuten häufiger, als bei kleinen Geistern *), die eher vor Selbstzufriedenheit bersten, als sich um fremde Urtheile bekümmern. Racine sagt, «eine strenge Kritik habe ihn immer mehr gequält, als ihn alles Lob hätte freuen können.» — Sir John Marsham verbrannte

*) Ganz natürlich! — Jene haben an Reputation zu verlieren, — diese nicht. Und "semper aliquid haeret" ist ein altes, nur zu wahres Sprichwort.

den zweiten Theil seiner «Chronologie», weil er kein so strenges Urtheil über denselben, wie über den ersten glaubte ertragen zu können. — Pope schrieb mit größter Aengstlichkeit an seinem Pult, wenn er durch irgend eine Veranlassung an Cibbers «Brief» und ähnliche Angriffe erinnert wurde. — Wenn es auch unwahr ist, daß herbe Kritiken Montesquieu getödtet haben, so ist doch so viel ausgemacht, daß sie ihn in große Betrübniß gesetzt haben. — Newton wollte lieber unbekannt bleiben, als sein Leben durch literarische Stürme getrübt sehen, welche den Schriftstellern drohen. Seine Abhandlung «über die Optik» blieb ungedruckt, weil er vorläufig einige Einwendungen gegen sie gehört hatte. «Ich würde» — sagte er — «es für unklug halten, wenn ich etwas so Reelles, wie meine Ruhe, hingeben wollte, um einem Schatten nachzulaufen.»

Viele deutsche Gelehrte neuerer Zeit haben es nicht nur mehrmals gesagt, sondern sogar drucken lassen: «daß sie keine Recensionen ihrer Schriften lesen» — aber mit allem Respekt vor einer solchen Versicherung traute ich mir doch fast zu wetten, daß es nicht wahr sey. Man kann schlechterdings nicht alles lesen, was auf jeder Leipziger-

messe neu herauskommt. Will man also in der Literatur des Tages nicht ganz fremd bleiben, so muß man sich mit dem Inhalte gelehrter Tagebücher bekannt machen, die bekanntlich meistentheils Recensionen enthalten. Und da sollte man übergehen, was von seinen eigenen Werken gesagt wird? — Das glaube wer will; Ich glaube es nicht!

Wenn es auch von Lessing wohl nur Scherz war, indem er sagte: «Wenn mir ein reisender Student sein Stammbuch präsentirt, so bücke ich mich tief vor ihm, denn ich kann nicht wissen, ob ich nicht vor meinem Richter stehe»; so schien er doch dadurch zu erkennen zu geben, was er von manchen Recensionen halte und in welchen Händen er glaube, daß sich die deutsche Kritik zu seiner Zeit befunden habe.

Unser wackerer Volksdichter Bürger nahm sich zwar nicht das Leben über die kränkende Beurtheilung der zweiten Ausgabe seiner Gedichte, welche Schiller in die Jenaische Allgemeine Literatur Zeitung Nro. 14 und 15 vom Jahr 1791 einrücken ließ, aber sie that ihm doch schmerzlich wehe, und heftig angegriffen, brach er in die Worte aus: «Also bin ich nichts? — gar nichts?» Er konnte es auch nicht über sich gewinnen, auf die-

sen Angriff und die schmählige Herabwürdigung seiner geliebtesten Schooßkinder nicht zu antworten. Auch sieht man aus den Ausdrücken, deren er sich bediente, genug, wie tief er verwundet gewesen sey. Später schämte er sich sogar dieser Empfindlichkeit und bedauerte, in einem solchen Tone mit einem Manne gesprochen zu haben, den er doch für seinen Meister erkennen müsse.

Als die Gebrüder Schlegel den in so vielen Fächern großen Wieland auf eine so bübische Art angriffen, als sie bekanntlich gethan hatten, konnte der würdige Greis es nicht verbergen, wie sehr es ihn ärgere, obwohl er gewiß fühlte, daß sie nicht ein Blättchen aus seinem Lorbeerkranze reißen könnten. «Habe ich das» — rief er aus — «um meine Zeit und um mein deutsches Vaterland verdient?» — Aber Wieland steht fest und unerschüttert auf dem Felsen der Unsterblichkeit, und die poetischen Erzeugnisse seiner hämischen Gegner sind — vergessen.

Der französische Dichter Piron war — wenn es anders Ernst gewesen ist — gleichgültiger gegen schmähsüchtige Recensionen seiner Schriften, als manche andere seiner Zeitgenossen, denn in seinem Testamente, das er der Akademie der Wissenschaften zu Paris übersandte, schrieb er in die-

ser Hinsicht folgendes: «Meine Schriften hinterlasse ich den Journalisten, von welcher Art und Sekte sie seyn mögen, um damit zu machen, was ihnen beliebt. Da selbst der große Corneille ihren Satyren nicht entging, so wäre es sehr hochmüthig von mir, wenn ich denselben zu entgehen mir schmeicheln wollte.»

Diderot, als er sich zu Petersburg aufhielt, genoß sehr viele Beweise der Huld der Kaiserin Katharina II. gegen seine Person. Während dieses Aufenthaltes schrieb er ein Schauspiel, das sie zu sehen wünschte; aber er bat dringend, sie möchte die Aufführung bis nach seiner Abreise aufschieben. «Wie so?» fragte die Kaiserin. «Fürchten Sie, Ihr Stück möchte mißfallen? Dann wären wir in einerlei Lage. Ich habe vier Komödien gemacht, und es fehlte nur wenig, so wären sie ausgepfiffen worden, gleichwohl habe ich mir dieses Unglück wenig zu Herzen gezogen.» «Das glaube ich recht gerne» — erwiederte der Franzose — «aber der Fall ist doch zweierlei. Wenn Diderot als Autor fällt, so fällt er total; aber wenn Ew. Majestät als Schauspieldichterin fallen, so stehen Sie als russische Kaiserin noch immer in Ihrer ganzen Größe da.»

Michael de Montagne brachte in seinen Schriften viele Gedanken der Alten an, ohne zu sagen, woher sie stammten. Einer seiner Freunde widerrieth es ihm und meinte, er handle nicht ehrlich. — «Seyn Sie ruhig» — antwortete der Getadelte — «das thue ich meiner Recensenten halber, damit sie sich die Finger verbrennen sollen; denn — indem sie mich zu kritisiren glauben, geben sie nur dem Seneca, Plutarch und andern großen Männern des Alterthums Nasenstüber.»

XII.

Auszüge aus Briefen neuerer Gelehrten.

Urtheile über einige ihrer berühmten Zeitgenossen und deren Schicksale betreffend.

I. Wieland *).

Der alte Mann, den ich liebe und ehre, und dessen Namen meine Kinder nie anders als mit Ehrfurcht sollen aussprechen lernen, hat Unrecht, politische Trauerspiele zu schreiben und Leute wie Weiße und Riedel so zu mißhandeln, wie Er thut. In seinen eigenen Gedichten stiehlt er wie ein Rabe **).

Uzen — mit Ihrer Erlaubniß — und nicht Ramlern halte ich für den deutschen Horaz. Jener vehemens et liquidus, puroque simillinus

---

*) M. s. die beiden gedruckten Briefsammlungen. Wien 1815 und Zürich 1815. Jede zwei Bände stark.

**) Bodmer.

omni fudit opes; dieser ist einem künstlichen Wasserwerk gleich, wo die Kunst alles thut, zwar anfangs ergötzt, aber bald ermüdet.

Wie begierig ich auf die «Messiade» bin, kann ich Ihnen nicht genug sagen. — Ich bin zwar einer von den wenigen, die nur die ersten fünf Gesänge aus vollem Herzen bewundern und in den fünf andern einen kläglichen Abfall bemerken, aber das soll mich nicht hindern, mich den Eindrücken, welche die übrigen zehn Gesänge auf mich machen werden, ohne Vorurtheil zu überlassen.

K l o p s t o c k ist ein außerordentlicher Geist, aber — er fällt auf Extreme. Gott läßt die größten Geister fallen, wenn sie stolz sind. — Er hat eine föcunde erhabene Einbildungskraft. Sein Ausdruck ist edel, einfach, erhaben. Seine Versifikation nähert sich der Virgilischen, ja, sie erreicht sie zuweilen, doch erlaubt er sich zuweilen auch Nachläßigkeiten. Sein Ausdruck ist ungleich, zuweilen schwülstig, zuweilen matt. Er affektirt gewisse Bilder, die er unaufhörlich wiederholt. Alles l ä c h e l t und w e i n t und s t a u n t, u m a r m t s i c h und w a l l t, und z e r f l i e ß t in seinen Gedichten. Ist es ein Wunder, daß der kein guter Menschenmaler ist, der die Engel und Teufel so gut zu kennen scheint?

An den Arzt Zimmermann schrieb Wieland anfangs sehr höflich, nach und nach ward er offener, und zuletzt so derbe, daß man sich billig wundern muß, daß der bekanntlich sehr reizbare und ungeheuer eitle Aeskulap nicht früher gegen einen Mann aufgährte, der ihm schrieb: «Muß denn alles, was geschrieben ist und beinahe in dem Augenblick, in welchem es geschrieben wurde, auch in die Welt hinausgestoßen werden? Ich lache, wenn ich einen Geist wie Zimmermann über den Millionentheil eines Nichts entbrennen sehe, wenn der Ocean schäumt, um eine Feder auszuwerfen. Was wird der Welt daran liegen, ob eure Verse und eure Noten eine Woche früher oder später in den Buchläden liegen und wie alte Jungfern auf Käufer harren? — Ihr Brief ist ein Gewebe von lauter ganz entsetzlichen Superlativis. Mein Geschichtsschreiber sollen Sie bei meinem Leben nicht werden. — Es ist Ihnen höchst nöthig, mit Juvenal zu beten: Ut sit mens sana in corpore sano. Die Logik, mein guter Freund, die Logik rächt sich manchesmal ganz unbarmherzig an ihren Verächtern.»

In einem andern Brief liest man eine Stelle folgender Art: «Man darf Ihren Einfällen nicht zu scharf ins Auge sehen. Es beliebt Ihnen, sich

über das Publikum lustig zu machen. Sie regaliren uns mit Ihren Cruditäten, das ist wahr; aber sehr oft dedomagiren Sie uns durch ganz niedliche Bissen. Ihre Abhandlung « vom Nationalstolz » ist ein Potpourri; dergleichen muß man schreiben, wenn man von Vielen applaudirt seyn will. Ihren Gedichten fehlt es an jener Miene von Leichtigkeit, welche macht, daß man die Kunst und Arbeit des Artisten nicht gewahr wird. Der Ausdruck ist nicht ungezwungen und der Vers nicht fließend genug. Opfern Sie immer den Musen und Grazien, nur — machen Sie keine Verse mehr. »

« Unter den Neuigkeiten, die uns die Messe (1774) gebracht hat, nimmt sich ein « Versuch über den Roman » aus, der uns einen deutschen Home in dem Verfasser verspricht. Er nennt sich Blankenburg und ist preußischer Officier. Das seltsamste an der Sache ist, daß dieser Lieutenant mehr Kenntnisse, Geschmack und Kritik besitzt, als irgend einer von unsern Professoren, Kunstrichtern und Recensenten. »

Der Edelknabe von Engel. — Ich habe dieses Stück mit Rührung gelesen und nichts daran

zu tadeln gefunden, als das: «ein Lustspiel für Kinder» auf dem Titel, denn das allerliebste kleine Drama ist weder ein «Lustspiel» noch «für Kinder.» (Schade, daß dieses herrliche Stück, so wie dessen Zwillingsbruder: «der dankbare Sohn» ganz von der Bühne verschwunden sind. Ein Publikum, das einen «Rochus Pumpernickel» goutiren, und eines «Unter sieben die Häßlichste» sich freuen kann, ist eines Theaterdichters, wie Engels, nicht werth, und so lasse man es in seiner Verkehrtheit laufen, wohin es will!)

«Sokrates und Harlequin sind meine Lieblingscharaktere, und Yorik noch mehr, als einer dieser beiden, weil er Sokrates und Harlequin in Einer Person ist.»

Die Xenien *).

«Daß viele dieser Xenien ächten Witz und feines, wiewohl scharfes Salz in sich haben, wird wohl Niemand läugnen; aber eben so wenig ist zu läugnen, daß die falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaften und bos-

*) «Wielands Leben» von Gruber IV. 245. ff.

haften die große Majorität ausmachen, und daß auch nur eins dieser Letztern einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Charakter, geschweige denn einen Mann von Ansehen und Namen, dem die öffentliche Meinung gleichgültig seyn kann, zum Urheber haben könne, ist kaum zu glauben *). Ich für meine Person habe wenig Freude daran, wenn Männer wie G. und S. der Welt eine solche Farce geben und sich durch einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich ist, sich selbst eine pöbelhafte Beschimpfung zuziehen.»

Die Schlegel **).

«Mit den Herren Gebrüdern Schlegel und Compagnie muß man sich nicht abgeben; es sind grobe, aber witz- und sinnreiche Patrone, die sich alles erlauben, nichts zu verlieren haben, nicht wissen was Erröthen ist, und mit denen man sich beschmutzen würde, wenn man auch den Sieg über sie erhielte, welches beinahe unmöglich ist, da

*) Das heißt wohl in Wahrheit: «Alles zum Besten kehren», aber Jedermann weiß auch, was von dieser feinen Wendung zu halten sey.

**) Ebendaselbst. Seite 265.

sie, auch geschlagen und niedergeworfen, gleich wieder aufstehen und es nur noch ärger machen würden.»

Seite 267. «Der seit den unvergeßlichen Xenien unter unsere jungen Genie's, Studenten, Versemänner und literarische Prätendenten aller Art gefahrene jacobinische Sancülotismus bekleckst die Geschichte unserer Literatur und Kultur mit einem schmählichen Flecken, den die Zeit zwar bald genug wegbeizen wird, der aber doch für den Moment großen Schaden thut. Indessen will alles seine Zeit haben. Auch diese Periode der schändlichsten Anarchie in der gelehrten Republik wird vorbeigehen, und das unfehlbarste Mittel, ihr Ende zu beschleunigen, wäre, es wie ich zu machen, und zu thun, als ob keine Schlegel, Tieks, Bernhardis, Clemens Brentanos und wie die Gesellen alle heißen, in der Welt wären.»

Seite 395. «Göthes «Wahlverwandtschaften» — das ist ein Buch für die heutige Generation, die vor lauter aesthetischer und moralisch seyn sollender Schwärmerei und Raffinerie allen Sinn für Wahr, Schön und Gut verloren hat.»

---

*

II. Friedrich Jacobi *).

«Daß die Schriften Meißners und Consorten so großen Abgang finden, nimmt mich nicht Wunder. Der Himmel bewahre Sie, Freund, vor ähnlichem Glück. Um der Menge zu gefallen, muß man werden, wie — die Menge.»

«Die Braut von Messina hat uns hier — (zu Eutin) — einige schöne lyrische Stellen ausgenommen, ohngefähr wie Alarcos **) und nicht viel weniger Lachen gemacht. Alle Personen in diesem Stück handeln nicht, sondern werden gehandelt, ein grausames Schicksal thut alles. Wir lernen: «Der Mensch ist lauter Wahn, es gibt für ihn keinen Weg weder zur Wahrheit, noch zur Tugend. Wie könnte es aber auch einen Weg zu etwas geben, das überall nicht ist?» Alles ist nur Gestalt, nicht der Sache, sondern nur der Gestaltung. Welch ein eckelhafter Spuck aus zusammengemischter Hölle und Himmel, diese ganze Braut.»

---

*) Gesammelte Briefe.

**) Ein albernes Theaterstück von Friedrich Schlegel.

«Don Carlos ist eins der unnaivsten Produkte, die mir jemals vorgekommen sind. Ein kalter Pallast, worin die überheizten Oefen riechen. Wie sich in Schiller Empfindung und Phantasie zu einander verhalten, kann ich mir noch nicht klar machen, denn der Hang, jene aufzublasen, oder zu übertreiben, beweist noch nicht den Ueberfluß an dieser. Ich glaube, selbst ein gewisses blindes Herumtappen des Künstlers wahrzunehmen, welches von einem Mangel an Kunsterfindung herzukommen scheint. Der Mangel an Absicht hat alle Mittel dürftig gemacht.»

III. Garve *).

«Die Gebrüder Schlegel haben eine unendliche Verehrung gegen die Griechen; aber alles, was sie über dieselben schreiben, zeigt mir, daß sie mehr a priori über sie philosophiren, als sie a posteriori kennen. Sie erheben die Griechen über das ganze übrige Menschengeschlecht, sie reden von einer Griechheit, über die Nicolai mit Recht spottet. Ich für meinen Theil, je mehr ich die Griechen wirklich in ihren Schriften studirt habe,

*) Briefe an Weiße, 2r Th. S. 268. f.

finde sie immer ähnlicher mit uns. Gegen solche Ausschweifungen und gegen die Mißbräuche der Spekulation ist Nicolai ein trefflicher Mann! Lassen Sie ihn immer ein wenig weitschweifig werden, lassen Sie ihn auch zuweilen die Sachen ein wenig übertreiben; aber sein Gundibert enthält doch auch Stellen, voll wahren Witzes, es werden viele gemeinnützige Wahrheiten darin gesagt, und das Ganze that gewiß mehr Gutes, als Böses.»

«Thümmel und Muthwille sind immer unzertrennlich gewesen *). Ich lerne mehr, wenn mir ein Mann von Genie die geheimen Kreuze des unheiligen Clärchens aufdeckt, als wenn ein gemeiner Kopf die Wissenschaften der Moral und Politik vorträgt. Die Haupt-Tendenz der «Reisen in das mittägliche Frankreich» ist: die unglücklichen Wirkungen des Aberglaubens auf die Moralität der Menschen zu zeigen. Alles zielt dahin ab, die Sitten, die unter dem Schein der Heiligkeit verborgen liegen, aufzudecken, zu beweisen, daß die Verführung der Unschuld doppelt leicht werde, wenn sie eine abergläubische Frömmigkeit mit der Unwissenheit vereinigt findet, und daß von

---

*) Ebendaselbst.

der andern Seite alle böse Neigungen des Menschen freien Spielraum bekommen, wenn eine abergläubische Religion dem Sünder so leichte Mittel zur Aussöhnung oder Rechtfertigung darbietet.»

(Garve an Thümmel selbst.) «Ihr Genie ist nach meinem Urtheile wahrhaft poetisch, nur die Kunst zu versificiren haben Sie nicht zur Vollendung gebracht. Dazu gehört blos mechanische Arbeit, Mühe und Zeit, und Sie haben die Blume der Dichtkunst zu brechen gesucht, ohne von den Dornen geritzt zu werden. Das ist einem Weltmanne, der für sein Vergnügen schreibt, nicht zu verargen; aber alle Künste, und so auch die Poesie, haben ihre dudgery, ihre Taglöhnerarbeit. Dieser haben Sie sich nicht unterziehen wollen, und daher in allen Ihren poetischen Stücken die Ideen wahrhaft dichterisch, auch zuweilen, wenn Ihnen die Muse besonders günstig war, sehr deutlich und glücklich mit den eigenthümlichsten Worten ausgedrückt; aber zu anderer Zeit scheinen Sie mir mit der Sprache, dem Metrum, dem Reim zu kämpfen und von demselben überwunden zu werden.»

IV. Johann Georg Forster *).

«Die Gedichte von Philippine Gatterer **) sind sehr schön, und das Mädchen selbst ist so lebendig, so witzig, so freimüthig, daß mein erster Besuch beinahe drei Stunden dauerte und ich die meiste Zeit mit ihr allein sprach, während Lichtenberg den übrigen Theil der Familie unterhielt.»

«Spalding hat mir unter den Theologen zu Berlin am besten gefallen. — Nicolai ist ein sehr angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, aber freilich — etwas von sich eingenommen. — Engel, ein launisches, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder sehr stille, wie alle Hypochondristen. — Ramler, die Ziererei, Eigenliebe und Eitelkeit in eigener Person ***). —

*) Dessen "Briefwechsel" zwei Theile. Leipz. 1829.

**) Göttingen 1778 mit Kupfern von Chodowiecki.

***) So schien er bei dem ersten Besuch auch mir; nach und nach schien er herzlicher zu werden. Ich sprach ihn nach der ersten steifen Visite im Montags-Clubb, wo mich Biester einführte und kam neben Ramler zu sitzen. Wir wurden so vertraut, daß er während der Unterhaltung mir ein paarmal die Hand drückte und es auch beim Nachhausegehen wiederholte, ohngeachtet ich seiner an-

Sulzern sprach ich noch kurz vor seinem Tod. Er war noch heiter und theilnehmend bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit.»

Kant hat noch keinen Widersacher gefunden, der ihm gewachsen wäre. Weißhaupts neue Schrift habe ich noch nicht. Eberhard ist ein gar lieber Mann und ein guter Kopf, nur in Beziehung auf Kant, als dessen Gegner, bin ich noch nicht im Reinen mit ihm. Ulrich schimpft und trotzt, und Abel scheint kein heller Denker zu seyn. Herders Göttin scheint Phantasie und ist ein schönes Kind, das man küssen möchte und dem man seinen Willen thun muß, selbst gegen bessere Ueberzeugung.»

«Lichtenberg muß in die Länge bei seiner Eingezogenheit versauern; er sieht Niemand außer seinem Perückenmacher und dem Buchhändler, bei dem er wohnt. Auch geht er zu keiner Seele,

---

geblichen Eitelkeit nicht das geringste Opfer gebracht habe. Bei Engel habe ich ein paar selig vergnügte Abende zugebracht. Nicolai war abwesend, den lernte ich persönlich nicht kennen, das mich nicht wenig verdroß. Doch hat er mir auch abwesend durch Empfehlung an Andere genützt.

und sieht es oft nicht gerne, wenn man zu ihm kommt.»

«Campe ist auch einer von den Mohren, die man nicht weiß waschen kann, und die gleichwohl die Gunst des Publikums genießen, ungetheilt und unangefochten, auch im Besitze sind, diesem Publikum durch allgemein gelesene Bücher die schädlichsten Grundsätze beizubringen» *).

«Bruce's Reisen nach Abyssinien werden wohl in London geringer geachtet, als sie verdienen, weil der Mann im Umgange so insolent ist, als in seinem dickleibigen Buche. Das gierige Publikum verschlang in kurzer Zeit eine Menge Exemplarien, und bald hernach bot Mancher das Seinige um den halben Preis wieder feil. Bei Banks hat man ihm sogar von Seiten der Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht. Ignoranz und Anmaßung gibt man ihm ohnehin Schuld. Ich glaube, man geht zu weit. Etwas Charlatanerie mag in der Vorstellung des Neuen, das er vorbringt, wohl liegen; aber Manches ist auch ungezweifelt ächt.»

---

*) Dieser sehr harte Ausdruck möchte wohl zu denen gerechnet werden dürfen, von welchen Lessing sagt: "Wer übertreibt, sagt nichts."

«Werke, wie Herr Girtanner schreibt*), sind mir das Verächtlichste, was ich kenne, denn sie huldigen einer Klasse von Menschen, die durchaus nur durch das Gewicht ihrer eigenen Immoralität ohne alles andere Zuthun zu Boden gesunken ist. Er belügt das Publikum und thut also unersetzlichen Schaden.»

«Der gute Herr Meiners ist unverbesserlich. Wer sich durch einen solchen Recensenten, wie den seinigen in der Allgemeinen deutschen Bibliothek nicht zurechtweisen läßt, der ist wirklich übel daran, denn er muß in sein Besserwissen schrecklich verliebt seyn. Es ist doch Schade um den Mann, der so viel Kenntniß und so viel Anlagen hatte.»

«Göthe schickte mir seinen «Groß-Cophta» — ein Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt. Dieser platte hochadelige Alletagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese blos höfische Rettung der Königin! Ich habe die Wahl

---

*) Forster meint die «über die französische Revolution.»

zwischen dem Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten haben und hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu sehr verachtet *), um es dabei in Anschlag zu bringen, — — und dem, daß der Erzbischof von Sevilla im Gil Blas wieder leibhaftig vor uns steht.»

Bei einer andern Gelegenheit schrieb Heyne zu Göttingen an seinen Schwiegersohn Forster: «daß Göthe das Publikum so verächtlich behandelt, und es mit so vielen Narrheiten zum Besten hat, hat mich oft in Unwillen gesetzt. In seinem «Faust» sind schöne Stellen, aber nebenher kommen Dinge vor, die nur der in die Welt schicken kann, der alle Andern neben sich für Schafsköpfe ansieht.»

Und ein Recensent in der Allgem. Liter. Ztg. August 1792 Nro. 215. S. 249. fällt folgendes Urtheil: «Göthe hat im «Faust» den Muthwillen seiner Phantasie bis zur Unart ausgelassen, und die Abentheuerlichkeit des Gegenstandes fast

*) Das hat in der Folge der Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller sattsam gezeigt.

bis zur Grenze des Kindischen erschöpft. Höhere Beziehungen sind gleichsam nur für den, der dafür empfänglich ist, darin enthalten, und von diesem wilden unzusammenhängenden Fragment *) ist das große Gesetz der Kunst, Einheit in der Mannigfaltigkeit, durch einen angebornen Instinkt des Künstlers lebendiger und inniger ausgedrückt, als in den mühsamsten Arbeiten des theoretischen Scharfsinnes.»

V. Lichtenberg **).

«Haben Sie Thümmels «Reisen» gelesen? Ich müßte mich sehr irren, aber einiges in dem Buch, zumal unter den Versen, läßt sich schlechterdings nicht besser machen. Noch besser wäre vermuthlich nicht mehr für uns. Als ich es las, wußte ich den Verfasser nicht, und da wünschte ich Deutschland sehr, daß es ein noch unbekannter

*) Damals war erst der erste Theil heraus. Wer den zweiten verdauen kann, rechne sich zu den Auserwählten der Zeit. Für uns Alte paßt es nicht mehr.

**) Briefe an Sömmering in «Schlichtegrolls Nekrolog» 1799. II. 193.

seyn möchte. Welch ein Flug, so auszufliegen. So aber ist es vielleicht eine zum letztenmal wiederkehrende Taube, die dieses Blättchen mitbrachte, das Allen ein Land der Verheißung hoffen läßt. Ich habe so manche Verse sechs- bis siebenmal gelesen, die Applikatur zu bewundern, mit der er sich gleichsam vorsetzlich mit Parenthesen den Weg zu verfetzen glaubt, um hernach wie die glatteste Schlange durchzuschlüpfen, ohne auch die kleinste Faser von Sinn und Reim hinter sich zu lassen. Man sagt, Boileau habe seine zweiten Verse immer zuerst gemacht. Thümmel ist noch weiter gegangen, er machte erst den dritten, dann den zweiten, dann den fünften, oder er hat sie, wie mir wahrscheinlicher ist, wie ein Schöpfer, alle zugleich gemacht.»

(An Heyne.) «Ist es möglich, daß dieser Mann *) sich so hat überleben können? oder ist das eine Art, über die dumme Vergötterung, die Manche ihm zollen und über die Unempfänglichkeit des Publikums für die Schönheiten seines Egmont, seines Tasso, seiner Iphigenia, seinen Spott und Verachtung auszulassen? Ich

---

*) Göthe, von dessen "Groß-Cophta" die Rede ist.

weiß nicht, welches von beiden ich wählen soll. Schade um Druck und Papier!»

VI. Schlosser *).

«Wieland, die Berliner-Genossenschaft, und was in Leipzig, Weimar und Gotha mit den Produkten schneller Finger Handel trieb, hat unser treuherziges Volk durch elende Romane, flache Schauspiele, erbärmliche Lebensphilosophie u. s. w. verdorben. — Wieland hat durch Leichtfertigkeit rc. rc. Gift in die Herzen der Deutschen gestreut. Selbst Mendelssohn hat in seinen Schriften den Juden nicht vergessen.»

Zugabe **).

Dieser harte Angriff Schloßers hat Wielanden nicht ganz unverdient getroffen, denn einige Rüge haben die «komischen Erzählungen» — «Idris und Zenide» und andere Dinge schon verdient. Auch hat er selbst in frü-

*) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Heidelberg 1823.

**) Aus Grubers «Leben Wielands» und eigenen Bemerkungen. D. H.

hern Zeiten über Herder, Gerstenberg, Uz ꝛc. nicht sehr schonend, weder öffentlich in gedruckten Schriften, noch in Privatbriefen an Zeitgenossen, geurtheilt, aber das was ihm später selbst widerfuhr, männlich ertragen. So z. B. mußte ihm die Art, wie der damals noch jugendliche Voß ihn im Göttinger Musenalmanach für 1775 angriff, nothwendig wehe thun; aber er schimpfte und polterte nicht, wie man später gegen den alt gewordenen und ehrwürdig dastehenden Voß geschimpft und gepoltert hat, dem man sogar den Sinn für alles Schöne abzusprechen versuchte, als ob er nie eine «Luise» in die Welt gebracht hätte *), sondern schrieb nur das milde Wort: «Ich bin sehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voß das geringste von den Uebeln sind, wozu ich gelegentlich Ursache gewesen seyn mag. Diesen jungen Mann entschuldige ich, er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es

*) Klopstock, der gewöhnlich von einem literarischen Produkt, das ihm gefiel, höchstens zu sagen pflegte: "Es ist gut", urtheilte doch über dieses Gedicht: "Es ist schön" und der verstand doch gewiß, was schön sey, war auch schwerlich je in seinem Leben ein Schmeichler.

wird ihn so gewiß gereuen, Epigramme wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, unbillige Urtheile über unschuldige Leute ausgesprochen zu haben.» Später nannte er Voßen «den gelehrtesten unserer Dichter», und nachdem sie vollends sich persönlich kennen lernten, hingen sie mit Liebe und Verehrung an einander.

Göthe schrieb in einer muthwilligen Stunde: «Götter, Helden und Wieland», und predigte dem letztern ein bittres Evangelium, das um so tiefer einschneiden mußte, weil es von einem jungen Manne ausgegangen war, auf dessen Stimme ganz Deutschland horchte, und dessen eminentes Genie auch Wieland öffentlich anerkannt hatte. Dieser tröstete sich damit: «Man müsse die Herren, die sich wie unbändige Füllen, die zum erstenmal auf die Weide kommen, geberdeten, nur austoben lassen, und selbst wenn man von ihnen gebissen und geschlagen werde, sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik ansehen, auch hoffen, daß aus diesen wilden Jünglingen noch große Männer werden könnten.» — Und als Göthe nach Weimar kam, wurden er und der von ihm Beleidigte die innigsten Freunde, dessen sich der Letztere in allen Briefen an Auswärtige freute.

Lavater rief einst alle Christen auf, sich auf die Kniee zu werfen und für Wieland als einen schwer gefallenen Sünder zu beten. Dieser verehrte dagegen, was an dem Propheten *) wirklich achtungswerth war, und benahm sich gegen diejenigen sehr mannhaft, die Lavatern von Seiten seines Herzens verdächtigen wollten; überging aber dessen Gallopaden und Seraphs-Sprünge mit Stillschweigen.

Die «Allgemeine deutsche Bibliothek», deren Redakteur bekanntlich Nicolai war, beurtheilte Wielands neueste Schriften nicht immer so, wie er hätte erwarten dürfen, und doch lobte dieser des Letztern «Sebaldus Nothanker» öffentlich als ein «angenehmes, lehrreiches, mit Geschmack, Witz und Laune geschriebenes Buch» und nahm dieses Urtheil auch dann nicht zurück, als es ihm die vieljährige Freundschaft des Philosophen Jacobi kostete, der die Sage: sein Bruder, der Dichter, sey unter der Person des abgeschmackten Säugling lächerlich gemacht wor-

---

*) Anspielung auf Göthe's Bekanntes:

Prophete Rechts (Lavater)
Prophete Links (Baßedow)
Das Weltkind in der Mitte (Göthe).

den, als wahr ansah und nicht davon abgehen wollte *).

Was Wieland einmal von sich sagte: «er fühle sich mit allem, was Mensch heiße, so verwandt, daß er auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Kappadocia, Pontus oder Asia gelebt, könne Unrecht thun sehen, ohne daß sich seine Eingeweide bewegten, und daß er folglich auch einer ganzen Gesellschaft von Menschen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden oder — Jesuiten seyn, kein Unrecht anthun sehen könne, ohne in Versuchung zu gerathen, sich ihrer anzunehmen» — vergaß er nie, in Ausübung zu bringen. Als daher in der «Berlinischen Monatsschrift», von Biester und Gedike, auch in Nicolai's «Reisebeschreibung» stark davon die Rede war, der Oberhofprediger Dr. Stark zu Darmstadt sey in Frankreich katholisch, auch Jesuit der vierten Klasse geworden, und strebe dahin, mittels einer gewissen Art von Freimaurerei unbefangene Menschen irre zu führen und der Proselytenmacherei die Hand zu bie-

*) Briefwechsel von Johann Friedrich Heinrich Jacobi. Zwei Bände. 8. Leipzig 1825 und 1827.

ten, — als fast jedes neue Stück der Monatsschrift neue Beweise von Machinationen der Jesuiten und den Bemühungen, ihren Orden so lang im Verborgenen fortzupflanzen, bis er einmal öffentlich wieder hervortreten könnte, enthielt; da entstand in dem jede Sache von mehrern Seiten betrachtenden Wielande der Zweifel: ob nicht bei allem Anscheine von Richtigkeit durch das Vorgebrachte dennoch dem einen oder dem andern zu nahe getreten seyn könnte? — Unrecht, meinte er, müsse Niemand geschehen, auch den Jesuiten nicht, selbst dann nicht, wenn sie den großen Luzifer in eigener Person an ihrer Spitze hätten. Und da er die vorliegenden Akten durch und durch geprüft hatte, so blieb er wenigstens immer dabei: man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben, als sie wirklich gethan hätten, — müsse ihnen nichts übel auslegen, was vielleicht noch einer guten Auslegung fähig wäre und ihnen nicht zu besonderer Last legen, was sie mit vielen andern Sekten, Orden und Gesellschaften gemein hätten.

Weil aber Garve, der mehr Stuben- und Katheder-Philosoph, als erfahrener Weltmann war, in seiner Abgeschiedenheit glaubte, Nicolai und die Herausgeber der Monatsschrift übertrieben die Sachen, so sagte Wieland dem von ihm hoch-

verehrten Philosophen *) eben so freimüthig, wo er sich zu irren scheine. Besonders mißfiel ihm der Ton, in welchem diese Streitigkeit geführt wurde, durchaus nicht. Er, altgriechischer Urbanität gewohnt, konnte nicht wohl gut heißen, daß man unvermerkt eine gewisse Arroganz und Unduldsamkeit gegen alle, die anders dachten, angenommen hatte, die der guten Sache selbst und denen, die sich ihrer annahmen, nothwendig schaden müßte. Die sorgfältige Ueberlegung der Streitsache erregte indessen in ihm nur Zweifel; aber er war weit entfernt, unwirksam dabei bleiben zu wollen, nur wirkte er nach seiner Weise, nicht mit Heftigkeit, sondern mit Güte und Nachsicht. Ob wohl er seine Neigung, allen Bedrängten seinen Beistand anzubieten, selbst ein «Donquixottisches Streben» nannte, so ließ er sich doch darin nicht irre machen. — «Alles Zweifelhafte und Zweideutige in Charakteren und Begebenheiten» — sagt der Verfasser seiner Lebensgeschichte — «hatte für ihn eine mächtige Anziehungskraft, und er

*) Als solchen lassen ihn unsere hocherleuchteten "Ich» und "Nicht-Ich» längst nicht mehr gelten, sondern sprechen von einer längst vergangenen Zeit, "in welcher man Garve und andere Tugendlehrer Philosophen genannt habe.» O tempora!

konnte nicht davon loskommen, bis er zu einem wenigstens wahrscheinlichen Resultat gekommen war.» —

Wie behutsam und zart er glaubte, daß man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innern Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, hat er in seinen «Briefen über eine Anekdote aus Jean Jacques Rousseau's Leben» (die von dem entwendeten Bande) bewiesen. So rettete er auch die drei berühmten Frauen aus dem Alterthum: Aspasia, Julia und die jüngere Faustina gegen die Vorwürfe, welche seit Jahrhunderten auf ihnen gelastet hatten. Anderen hingegen, wie z. B. Augustus und Mäcenas zog er den Heiligenschein ab, in welchem sie nur allzulange geglänzt hatten.

Als in seiner frühern Periode die «Patriarchaden» zu sehr überhand nehmen wollten und in den Fünfziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts derjenige frömmelnde Ton die Oberhand zu gewinnen drohte, dem Wieland selbst eine Zeit lang gehuldigt hatte, bemerkte der ehemalige Verfasser der «Sympathieen», der «Empfindungen eines Christen», der «Prüfung Abrahams» ꝛc., es dürfte an der Zeit seyn, daß die deutsche schöne Literatur ein freundlicheres

Ansehen bekäme. Darum schrieb er jetzt, als die Zeit erfüllet war, von welcher ihm Göthe durch den Herkules sagen ließ: «er habe zu lang unter dem Joch seiner Sittenrichter geseufzt» — einen Agathon, eine Musarion, einen Don Silvio u. s. w.

Dem lächerlichen Mißbrauche zu steuern, den man dreißig Jahre später von dem Hange der Menschen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen machte, der — wie Er sich überzeugte — in eine wahre Dämonomanie ausarten zu wollen schien, erließ er aus seinem Studierzimmer den Aufsatz: «Ueber den Hang, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben», der die Frucht eines langen Nachdenkens über philosophische Gegenstände und der aus der Kulturgeschichte der Menschheit gewonnenen Resultate war, — ferner die Geschichte des Adepten Nikolaus Flamel, des Reisenden Paul Lukas und die des Derwischen von Brussa. An diesen und andern Beispielen bewies er gegen die Verirrungen seiner Zeit, daß früher selbst die besten Köpfe in den Wirbel einer romantischen Philosophie hineingerissen werden konnten, und zeigte seinen in Irrgängen begriffenen Zeitgenossen, wie sie zu Werk gehen müßten, angebliche Thatsachen zu prüfen, auf welche

Betrüger sich stützen könnten, und gab auf diese Art das beste Verwahrungsmittel in ihre Hände, die Versuche schelmischer Schlauköpfe, einen Gaßner, Schröpfer, St. Germain, Cagliostro u. s. w. zu Schanden zu machen. Und nicht blos die wahre Geschichte nützte er hiezu, sondern auch das Feld der Dichtkunst nützte er zu dem Zweck: gut zu machen, was die Bosheit schlimm zu machen dachte. Dahin läßt sich die Erzählung «der Stein der Weisen» und auch: «die Salamanderin und die Bildsäule» rechnen, ungezählt die vielen schönen, herrlichen Stellen im Agathodämon, Oberon, in Aristipps Briefen rc. rc.

In den noch spätern Zeiten Wielands machten «Geheime Gesellschaften» viel Redens von ihrem Thun und Treiben. Manche waren Glieder derselben in aller Unschuld ihres Herzens, andere hofften durch sie zu großer Wirksamkeit zu gelangen, die Kunst der Metallen-Verwandlung, der Lebensverlängerung auf Jahrhunderte zu lernen und Umgang mit Geistern zu bekommen. Um diesen Thorheiten entgegen zu wirken, enthüllte er «das Geheimniß des Cosmopolitenordens», dessen Zweck kein anderer sey, als: «die Uebel, welche die Menschheit drücken, so viel als — ohne selbst Unheil anzurichten — möglich sey, zu mindern

und die Summe des Guten in der Welt nach bestem Vermögen zu vermehren.»

Auch auf einzelne Privatpersonen erstreckte sich seine Unpartheilichkeit! So wenig er in Ulrich von Hutten den hohen Geist, den glühenden Patrioten, den freimüthigen Redner, den biedern, treuherzigen Menschen, den rücksichtslosen Vertheidiger der Wahrheit, den muthigen Kämpfer für Freiheit und Recht verkannte und rühmte, so anstößig war es ihm gleichwohl, daß — wie er meinte — Herder *) dem verdienten Erasmus von Rotterdam zu nahe getreten sey, weil sein Apologet glaubte, Hutten sey von demselben unfreundlich, ja unwürdig, behandelt worden. Wieland sprach von dem Ritter mit derjenigen Achtung, die er verdiente; aber er ließ auch dem Geistlichen nicht zu nahe kommen, der weder stürmen konnte, noch kühn genug war, Märtyrer um der Wahrheit willen zu werden.

Als man endlich das wahre Palladion der Menschheit, Freiheit der Presse, hie und da zu rauben versuchte, und einen Unterschied zwischen «Preßfreiheit» und «Preßfrechheit» auf

*) Erst in dem im «Deutschen Merkur» 1776, dann im fünften Bande der «Zerstreuten Blätter» abgedruckten Denkmal Ulr. von Hutten.

die Bahn brachte, — als die Freiheit, zu denken und zu glauben, durch «Religionsedikte» beschränkt werden wollte, schrieb er mit lobenswerther Freimüthigkeit den schönen Aufsatz: «Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.» Da rief er in seinem gerechten Eifer aus: «Welcher dem menschlichen Geschlechte gehäßige Dämon hat sich von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig bewiesen, gerade diesen Glauben an eine göttliche Weltregierung und einen bessern Zustand nach diesem Leben, auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln und durch Vermischung mit der unsinnigsten Schwärmerei dem scheußlichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das, was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit seyn sollte, zum Mantel ihrer Unterdrückung und Mißhandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderei, ja so gar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfrißt und in ein moralisches Scheusal verwandelt? — Diese Frage müßte beantwortet werden, wenn die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen einleuchtend gemacht werden sollte.»

Auch über die in seinen letzten Jahren ausgebrochene französische Revolution sprach er sich mit Würde und Besonnenheit aus, und ergriff eine so gemäßigte Parthei, daß — wie er sagt — «weder Monarchisten, noch Jacobiner, weder Aristokraten, noch Demokraten, weder Schwörer, noch Nichtschwörer gerechte Ursache haben konnten, ihm einige Unbilligkeit Schuld zu geben.» Dabei unterließ er nicht, wie er immer that, vor Uebertreibungen und Schwindeleien redlich zu warnen, und bewies solchergestalt von einer Zeit zur andern, daß ihm das «humani nihil a me alienum puto» in Herz und Seele geschrieben sey.

Sollte bei solchen offenkundigen Bemühungen um das geistige Wohl der Menschheit der wackere Wieland nicht verdient haben, daß ihm seine jugendlichen Uebereilungen verziehen und die Schlosserschè heftige — so spät erst ins Weite hinausgeworfene Invektive unterblieben wäre? Er hatte vollkommen Recht, als ihm ein ähnlicher Angriff des berüchtigten Friedrich Schlegel zu Gesichte kam, mit Unmuth auszurufen: «Habe ich das um meine Landsleute verdient?» Auch Klinger hatte Recht, wenn er in seinen: «Betrachtungen über Gegenstände der Welt und Literatur» B. I. S. 283, Nro. 264 sagt: «Man könnte

ein Buch schreiben über die Undankbarkeit gegen die Genie's voriger Zeit, nicht des Publikums, sondern der lebenden Genie's, denn diese, sie seyen Dichter, Philosophen, Moralisten, Politiker, Oekonomen, oder was man will, fangen gewöhnlich damit an, daß sie vor den Augen des Publikums die Altäre der Verstorbenen ihres Fachs zerbrechen. Kein Wunder, daß dann die Verehrung derselben ganz aufhört. Also nur ein Buch über die Undankbarkeit der Genie's gegen die Genie's. Aber die Nemesis erwartet auch sie!» Ich setze diesem bei: «Sie warten oft nicht einmal, bis jene todt sind, die das Unglück haben, ihnen zu mißfallen, sondern setzen sie schon, während sie noch leben, auf das schmähligste herab, sollte es auch nur in Briefen seyn, zwar mit Oblaten oder Siegellack verschlossen, aber schon von Anbeginn an bestimmt, gedruckt zu werden.

Sollte es nicht manchesmal eben so gut seyn, dem alten Jakob Brucker nachzuahmen? Er hinterließ eine Briefsammlung von vielen Tausend Stücken, in Folianten geordnet *), gebot aber in

---

*) Auch der alte Superintendent Johann Georg Schellhorn zu Memmingen hinterließ eine Sammlung von mehreren Tausenden Briefen gelehrter Männer seiner und früherer Zeit, theils

seinem Testamente, nichts davon ins Publikum kommen zu lassen, damit Niemand compromittirt werden möchte.

XIII.

Nachtrag zum Artikel «über Dedikationen» *).

(Lit. Almanach 2ter Jahrgang 1828. S. 69. ff.)

Schon in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts sah man es für das beste Mittel an, sich die Gunst und Gewogenheit der Großen zu erwerben, oder ihnen ein Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit zu geben, wenn man ihnen neu herausgegebene Bücher dedicirte; aber sehr viele benutzten dieses auch als Sache des Erwerbs zur

---

gedruckt, theils handschriftlich. Wo diese nach dem Tod seines Sohnes und Nachfolgers gleiches Namens wohl hingekommen seyn mögen?

*) Auszug aus dem Aufsatz: "Ueber Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit» von Johannes Voigt, im zweiten Jahrgange (1831) des "Historischen Taschenbuchs» von Friedrich von Raumer.

Erleichterung drückender ökonomischer Lage. So dedicirte Draconites, Professor zu Marburg, der mit seinen häuslichen Finanzen in beständiger Unordnung war, in seinen zwei starken Folianten der «Verheißungen» jede einzelne Abhandlung irgend einem Könige, Fürsten, einer Stadt, oder einer Privatperson, außerdem aber den ersten Band des ganzen Werks dem Könige Christian von Dänemark und den zweiten dem König Eduard von England, welches er — wie er geglaubt haben mag — «recht fein» — mit den Worten zu entschuldigen suchte: «Ew. K. M. wird sich darüber verwundern, daß ich einem jeglichen Kapitel, einen besondern Leser gesucht, nicht allein großen Herren, sondern auch geringern Leuten Kapitel zugeschrieben und ihnen allen damit Ursach gegeben, von Ew. K. M. Gottseligkeit zu reden, daß ich dem englischen Könige dieß ganze Buch vornehmlich zuschreibe und denselben zum Patron des ganzen Buchs erwähle.» — Es steht dahin, ob man diese galante Aeußerung für Wahrheit genommen habe, woran wir zu zweifeln Ursache zu haben glauben. Andere, wie z. B. Luther, Melanchthon, Bugenhagen &c. mögen allerdings bei ihren Dedikationen von reinern Beweggründen geleitet worden seyn und die Fürsten glaubten es ohne

Bedenken. So äußerte sich unter Andern Herzog Albrecht von Preußen, als Veit Dietrich zu Nürnberg ihm ein theologisches Buch zu dediciren sich erbot, folgendermaßen: «Wir nehmen das Dediciren, so der achtbare und hochgelehrte Magister Vitus Uns mit seinem köstlichen und ohne Zweifel nützlichen Werk zu thun gesinnet, zu sondern gnädigen Gefallen an, denn es ist Uns eine sondere Freude, daß solche gelehrte Leute, wiewohl Wir solches Lobes nicht werth, Uns dazu nicht zu gering erkennen, wollen Uns derwegen mit göttlicher Hülfe dermaßen gegen ihn erzeigen, daß Wir der Undankbarkeit nicht erfunden werden.» Zuweilen, wenn er nach seiner Gewohnheit Gelehrte sehr bedeutend unterstützte, machte er es ihnen sogar zur Pflicht, ihm ihre neue Werke zuzueignen. So z. B. als der berühmte Mathematiker Erasmus Reinhold zu Wittenberg von ihm 500 Fl. zur Herausgabe erhielt, schrieb er demselben: es geschehe darum, «daß er dagegen ihm alle seine neue Werke dedicire.» Er ließ keine Dedikation eines Buchs unbelohnt. Georg Röhr erhielt für die «Trostsprüche Luthers» 20 Fl., Georg Major für einen Psalter 30 Fl., — der Mathematiker Johann Schöner zu Nürnberg für ein mathematisches Werk 20 Thaler. Als ihm Ca-

merarius einst auf einmal zwei seiner Werke dedicirte, ließ ihm der Herzog einen silbernen Trinkbecher mit seinem Wappen überreichen, und sich wegen der «Kleinheit des Geschenks» mit den Worten entschuldigen: «Ihr wollet denselben Becher, obwohl die Gabe geringschätzig, nicht anders, denn Unsern gnädigen Willen dabei vermerken, zum Besten annehmen und von Unsertwegen behalten, damit wenn Ihr Eure Herren und guten Freunde bei Euch habt, Unserer beim fröhlichen Trinken dabei im Besten, als Wir nicht zweifeln, möge gedacht werden.»

Einer großen Schmutzigkeit machte sich hinsichtlich einer Dedikation ein sonst angesehener Gelehrter, Georg Major zu Wittenberg, schuldig. — Melanchthon hatte den «Abriß der Weltgeschichte» seines Schülers Johann Carion zu einer vollständigen Chronik umgearbeitet und so dieses dürftige Compendium zum Hauptwerk über die allgemeine Geschichte in dieser Zeit umgeschaffen. Er selbst wünschte davon eine deutsche Uebersetzung und übertrug sie seinem vertrauten Freunde, dem Professor Justus Menius, und da dieser starb, ehe die Arbeit vollendet war, dessen Sohn, Eusebius Menius, der eine Tochter des Sabinus (eine Enkelin Melanchthons) zur Ehe hatte und

damals Professor der lateinischen Sprache zu Wittenberg war, welcher im Jahr 1560 damit fertig wurde, und dem Verleger das Manuscript umsonst zu geben versprochen hatte. Indessen war auch Georg Major auf den Gedanken gekommen, die Chronik zu übersetzen, um aber den Menius, einen noch jungen Mann, sich nicht voran kommen zu lassen, wußte er dessen Verleger heimlich zu bereden, seine Uebersetzung eher im Druck anfangen zu lassen, als die des Menius. Hierüber kam es zu einem förmlichen Proceß und die Entscheidung des Gerichtes ging dahin: «Der Verleger solle den Doktor Major für die bereits gedruckten Bogen entschädigen, Menius aber mit seinem Manuscript da, wo jener aufhörte, fortfahren, das Buch unter seinem Namen erscheinen lassen und es dediciren, wem er wolle.» Major bekam sofort von dem Verleger 35 Thaler, verlangte aber die Vorrede und Dedikation zu schreiben. Menius, der gar wohl errieth, warum, setzte sich diesem unbilligen Verlangen entgegen, schrieb die Vorrede selbst und eine Dedikation an den Erzbischof von Magdeburg. Major that das nämliche, ließ seine Vorrede heimlich drucken und beredete den Verleger, die fertigen Exemplare der Uebersetzung des Menius 14 Tage zurück zu

halten, selbst dem Verfasser keins — sondern nur ihm einige derselben zu verabfolgen, die der feine Mann in aller Eile schön gebunden dem Erzbischof von Magdeburg und mehrern andern Fürsten zuschickte, in Hoffnung das Honorar für sich zu erbeuten, das gewöhnlich auf Dedikationen zu folgen pflegte. Die Sache blieb indessen nicht verschwiegen, denn als nach einiger Zeit Menius selbst dem Erzbischof ein Exemplar seiner Uebersetzung zusandte, fragte dieser, wie es zugegangen, daß solches früher nicht von ihm, sondern von Major geschehen sey? So wurde die Sache laut und von jedem rechtlichen Manne gemißbilligt, da einen so schlechten Streich Niemand von einem angesehenen Theologen, einem Schüler Luthers und Melanchthons, erwartet hatte. Besonders ärgerlich darüber war der Herzog Albrecht und schrieb an den Juristen Dr. Justus Jonas: «Es thut Uns solches nicht wenig befremden, ist auch in Wahrheit billig zu beklagen, daß unter den Gelehrten, und sonderlich den Theologen, solcher Neid ist und einer den andern also hindert; daraus zu sehen, ob sie wohl mehr wissen und verstehen, als wir Andern, daß sie doch auch die Menschlichkeit also drückt, daß sie das selbst thun, was sie an andern Leuten strafen.»

Jonas, obwohl selbst über den Dr. Major aufgebracht, suchte ihn doch bei dem Fürsten damit einigermaßen zu entschuldigen: «daß der fromme und gottesfürchtige Mann das Haus voll unausgestatteter Töchter habe, welcher Wohlfahrt er gerne habe stiften wollen; man müsse ihm also die Gebrechlichkeit, die er in dieser Sache bewiesen habe, verzeihen, und zwar in hoher christlicher Betrachtung, daß der alte Adam auch den Kindern Gottes anklebe.»

Luther und Melanchthon wurden von dem Herzog Albrecht ganz vorzüglich geehrt, denn nicht blos etwa für Dedikationen schickte er ihnen ansehnliche Geschenke, sondern von Zeit zu Zeit bald Geld, bald kostbare Pokale, Löffel von Bernstein, Wein und Anders. Als Luther im Jahr 1544 von Steinschmerzen sehr gequält wurde, schickte ihm derselbe eiligst eine Portion weißen Bernsteins zu, mit der Weisung, ihn gegen jenes Uebel zu gebrauchen, «damit durch diesen guten der böse Stein abgetrieben werde.» — Außer diesen beiden Männern erhielt von ihm der Arzt Leonhard Fuchs, Professor zu Tübingen, der zuerst das große Ansehen der Araber in der Arzneikunde zu bestreiten wagte, 100 Fl. für seinen Commentar

über den Galen; der als Historiker bekannte Prediger Caspar Hedio zu Straßburg für den ihm zugeeigneten Chrysostomus hundert Dukaten. Paul Eber, Professor zu Wittenberg und der in Jena verfolgte Viktorin Striegel, jeder 100 Joachimsthaler; der Professor Peter Vincentius zu Wittenberg 60 Thaler und 18 Ellen Damast; Eusebius Menius und Justus Jonas daselbst, jeder 200 Thaler. — Solche Mäcene gibt es in unsern hochbeinigten Zeiten — nach dem Ausdruck Tristram Shandys — nicht mehr.

XIV.

Beitrag zur Literatur der Politik.

Herr Bibliothekar Ebert in Dresden macht im zweiten Bande seines «Bibliographischen Lexikons» S. 931 die Bemerkung: «Die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts hatte für ihre Lebensphilosophie nur eine theologische Form» *). Hundert Jahre später erhielt die Sache eine andere Gestalt. An die Stelle der Theologie war die Politik getreten und der Einfluß des Siecle de Louis XIV. wurde auch in der deutschen Literatur sichtbar. Jetzt mußte sich selbst die Moral durch eine politische Firma empfehlen. Indessen war das nur eine unschuldige, nicht über das Titelblatt sich erstreckende Pedanterei. Die Rüge der Zeitverirrun-

*) M. s. im Literarischen Almanach für das Jahr 1832 den Aufsatz: "Nachricht von Schriften, zu welchen der Glaube an den Einfluß des Teufels auf die Gesinnungen und Handlungen der Menschen Anlaß gegeben hat."

gen war und blieb deßhalb eine eben so strenge und unumwundene, als sie es im frühern theologischen Gewande gewesen war, ja es wurden auf diese Weise vielleicht selbst wieder die ersten Vorspiele einer deutschen Volksliteratur gewonnen, zu welcher die ersten damals fast wieder vergessenen Anfänge in der Reformationsliteratur der ersten und in der historisch-geographischen Literatur der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gegeben worden waren. — Momente, die noch von keinem deutschen Literaturhistoriker nach ihrem ganzen Werth anerkannt und herausgehoben worden sind.» Von diesen, wenn auch nicht ganz politischen, doch wenigstens lebensklugen Bestrebungen werden nun folgende angeführt.

1) Der politische Bratenwender, von Amando di Bratimero. Leipzig 1682. 12.

2) Des politischen Bürstenbindersgesellen Lebenslauf oder Lebensbeschreibung. Ohne Druckort 1705. 12.

3) Die politische Colica, oder das Reissen im Leibe der schulkranken Menschen, welche in mancherlei Zuständen ohne Liebesschmerzen zu Bette liegen, durch A. B. C. Leipzig 1680. 12.

4) Der politische Feuermauerkehrer, von Antonio Caminero. Straßburg u. Leipzig 1682. 12.

5) Der ausgekehrte politische Feuermauerkehrer. Ohne Druckort. 1682. 12.

6) Der politische Freiersmann, von Seladone Gynäcophalo. Europa 1686. 12.

7) Neuer politischer Fuchsschwänzer, durch Jac. Sceperum, in niederländischer Sprache beschrieben, anjetzo aber ins Hochdeutsche übersetzt von J. G. Eberwino Thomä. Hanau 1662. 12.

8) Politische Gauckeltasche, von Severo Kaltwarmio. Udenpeg. 1675. 12.

9) Der politische Grillenfänger, durch B. S. Leipzig 1682 oder 83. 12.

10) Der lustige politische Guckuck, von Bellarmino Coccigge. Eisenberg u. Leipzig 1684. 12.

11) Der politische Halbfisch mit seinem Kunststücke. Merseburg 1681. 12.

12) Der politische, possirliche und doch manierliche Simplicianische Hasenkopf, von Erasmo Grillando. O. O. 1685 oder 89. 12.

13) Das politische Hofmädchen, von Pamphilo Castimonio. Freistadt an der Gehl 1685 oder 86. 12.

14) Das politische Klatschmaul, von Jacques Gervaise Ecuienne. O. O. 1685. 12.

15) Das politische Kleppelmädchen, von Polycarpo Frölichen. Schleiz 1688. 12.

16) Der politische Leiermann, von Sincero Candidaeo. O. O. 1685. 12.

17) Der politische Maulaffe, von Clemente Ephoro Albilithano. Leipzig 1679. 12. — Die andere Ausfertigung politischer Maulaffen, durch Florianum de Francomonte. O. O. 1685. 12. — Der kastrirte Maulaffe mit seinen politischen Possen, von Antonio Torchette. Leipzig 1682. 12. (Das letztere ist eine Gegenschrift gegen den politischen Maulaffen.)

18) Die politische Mausfalle von Veritano Germanico. O. O. 1683 in 12.

19) Neu vermehrter politischer Nachtisch, (von C. Scharschmidt). Leipzig 1698. 12.

20) Der politische Näscher von R. J. O. Leipzig ohne Druckjahr, in 12. Auch Leipzig 1678. 12.

21) Die politische Narrenkappe, von Florentino Trebellio. Frankf. u. Lpz. 1685. 12.

22) Der politische und lustige Passagier von M. J. R. Lpz. 1684. 12.

23) Das politische Perspektiv, von L. M. N. R. Frankf. u. Lpz. 1684. 12.

24) Der politische Ratten- und Mäusefänger von Lorindo. O. O. 1682. 12.

25) Politischer Schimpf und Ernst. Anjetzo

zum andernmal herausgegeben, Freudenstadt 1669. 12. Zwei Theile.

26) Der politische Stockfisch, von Galanisandro. O. O. 1681 in 12.

27) Der politische und lustige Tobacksbruder von Michael Kautzchen. O. O. 1684 oder 85. 12.

28) Des weisen Mannes politische Träume. 1683 in 12.

29) Das spielende Glück des unbeständigen politischen Wetterhahns, von J. F. Moldenstein. Frankf. u. Lpz. 1685. 12.

Vielleicht könnte aus neuerer Zeit beigesetzt werden:

30) Gallerie der Teufel von Cranz, 8. Berlin 1776.

XV.

Wie man noch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts Liebesbriefe schrieb.

Zwar war die Zeit bereits vorüber, zu welcher Leute von (damaligem) Geschmack in Briefen an die Königinnen ihrer Herzen den Kiel in Moschus, Zibeth und Ambra tauchten, und versicherten, daß alle Liebesgötter — beschämt durch die seraphische Schönheit ihrer unvergleichlichen Prinzessin — derselben zu Füßen sänken ꝛc.; aber jener Ton aus der Periode der Lohensteine und Hofmannswaldau hatte nur einer unerträglichen Steifigkeit und gemeinen Plattheit Platz gemacht. Um sich davon durch das Beispiel eines genialen Jünglings aus jener Zeit zu überzeugen, lese man, was Wieland *) in den fünfziger Jahren des 18ten Jahrhunderts an seine «angebetete» Sophie

*) Dessen "Leben" von Gruber I. 111. f.

(nachherige Frau von La Roche) schrieb. Welch eine Steifheit in dem jungen Manne, der zwölf Jahre später im „Agathon“ schon so herrlich aufgetreten ist!

„Ich wiederhole“ — schrieb er — „meine Ihnen so oft wiederholte Versicherung. Sie haben eine so liebenswürdige Seele, daß ich keine denken kann, welche würdiger wäre, einen so annehmlichen und schönen Leib, als der Ihrige ist, zu beleben. Und die Uebung *) wird Sie so verschönern, daß Ihnen alle Französinnen weichen werden. Wie freue ich mich schon im Geiste, daß das Bildniß meiner Geliebten einst das Portrait einer Chatelet, Bassi, Gottschedin u. s. w. so sehr überstrahlen wird. Sie machen mir unendlich viel Vergnügen, wenn Sie sich in der Dichtkunst immer mehr üben, wie auch in der deutschen Sprache, welche viel schöner als die französische ist. — Ihre Prosa ist unvergleichlich, mein Engel, und ich bin überzeugt, daß es Ihre Verse bald auch seyn werden. Sie verbinden mich unendlich, allertheuerste Seele, wenn Sie so fleißig, als Sie aus Liebe zu mir können, an Dero Lebensbeschreibung arbeiten, und sie so genau und

*) Das ist: in poetischen Aufsätzen.

richtig machen, als ich mir von Dero vollkommen redlichem Herzen versprechen kann. Die schönen und geistreichen Betrachtungen und Anmerkungen, welche Sie so artig anzubringen wissen, werden diesem Aufsatz eine große Zierde geben. Eilen Sie ja damit, mein liebstes Herz, ich erwarte es wenigstens auf Michaelis, auf die Zeit, an die ich allemal mit Entzückung denke, die nur von der übertroffen werden wird, wenn ich Sie wieder umarmen werde. — Wie froh bin ich, daß ich mich stark genug empfinde, tausend Leben, wenn ich sie hätte, für Sie aufzuopfern. — Vergeben Sie, vollkommenste Sophie! daß ich so unfähig bin, Ihnen Ihrer würdige Gedanken zu sagen. Mein Vergnügen ist zu groß, und die Zufriedenheit, die Sie über die meine haben werden, wovon Sie allein die liebenswürdige Urheberin sind, muß Ihnen anstatt der schönen Sachen seyn, die ich Ihnen billig sagen sollte.»

XVI.

Auszeichnung der Zahl 9.

Vor Zeiten hat man bekanntlich den Zahlen allerhand geheime Kräfte zugeschrieben, namentlich den Zahlen 3 und 7, die sogar «heilige» hießen, vielleicht in einigen geheimen Gesellschaften noch bis zu gegenwärtiger Stunde diesen Ehrentitel führen. Im Allgemeinen ist man freilich von dieser Verehrung gewisser Zahlen, die sonst sogar in philosophischen Schulen statt fand, abgekommen; indessen ist doch die Zahl 9 noch immer diejenige, welcher man einen Vorzug vor andern einzuräumen scheint. So wollte z. B. Jemand — ich erinnere mich nicht mehr, wo ich es gelesen — gefunden haben, daß sich die Zahl 9 in den Geburtsjahren großer Gelehrten und bedeutender — wenigstens sehr fleißiger — Schriftsteller, vor allen andern hervorhebe. Dieß veranlaßte mich, mit ein paar hundert Namen, alle in das achtzehnte Jahrhundert gehörig, einen Versuch zu machen;

allein es schien mir bald, daß diese Auszeichnung dem merkwürdigen dreimal drei unbestritten so eigentlich doch nicht zugestehen möchte, und hinsichtlich der Mehrzahl der Gebornen wahrscheinlich auf der bescheidenern zwei ruhe, das sich selbst bei einer Anzahl von siebenhundert Namen bestätigte. Ich würde meine Forschung auf Tausend ausgedehnt haben, wenn mir nicht endlich dieses Geschäfte Langeweile gemacht hätte. Dieß ist auch die Ursache, daß ich neben der Zahl nicht auch nach andern Resultaten geforscht habe, z. B. den Geburtstagen, den Landsmannschaften u. s. w.

Das Merkwürdigste an dieser literarischen Curiosität ist: daß zwar die Zahl 9 nicht diejenige ist, welche unter diesen siebenhundert Gebornen die stärkste, wohl aber diejenige, welche die am meisten berühmt gewordenen aufzuweisen hat, denn unter ihrer Aegide erscheinen: Denis, Reinhold Forster, Eberhard, Gleim, Göthe, Hahn, (der Mechaniker) Wilhelm Heinse, der Antiquar Hirt, Alexander von Humbold, der Schauspieler Iffland, der Theologe Jerusalem, der Mathematiker und Epigrammatist Kästner, Lessing, Mendelssohn, Schiller, Neuffer, Schubart, Ernst Schulze und andere.

Hinsichtlich der Mehrzahl ist die Zahl zwei die ausgezeichnetste, mit 85

Ihr folgen: Nro.	4	mit	82
»	6	»	74
»	8	»	72
»	9	»	71
»	7	»	68
»	5	»	66
»	1	»	61
»	0	»	61
»	3	»	59

Den Beweis der richtigen Zählung liefert die nachfolgende Tabelle, auch kann, wer dazu Neigung hat, mittels derselben noch andere Resultate entdecken, z. B. welche dieser Zahlen die meisten Historiker, Mathematiker, Aerzte, Philosophen, Dichter u. s. w. aufzuweisen habe, und dergleichen mehr.

Nro. 1.

Namen.	Geburtsjahre.
Armbruster, Jo. Mich.	1761
Abel, Jakob Friedr.	1751
Bahrdt, Karl Friedr.	1741
Bardili, Chph. Gottfr.	1761
Batsch, Aug. J. Gg. K.	1761
Bayer, Albrecht	1751
Boekmann, Joh. Lor.	1741
Breitinger, Joh. Jak.	1701
Briegleb, Joh. Christ.	1741
Cronegk, J. F., Frh. v.	1731
Cobenzl, J P. Graf v.	1741
Dahl, J. Chph. Wilh.	1771
Dannemeyr, Matth.	1741
Dathe, Joh. August	1731
Dietrich, Joh. Sam.	1721

Namen.	Geburtsjahre.
Eibel, Joh. Valentin	1741
Engel, Joh. Jakob .	1741
Fixtmüller, Placidus	1721
Formey, J. Heinr. S.	1711
Götz, Joh. Nikolaus	1721
Götze, J. Aug. Ephr.	1731
Haug, Chph. Friedr.	1761
Heinicke, Christ. Heinr.	1721
Heumann von Teutschenbronn	1711
Hontheim, J. Nik. von	1701
Krafft, Gg. Wolfgang	1701
Kuh, Ephr. Moses .	1731
Lavater, Joh. Kaspar	1741
Maier, Joh. Christian	1741
Mastalier, Karl	1731
Moser, Joh. Jak. von	1701
Nast, Jakob Heinrich	1751
Olenschlager, J. D. v.	1711
Paulus, Heinr. Eberh.	1761
Plank, Gottl. Jakob	1751
Praun, Gg. Andreas	1701
Reuß, Maternus ...	1751
Roche, Sophie de la	1731
Rothfischer, Franz .	1721
Romanus, Karl Franz	1731
Runde, Justus Friedr.	1741
Schiebeler, Daniel ..	1741
Schlegel, Joh. Adolph	1721
Schott, Aug. Ludwig	1751
Senkenberg, Renatus Karl von ..	1751

Namen.	Geburtsjahre.
Silberschlag, J. Esaias	1721
Spazier, Karl	1761
Spitzner, Joh. Ernst	1731
Stetten, Paul v., d. J.	1731
Störk, Ant., Freih. v.	1731
Stuve, Johann	1751
Succov, J. Gottfr.	1721
Teller, Romanus ...	1721
Tielke, Joh. Gottl. .	1731
Ulrich, Joh. Friedr.	1751
Wegelin, Jakob	1721
Winkler, Joh. Dietr.	1711
Wolfer, Peter	1761
Wundt, Dan. Ludwig	1741
Wurz, Ignaz	1731

61.

Nro. 2.

Adelung, Christoph .	1732
Ayrer, Georg Heinr.	1702
Bamberger, J. Peter	1722
Bökh, Christ. Gottfr.	1732
Braun, Heinrich ...	1732
Bret, Joh. Friedrich	1732
Bolten, Joh. Adrian	1742
Burscher, J. Friedr.	1732
Christmann, J. Fried.	1752
Conz, Karl Philipp .	1762
Cramer, Karl Friedr.	1752
Dietel, Georg Alois	1752
Eberstein, Wilh. Ludwig Georg von	1762

Namen.	Geburtsjahre.
Eckartshausen, Karl v.	1752
Ehrenreich, J. Eb. L.	1722
Eisenhart, Ernst L. A.	1762
Esper, Eug. J. Chph.	1742
Engel, Samuel	1702
Fichte, Joh. Gottlieb	1762
Gallus, Gottfr. Traug.	1762
Gärtner, Karl Christ.	1712
Garve, Christian ...	1742
Gehler, Joh. Karl..	1732
Gerken, Phil. Wilh.	1722
Haltaus, Christ Gottl.	1702
Häseler, Joh. Friedr.	1732
Hagedorn, Ch. Lud. v.	1712
Harprecht, J. Heinr. v.	1702
Hartmann, Gottl. Dav.	1752
Henke, Heinr. Ph. K.	1752
Hirschfeld, Christ. Lor.	1742
Hirsching, F. K. Gotth.	1762
Hommel, Karl Ferd.	1722
Hübner, Lorenz	1752
Jacobi, Joh. Friedr.	1712
Ickstadt, Joh. Ad. von	1702
Jenisch, Daniel	1762
Karrer, Phil. Jakob	1762
Karschin, Anna Luise	1722
Klockenbring, J. Arn.	1742
Knecht, Justin Heinr.	1752
Knigge, Ad. Franz von	1752
Koch, Joh. Christian	1732
Köhler, J. Bernhard	1742
Krafft, Friedr. Wilh.	1712
Krüger, J. Christian	1722
Leisewitz, Anton ...	1752
Leske, Nath. Gottfr.	1752
Lippert, Phil. Daniel	1702
Lowitz, Georg Moritz	1722
Loy, Joh. Wilhelm .	1752
Martin, Heinr. Georg	1722
Möhsen, J. Karl Wilh.	1722
Müller, Johannes v.	1752
Mylius, Christlob ..	1722
Nast, Johannes	1722
Oelrichs, J. Kasp. K.	1722
Oettinger, Joh. Christoph (Prälat) .	1702
Reinhard, Joh. Paul	1722
Reiz, Philipp Otto .	1702
Riedel, Friedr. Justus	1742
Riegger, Jos. A. St. v.	1742
Rössig, Karl Gottlob	1752
Schmidt, Gg. Friedr.	1712
Schöning, Gerhard .	1722
Schöpf, Joh. David	1752
Schöpperlin, J. Fried.	1732
Schulz, Joach. Friedr.	1762
Schwarz, J. Christph.	1732
Schwarz, Ildefons .	1752
Selchow, J. Ch. H. v.	1732
Spittler, L. Timoth. v.	1752
Steeb, Joh. Gottlieb	1742
Stoll, Maximil. von	1742
Thieß, Otto	1762
Thiede, Joh Friedr.	1732

Namen.	Geburtsjahre.
Tobler, Johannes ..	1732
Volkmann, Joh. Jak.	1732
Waller, Joh. Gottfr.	1712
Wiegleb, Joh. Christ.	1732
Windheim, Ch. E. v.	1722
Winkler, K. Gottl. v.	1722
Wittwer, Phil. Ludw.	1752
Wöllner, J. Chph. v.	1732
Weickart, Ad. Melch.	1742

85.

Nro. 3.

Namen	Geburtsjahre.
Alfa, J. Martin von	1753
Basedow, Joh. Bernh.	1723
Bloch, Marc. Elieser	1723
Böschner, Gg. Rud.	1723
Bozzini, Philipp....	1773
Brodhagen, Pet. H. Ch.	1753
Burgsdorf, Chr. G. v.	1733
Cobenzl, L. Graf v.	1753
Cölln, Ludw. Fr. A. v.	1753
Dobmeier, Marianus	1753
Dreier, Joh. Karl ..	1723
Ebert, Joh. Arnold .	1723
Ernesti, Aug. Wilh.	1733
Faber, Joh. Melchior	1743
Fernow, Karl Ludw.	1763
Gebhart, Joh. Georg	1743
Geiger, Joh Burkh.	1743
Grimm, Friedr. Melchior, Baron von	1723
Grohmann, J. Gottf.	1763
Haen, Anton de ...	1733
Hagen, Joh. Gg. Fr.	1723
Hensler, Phil. Gabr.	1733
Höpfner, Jul. Friedr.	1743
Hofmann, K. Gottlob	1703
Huber, Joh. Ludwig	1723
Jacobi, Adam Friedr.	1733
Jani, Christian Dav.	1743
Klein, Ernst Friedrich	1743
Lengnich, Karl Benj.	1743
Lipowsky, Job Anton	1723
Mauvillon, Jakob ..	1743
Mayer, Joh. Tobias	1723
Meißner, Aug. Gottl.	1753
Merian, Hans Bernh.	1723
Martens, Joh. Andr.	1743
Mosche, Gabr. Ch. Fr.	1723
Moser, Karl Friedr. v.	1723
Nicolai, Friedrich ..	1733
Planer, Joh. Jakob	1743
Posselt, Ernst Ludw.	1763
Reitz, Friedr. Wolfg.	1743
Rudolph, Joh. Chph.	1723
Schatz, Georg	1763
Schellhorn, J. G., d. J.	1733
Schlözer, Karoline .	1753
Schröckh, Joh. Matth.	1733
Schwab, Christoph .	1743
Seiler, Georg Friedr.	1733
Seume, Joh. Gottlieb	1763
Stark, August Wilh. Freiherr von ..	1703

Namen.	Geburtsjahre.
Stutz, Joh. Ernst ..	1733
Tode, Heinr. Ludw.	1733
Trescho, Seb. Friedr.	1733
Weber, Friedr. Aug.	1753
Weidlich, Christoph .	1713
Wiedeburg, Joh. Ernst	1733
Winkler, Joh. Heinr.	1703
Ziegler, Werner K. L.	1763
Zöllner, Joh. Friedr.	1753

59.

Nro. 4.

Namen.	Geburtsjahre.
Adler, Gg. Christian	1724
Arnim, Albr. Heinr. v.	1744
Bernritter, Friedrich	1754
Baumann, Ludw. Ad.	1734
Boje, Heinr. Christian	1744
Böhmer, Joh. Fr. von	1704
Braun, Joh. Nik. Fr.	1754
Brömel, Wilh. Heinr.	1754
Büsching, Ant. Friedr.	1724
Creuz, Kasimir von	1724
Curtius, Mich. Conr.	1724
Dachröden, Ernst Ludwig W. Freih. v.	1764
Dalberg, Karl Theod. Maria von	1744
Danz, Wilh. Aug. Fr.	1764
Daück, Friedr. Ferd.	1754
Dapp, Raimund ...	1744
Dietrich, Karl Friedr.	1734
Dillenius, Fr. W. Jon.	1754
Erxleben, J. Polykarp	1744
Essig, Joh. Gottfr.	1744
Euler, Joh. Albrecht	1734
Falke, J. Phil. Conr.	1724
Felbiger, Abt von ..	1724
Fest, Joh. Samuel .	1754
Fischer, Joh. Friedr.	1724
Forster, Georg	1754
Fulda, Fr. Ludwig .	1724
Funke, Ludw. Philipp	1754
Galura, Bernhard ..	1764
Gedicke, Joh. Friedr.	1754
Gerhard, Dav. Gottfr.	1734
Gisecke, Nikol. Dietr.	1724
Gleditsch, Joh. Gottl.	1714
Gmelin, Joh. Gottl.	1744
Günther, Joh. Arnold	1754
Hausleutner, Philipp Wilh. Gottl. ..	1754
Heidenreich, Karl H.	1764
Herder, J. Gottfr. v.	1744
Heinitz, A. F. Freih. v.	1724
Heinatz, Joh. Friedr.	1744
Herchenhahn, J. Chph.	1754
Huber, Joh. Ludwig	1764
Hufnagel, Wilh. Fr.	1754
Jäger, Wolfgang ..	1734
Klopstock, Fr. Gottlieb	1724
Leidenfrost, J. Gottl.	1714
Lichtenberg, Gg. Chph.	1744
Lieberkühn, Phil. Jul.	1754
Mauchart, Iman. Dav.	1764

Namen.	Geburtsjahre.
Mellin, Chph. Jakob	1744
Meckel, Joh. Friedr.	1714
Münter, Balthasar	1734
Neander, Chph. Fr.	1724
Nösselt, Joh. August	1734
Ostertag, Joh. Phil.	1734
Rochow, Fr. Eberh. v.	1734
Röhl, Lambert Heinr.	1724
Sander, Heinrich ..	1754
Schinz, Salomo . .	1734
Schlegel, Joh. Friedr.	1724
Schmid, Joh. Wilh.	1744
Schneider, Ch. Wilh.	1734
Schott, Aug. Friedr.	1744
Schubart vom Kleefeld	1734
Schulze, Joh. Ludw.	1734
Schwabe, Joh. Joach.	1714
Schwarz, Sophie...	1754
Seckendorf, Karl Sigmund von.....	1744
Senkenberg, Heinrich Christian von ..	1704
Segner, J. Andr. von	1704
Seidel, Günth. K. Fr.	1764
Spalding, Joh. Joach.	1714
Spangenberg, Aug. G.	1704
Spieß, Philipp Ernst	1734
Springer, Balthasar	1724
Stosch, Samuel ...	1714
Taube, Fr. Wilh. von	1724
Teller, Abrah. Wilh.	1734
Theden, J. Christ. Ant.	1714
Töllner, Joh. Gottl.	1724
Walch, Karl Friedr.	1724
Wundt, Karl Kasimir	1744

82.

Nro. 5.

Ackermann, J. Karl H.	1765
Alvensleben, Philipp Karl, Graf von	1745
Alxinger, Johann von	1755
Anschütz, Joh. Matth.	1745
Arco, Phil., Graf von	1775
Baumgarten, Otto Nathanael	1745
Bernstorf, Andr. Peter, Graf von .	1735
Blumauer, Alois ...	1755
Böhmer, Gg. Ludw.	1715
Bönike, Christian ..	1745
Brandes, Joh. Christ.	1735
Butz, Erhard	1745
Cramer, Heinrich ..	1745
Crügot, Martin ...	1725
Dusch, Joh. Jakob .	1725
Eck, Joh. Georg ...	1745
Fischer, Karl Gottl.	1745
Frank, Joh. Peter .	1745
Fritze, Joh. Friedrich	1735
Gebhardi, Ludw. Albr.	1735
Gellert, Chr. Fürchteg.	1715
Göttling, J. Fr. Aug.	1755
Hartmann, J. Melch.	1765

Namen.	Geburtsjahre.
Heinecke, Samuel ..	1735
Hirzel, Hans Kaspar	1725
Hummel, Bernh. Fr.	1725
Hutten, Joh. Georg	1755
Kapf, S. Jak. v...	1735
Kleist, Chr. Ewald v.	1715
Köppen, Joh. H. Just.	1755
Kreitmair, Alois ...	1705
Krüger, Joh. Gottl.	1715
Martens, Joh. Adam	1755
Michaelis, Aug. Ben.	1725
Miller, Joh. Peter zu Ulm	1705
Miller, Joh. Peter zu Göttingen	1725
Müller, Gg. Friedr.	1705
Musäus, J. Karl Aug.	1735
Naumann, J. Amad.	1745
Ouvrier, Ludw. Benj.	1735
Pelzel, Joh. Matth.	1735
Pütter, Joh. Steph.	1725
Pyra, Jak. Imanuel	1715
Ramler, Karl Wilh.	1725
Reccard, Gotth. Chr.	1735
Resewitz, Fr. Gabr.	1725
Reuß, Christ. Friedr.	1745
Richter, Chr. Gottlob	1745
Riegger, Paul Jos. v.	1705
Rösel von Rosenhof, August	1705
Scheller, Imman. J. G.	1735
Schlözer, Aug. Lud. v.	1735
Schmid, Karl Ferd.	1755
Schmidlin, Joh. Jos.	1725
Schmidt, Achat. L. K.	1725
Schmidt, Joh. Lorenz	1725
Schönaich, Christoph Otto, Freih. v.	1725
Schröter, Samuel .	1735
Semler, Joh. Salomo	1725
Stetten, Paul v., d. ä.	1705
Stockhausen, J. Chph.	1725
Toze, Eobald	1715
Ursinus, Joh. Friedr.	1735
Walch, J. Ernst Im.	1745
Withof, J. Phil. Lor.	1725
Ziegler, Ch. Jak. Aug.	1735
	66.

Nro. 6.

Ackermann, Joh. Fr.	1726
Albrechtsberger, Geo.	1736
Baumgarten, S. Jak.	1706
Bernstorf, Hartwig Ernst, Graf von	1726
Bergmann, Joseph .	1736
Besecke, J. Melch. G.	1746
Borowsky, Gg. Heinr.	1746
Büttner, Chr. Wilh.	1716
Cuhn, Ernst Wilhelm	1756
Cramer, Joh. Ulrich Freiherr von ..	1706
Dillinger, Gg. Adam	1746
Döderlein, J. Chph.	1746

Namen.	Geburtsjahre.	Namen.	Geburtsjahre.
Einsidel, Detlev Karl Graf von	1736	Pfeffel, Konrad	1736
Eisenberg, Fr. Phil.	1756	Plouquet, Gottfried	1716
Elsäßer, Karl Friedr.	1746	Reiske, Joh. Jakob	1716
Enkholt	1746	Remer, Julius	1736
Ernesti, Joh. Christ.	1756	Richter, Joh. Wilh.	1736
Firmian, Karl Jos. Graf von	1746	Richarz, Gg. Herm.	1756
Gadebusch, Th. H. .	1736	Salat, Jakob	1766
Gebler, Tobias Phil.	1726	Schläger, Karl Jul.	1706
Geißler, Joh. Gottfr.	1726	Schmid, Chr. Heinr.	1746
Gemmingen, Eberh. Freiherr von...	1726	» Konr. Arn.	1716
Gotter, Friedr. Wilh.	1746	» Joh. Chph.	1756
Großmann, G. Fr. W.	1746	(Prälat zu Ulm)	1756
Häberlin, Karl Fr.	1756	Schmid, Ernst Aug.	1746
Hamberger, Gg. Chph.	1726	Schmidt, Mich. Ign.	1736
Isenflamm, Jak. Fr.	1726	» Joh. Ludw.	1726
Kämpf, Johann	1726	Schneider, Eulogius	1756
Kiesling, Joh. Rud.	1706	Schwarzkopf, Joa. v.	1766
Lang, Karl	1766	Siebold, Joh. Kasp.	1736
Leß, Gottfried	1736	Sprengel, Matthias	1746
Lobstein, Joh. Friedr.	1736	Stoer, Georg Christ.	1746
Meyer, Andreas . .	1716	Streithorst, J. Wern.	1746
Medicus, Fr. Kasimir	1736	Strobel, Joh. Theod.	1736
Mezler, Franz Xav.	1756	Tabinger, Joh. Wilh.	1726
Michaelis, Benjamin	1746	Tode, Joh. Klemens	1736
Morus, Sam. Friedr.	1736	Trenk, Friedr., Freiherr von der ..	1726
Murray, Joh. Phil.	1726	Wagenseil, Chr. Jak.	1756
Münchshausen, Otto v.	1716	Walch, Chr. W. Franz	1726
Niethammer, Fr. Im.	1766	Weiße, Christ. Felix	1726
Oefele, Andr. Fel. v.	1706	Wernher, Mich. Gottf.	1716
		Wichmann, Gottfr. J.	1736
		Willamow, J. Gottl.	1736

Namen.	Geburtsjahre.
Wilmsen, Fr. Ernst	1736
Wyttenbach, Daniel	1706
Zachariä, Fr. Wilh.	1726
	74.

Nro. 7.

Namen.	Geburtsjahre.
August, Prinz v. Gotha	1747
Batz, August Friedr.	1757
Becker, Karl Friedr.	1777
Bodenschatz, J. C. Gg.	1717
Burgsdorf, Fr. Aug.	1747
Burmann, Gottl. W.	1737
Cotta, Joh. Friedr.	1707
Cranz, Aug. Friedr.	1737
Dohme, Georg Chph.	1737
Ebert, Johann Jakob	1737
Eckhel, Joseph	1737
Ernesti, Joh. August	1707
Euler, Leonhard ...	1707
Ewald, Friedrich ...	1727
Fäsi, Konrad	1727
Fiedler, Joh. Ambr.	1737
Gatterer, Joh. Chph.	1727
Glaser, Joh. Friedr.	1707
Götze, Joh. Melchior	1717
Helfeld, Joh. August	1717
Heilmann, Joh. Dav.	1727
Heinzmann, Joh. Gg.	1757
Herz, Markus	1747
Huber, Joachim	1727
Jünger, Joh. Friedr.	1757
Kant, Immanuel ..	1727
Kolhaas, Joh. Jakob	1747
Lowitz, Tobias	1747
Lüdeke, Chph. Wilh.	1737
Meiners, Christoph.	1747
Meinhard, Joh. Nik.	1727
Michaelis, Joh. Dav.	1717
Müller, Friedr. Aug.	1767
Moritz, Karl Philipp	1757
Mursinna, Samuel.	1717
Oelrichs, Gerhard ..	1727
Oertel, Georg Chph.	1717
Patzke, Joh. Samuel	1727
Pfenninger, J. Konr.	1747
Plitt, Joh. Jakob ..	1727
Puffendorf, Fr. Esaias	1727
Ratschky, Joh. Franz	1757
Roos, Magn. Friedr.	1727
Raspe, Rudolph Erich	1737
Richter, Friedr. Wilh.	1727
Rost, Joh. Christoph	1717
Sattler, Joh. Paul	1747
Schierschmid, J. Just.	1707
Schmid, Nik. Ehrenr.	1717
Schubert, Joh. Ernst	1717
Schulz, J. Chph. Fr.	1747
Schwarz, Gottfried	1707
Seibold, Dav. Chph.	1747
Seifert, Joh. Friedr.	1727
Springer, J. Chph. L.	1727
Struensee, Joh. Fr. v.	1737
Sturz, Helfrich Pet.	1737
Süßmilch, Joh. Pet.	1707

Namen.	Geburtsjahre.
Tempelhof, Gg. Fr. v.	1737
Unzer, Joh. August	1727
Unzer, Joh. Christoph	1747
Westphal, Ernst Chph.	1737
Will, Georg Andreas	1727
Winkelmann, J. Joach.	1717
Zernitz, Christ. Friedr.	1717
Ziehen, Konrad	1727
Zückert, Joh. Friedr.	1737
Zwierlein, Christ. Jak.	1737

68.

Nro. 8.

Namen.	Geburtsjahre.
Abbt, Thomas	1738
Affsprung, Michael .	1748
Baldinger, Ernst Gtf.	1738
Baur, Samuel	1768
Benzel-Sternau, Anselm Franz von	1738
Birkenstock, Joh. M. v.	1738
Brandes, Ernst von	1758
Brawe, Joh. Wilh. v.	1738
Breyer, Joh. Friedr.	1738
Brezner, Christ. Fr.	1748
Bürger, Gottfr. Aug.	1748
Büsch, Joh. Georg .	1728
Callisen, Joh. Leonh.	1738
Charpentier, Joh. Fr. Wilh. von	1738
Claproth, Justus ...	1728
Clodius, Christ. Aug.	1738
Cotta, Chr. Friedrich	1758
Dietrichstein, J. Bapt. Karl, Fürst von	1728
Dombay, Franz Lor. v.	1758
Fabrizius, Joh. Christ.	1748
Fischer, Gottl. Nath.	1748
Gaum, Joh. Friedr.	1738
Gmelin, Friedrich ..	1748
Gräter, Friedrich ..	1768
Hagedorn, Friedr. von	1708
Haller, Albrecht von	1708
Hiller, Joh. Adam .	1728
Hölty, Ludwig Heinr.	1748
Iselin, Isaak	1728
Karsten, Dietr. L. Gust.	1768
Klotz, Christ. Adolph	1738
Kohlbrenner, Fr. Ser.	1728
Krauseneck, J. Chph.	1738
Kretschmann, Joh. Fr.	1738
Krünitz, Joh. Georg	1728
Lambert, Joh. Friedr.	1728
Mangelsdorf, Karl Ehregott	1748
Meier, Georg Friedr.	1708
Meister, Chr. Fr. Gg.	1718
Mengs, Ant. Raph.	1728
Mutschelle, Sebastian	1748
Oeder, Gg. Christ. v.	1728
Oertel, Christ. Gottfr.	1718
Osterwald, Peter v.	1718
Pahl, Joh. Gottfried	1768
Pfeiffer, Joh. Fr. v.	1718
Rabener, Gottl. Wilh.	1728

Namen.	Geburtsjahre.
Raff, Georg Christ.	1748
Rambacher, Fr. Eberh.	1708
Rathlof, Ernst Ludw.	1768
Salis, Karl Ulysses v.	1728
Schäfer, Jak. Christ.	1718
Scheibe, Joh. Adolph	1708
Schlegel, Joh. Elias	1718
Schmidel, Casim. Chr.	1718
Schreber, Dan. Gottf.	1708
Schultheß, Joh. Gg.	1758
Schulze, Johanna Katharina	1748
Schwager, Joh. Mor.	1738
Selle, Christ. Gottl.	1748
Sonnenberg, Franz Ant. Jos. Ign. v.	1778
Stahl, Joh. Friedrich	1718
Stäudlin, Gotth. Fr.	1758
Stattler, Benedikt .	1728
Steinbart, Gotthilf S.	1738
Sucro, Chph. Joseph	1718
Tiedemann, Dietrich	1748
Tralles, Balth. Ludw.	1708
Tröltsch, Joh. Fr. v.	1728
Urlsperger, Joh. Aug.	1728
Welser, Hans Karl v.	1758
Zimmermann, J. G. v.	1728

72.

Nro. 9.

Namen.	Geburtsjahre.
Achenwall, Gottfried	1719
Beischlag, Eberh. Dan.	1759
Böck, August Friedr.	1739
Bretschneider, Heinr. Gottfried von..	1739
Casparson, J. W. Gust.	1729
Denis, Michael	1729
Dieze, Joh. Andreas	1729
Eberhard, Joh. Aug.	1739
Erath, Ant. Abrah. v.	1709
Fischer, Joh. Nepom.	1749
Flatt, Joh. Friedrich	1739
Forster, Joh. Reinh.	1729
Fülleborn, Gg. Chph.	1769
Gadebusch, Fr. Konr.	1719
Gezart, Christ. Hartm.	1739
Gleim, Fr. Wilhelm	1719
Gmelin, Joh. Georg	1709
Gmelin, Chr. Gottl.	1749
Göthe, Joh. Wolfg.	1749
Grillo, Friedrich ...	1739
Hagen, Thomas Phil.	1729
Hahn, Phil. Matth.	1739
Heinse, Wilhelm ...	1749
Hindenburg, Karl Fr.	1739
Hirt, Joh. Friedrich	1719
Hofacker, Karl Chph.	1749
Holzschuher, Chr. S. v.	1729
Humbolt, Alexand. v.	1769
Ifland, August Wilh.	1759
Jenichen, Gottl. Aug.	1709
Jerusalem, J. Fr. W. v.	1709
Jünger	1759
Kästner, Abrah. Gotth.	1719

Namen.	Geburtsjahre.
Krause, Joh. Chph.	1749
Lang, Jakob Paul..	1739
Langbein	1759
Lessing, Gotth. Ephr.	1729
Lichtwehr, Magn. Gtf.	1719
Löwen, Joh. Friedr.	1729
Martini, Joh. Friedr.	1729
Mayer, Joh. Friedr.	1719
Mendelssohn, Moses	1729
Moldenhawer, Joh. Heinrich Daniel	1709
Moser, Wilh. Gtf. v.	1729
Nettelblatt, Daniel .	1719
Neuffer, Christ. Ludw.	1769
Oberhauser, Benedikt	1719
Osiander, Fr. Benj.	1759
Panzer, G. Wolfg. Fr.	1729
Pyl, Joh. Theodor .	1749
Riem, Johann	1739
Ritter, Joh. Daniel	1709
Rudolph, J. Phil. Jak.	1729
Sander, Chr. Lävinus	1759
Scharschmid, Samuel	1709
Scheidemantel, H. Gtf.	1739
Schmidt, Chr. Ludw.	1709
Schiller, Joh. Fr. v.	1759
Schlegel, Joh. Rud.	1729
Schlosser, Joh. Georg	1739
Schreber, J. Chr. Dan.	1739
Schubart, Ch. Fr. Dan.	1739
Schulze, Ernst.....	1789
Schütze, Ernst Gottfr.	1719
Siebenkees, J. Phil.	1739
Streckfuß	1789
Thieme, Mart. Heinr.	1749
Titius, Joh. Daniel	1729
Van der Velde	1779
Weckherlin, Wilh. Lud.	1739
Zachariä, Gth. Traug.	1729

71.

Nro. 0.

Namen.	Geburtsjahre.
am Ende, Chr. Karl	1730
Ballhorn, Georg Fr.	1770
Beck, Joh. Georg ..	1750
Bode, J. Joach. Chph.	1730
Beireis, Gottfr. Chph.	1730
Bertram, Jak. Chph.	1730
Bibra, Sigm., Frh. v.	1750
Bitaubé, Paul Jerome	1730
Borkhausen, Mor. B.	1760
Bradenkamp, Herm.	1760
Brühl, Graf von ..	1760
Carpzov, Benedikt .	1720
Carus, Friedr. Aug.	1770
Dalberg, Wolfgang .	1750
Delius, Heinr. Friedr.	1720
Dunkel, J. Gottl. W.	1720
Esper, Joh. Friedr.	1760
Fetzer, Joh. Jakob .	1760
Gerbert, Martin...	1720
Geßner, Salomo...	1730
Girtanner, Christoph	1760
Gmelin, Christian..	1750

Namen.	Geburts-jahre.	Namen.	Geburts-jahre.
Gradmann, Joh. Jak.	1750	Riederer, Joh. Barth.	1720
Hamann, Joh. Georg	1730	Riesbeck, Caspar ...	1750
Hahn, Joh. Friedrich	1710	Römer, Karl Heinr. v.	1760
Hausen, Karl Renat.	1740	Sangerhausen, Ch. Fr.	1740
Häberlein, Frz. Dom.	1720	Scharschmidt, August	1720
Horix, Joh. Bapt. v.	1730	Schmidt, Jak. Friedr.	1730
Jacobi, Joh. Georg	1740	Schmidt, (Phiseldeck) Christoph von ..	1740
Justi, J. Heinr. Gottl.	1720	Schott, Chph. Friedr.	1720
Koppe, Joh. Benjam.	1750	Steck, Joh. Christoph Wilhelm von ..	1730
Lang, Georg Heinr.	1740	Sterzinger, Don Ferd.	1740
Marpurg, Fr. Wilh.	1720	Stumpf, Joh. Georg	1750
Miller, Joh. Martin	1750	Sturm, Chph. Christ.	1740
Möser, Justus	1720	Sulzer, Joh. Georg	1720
Neller, Gg. Christoph	1710	Tresenreuter, Jos. Ulr.	1710
Oetter, Sam. Wilh.	1720	Uz, Joh. Peter	1720
Palm, Georg Friedr.	1760	Veesenmeier, Georg	1760
Pfeiffer, Joh. Jakob	1740	Voigt, Gottfr. Christ.	1740
Plessing, Joh. Friedr.	1720	Zollikofer, Joh. Gg.	1730
Pratje, Joh. Heinrich	1710		61.
Püttmann, Lud. Ernst	1730		
Rabe, Joh. Peter ..	1710		

XVII.

Aus dem literarischen Anekdoten-Kasten.

1.

Luther konnte kein Buch liegen sehen, ohne es in die Hand zu nehmen. «Ihr verrathet Euch, Ehrwürden, denn das thut kein Ritter», sagte deßhalb ein ihn, den verkappten Junker Georg begleitender Reitknecht; aber dieser war doch auch nicht ganz gut unterrichtet, denn Eitelwolf von Stein, Ulrich von Hutten und einige andere würden es sich schwerlich haben verbieten lassen, nach dem Inhalt eines Buchs zu fragen, das sie zufällig vor ihren Augen gesehen hätten.

2.

Als man den Grafen von Firmian, ehemaligen Gouverneur der Lombardei, fragte: warum man die Schriften des Prinzen Eugen, aller Erinnerungen ungeachtet, nicht nach Wien kommen lasse, gab er zur Antwort: «Mir scheint, sie enthalten zu viel Wahrheit.»

3.

Court de Guebelin, der Stifter des Pariser Museums, sagte einmal: «Die Republik der Gelehrten ist kein Kampfplatz, und unsere Federn sind keine Streitkolben. Laßt uns einander lieber ehren, wechselseitig aufklären, und statt daß einer den andern zertrümmert, lieber gesellschaftlich das Gebäude der Wahrheit zum allgemeinen Besten der Menschheit aufführen.» (Hätten das eine Menge in der Gelehrtengeschichte ausgezeichnete Männer bedacht; wie viele hundert unnütze Streitschriften wären nicht gedruckt worden!)

4.

Als einst die Rede ging, daß der berühmte Raynal nächstens zu Berlin eintreffen werde, erfuhr es auch der damals noch lebende ** mit der Bemerkung: «Dieser Franzose sey ein so gewaltiger Schwätzer, daß man gar nicht vor ihm zu Wort kommen könne.» — «O» — versetzte N* — «da seyen Sie ruhig! Wenn er ein einzigmal ausspuckt, so ist er verloren.»

5.

Als Erasmus Alber, welcher als Hofprediger in der Mark berufen ward, den Dr. Luther

um seinen Rath ersuchte, wie er vor dem Fürsten predigen solle? gab ihm dieser die Lehre: «so einfach, als möglich» und nicht sowohl mit dem Fürsten, als vielmehr mit dem Volke. Dann fuhr er also fort: «Wenn ich in einer Predigt Melanchthon und andere Doktores ansehen wollte, so würde ich nichts Gutes machen, darum predige aufs einfältigste, und es gefällt Allen. Kann ich dann griechisch, lateinisch und ebräisch, so spar ich das, bis wir Gelehrte zusammen kommen. Da machen wirs dann so kraus, daß sich unser Herr Gott darüber verwundert.»

6.

Als der verstorbene Dichter Bürger Professor zu Göttingen geworden war, besuchte derselbe unter andern auch den berühmten Juristen Georg Ludwig Böhmer, der ihn fragte: «Nicht wahr, Sie haben auch ein Calendarium Musarum edirt? Meine Tochter sagte mir, es sey recht niedlich, denn ich selbst lese dergleichen nicht.» — Ein andermal hörte Böhmer in einer Gesellschaft aus Bürgers Gedichten vorlesen, wobei der Dichter selbst zugegen war und sagte zu diesem: «Ich muß gestehen, Sie haben einen ganz ungemeinen Habitum in dergleichen Allotriis.» (Als ob man

den Kardinal von Este höre: «Messer Lodovico, donde avete pigliato tante coglionerie? (Meister Ludwig, woher habt Ihr doch all diese Tollheiten genommen?)

Daß einmal ein anderer göttingischer berühmter Professor (Pütter) gesagt haben soll: «Ein gewisser Wielandius habe einen Traktat «de Oberone» geschrieben», ist wahrscheinlich der vorhin erzählten Anekdote nur nachgebildet worden. Denn wenn auch Pütter den Oberon schwerlich gelesen hat, so wußte er doch gewiß, daß er ein Heldengedicht des allgemein berühmten Hofrath Wieland zu Weimar gewesen sey und kein «Tractatus de Oberone von einem gewissen Wielandio», aber dem alten würdigen Böhmer sahen die «Allotria» und das «Calendarium Musarum» ganz ähnlich.

7.

In einer alten Dogmatik findet sich die Stelle: «Die heilige Schrift ist ein Stab, auf welchem gestützt der Mensch das Land der Wahrheit erreicht, dessen sich aber die Theologen nun als eines Steckens bedient haben, womit sie einander durchprügelten.»

8.

Der Mechaniker Ramsden war ein geschickter Arbeiter, aber ein höchst fauler Patron. Von ihm pflegte der witzige Professor Lichtenberg zu Göttingen zu sagen: »Es seyen die Posaunen, womit einst zum jüngsten Tag werde geblasen werden, bei ihm bestellt, und man hoffe, daß, wenn ihm der liebe Gott Leben und Gesundheit schenke, sie noch zu rechter Zeit fertig werden dürften.»

9.

Der selige Bibliothekar Dr. Biester zu Berlin war früher Conrektor zu Bützow und feierte im Sommer 1775 Klopstocks Geburtstag auf dem Lande. Unter andern Feierlichkeiten mußten einige Mädchen um einen Altar tanzen, und auf denselben Blumen streuen. Dieß wurde bekannt. Man warf den Verdacht des Heidenthums auf ihn und nahm ihm sein Amt *).

*) So erzählt die Sache Voß in seinen «hinterlassenen Briefen» I. 291. Das Conversations-Lexikon I. 756. sagt indessen nur: «er habe sein Amt niedergelegt.» Vielleicht hatte man dem Ehrenmanne das Leben sauer gemacht, um ihn zu diesem Schritte zu drängen.

10.

Der berühmte Kriminalist, Benedikt Carpzov, hat über nicht weniger als zwei und zwanzig tausend Verbrecher Todesurtheile gefällt, und so mögen wohl wenige Tage seines Lebens ohne ein von ihm verfaßtes Todesurtheil vergangen seyn! (Wo der Mann nur die erforderliche Zeit mag hergenommen haben, jene gewiß nicht selten voluminöse Untersuchungs-Akten zu lesen, sie durchzudenken und dann die Concepte zu den Endurtheilen niederzuschreiben?)

11.

Ein jetzt verstorbener protestantischer Geistlicher von der Buchstäbler Klasse ließ sich von einem wohlhabenden Kaufmanne seine Gemäldesammlung zeigen, in welcher sich unter anderm auch Albrecht Dürers Adam und Eva, eins seiner berühmtesten Gemälde, befand. Als der Geistliche es eine Weile besehen hatte und der Eigenthümer der kleinen Gallerie erwartete, daß derselbe nur Ausdrücke des Entzückens hören lassen werde, sagte dieser nichts weiter, als: «Es wäre auch besser, wenn der gekreuzigte Heiland hier hinge, als diese nackenden Schandbilder.»

12.

Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts kamen wegen der übermäßigen Verbreitung des römischen Rechts in den Gerichten die Advokaten immer mehr in Aufnahme, die aus Habsucht und Geldgierde die Processe verlängerten und vervielfältigten. Darum hielt Peter von Blois der Rechtsgelehrsamkeit eine eben nicht sehr glänzende Lobrede, aus welcher wir nur Folgendes bemerken wollen: « Es ist eine unkeusche Wissenschaft, die sich gleich einer Metze Preis gibt und dem Meistbietenden überläßt. Ihre Lehrer sind blos weise, um Schaden zu thun, denn Gutes stiften, ist ihnen gänzlich unbekannt. Ihre Worte sind süß, allein es sind Blätter ohne Früchte, tönende Schellen oder Sirenenstimmen, die ins Verderben locken. — Die Lehrer und Schüler des römischen Rechts sind es, welche der Apostel verdammt, indem er sagt: Seyd nicht zweizüngig und jagt keinem schändlichen Gewinne nach, denn die Anwälte berücken um ihrer schnöden Vortheile willen meistens die Partheien und bringen dadurch ihre Seele in das ewige Verderben » u. s. w.

13.

Johann Peter Speth, geboren zu Wien von katholischen Eltern und in gleicher Religion zu

Augsburg erzogen, gab sich bei dem berühmten Literator Spitzelius, der ihn sehr freundlich behandelte und wieder an andere Gelehrte empfahl, als Proselyten an. Er wurde aber bald wieder katholisch, trat nach und nach zu den Socinianern, Mennonisten u. s. w., wurde endlich gar Jude und ließ sich im Jahr 1697 zu Amsterdam beschneiden. Es kam ihm aber theuer zu stehen, denn ein ungeschickter Schreiner verrichtete die Operation und machte dem neuen Convertiten große Schmerzen. Er war auch dem Spinozismus zugethan und wäre wohl auch ein Muselmann geworden, wenn es ihm nicht an schicklicher Gelegenheit dazu gefehlt hätte.

14.

Die Fragen: Was war ich? — Was bin ich? — Was werde ich künftig seyn? haben die Gelehrten zu aller Zeit sehr interessirt; die Beantwortungen derselben fielen manchmal sehr sonderbar aus. So z. B. meinte Empedokles, der Grieche: er sey einst ein Strauch gewesen, ehe er nach und nach Fisch, Vogel, Mädchen und endlich Knabe geworden sey.

15.

Der Engländer Foote wurde einst von Jemand seines lahmen Fußes wegen verspottet. Die-

sem versetzte er: «Greifen Sie mich nicht an meiner schwächsten Seite an! ich habe auch Sie nie an Ihrem Kopfe angegriffen.»

16.

Daß die Schriftsteller an ihren eigenen Geistesprodukten mit vorzüglicher Liebe hängen, ist begreiflich, aber nicht, daß sie nicht selten das wenig bedeutendere dem offenbar weit bessern vorziehen. So z. B. glaubte Boccaz nicht durch seinen «Decameron», den er als «frivol und unbedeutend» sogar unterdrücken wollte, sondern durch seine weit schlechtere, im Dunkel ruhende lateinische Schriften noch bei der Nachwelt zu leben. Er schämte sich des «Decameron» so sehr, daß — obgleich derselbe bereits zu Venedig sechs Auflagen erlebt hatte, er doch noch immer die Existenz des Werks vor seinem Freund Petrarca geheim hielt, vor dem er sonst kein Geheimniß hatte.

Und so hoffte auch Petrarca nicht durch seine unsterblichen Chansonette ꝛc. fortzuleben, sondern durch ein höchst langweiliges Heldengedicht, Afrika betitelt, worauf er seinen höchsten Dichterruhm gründete, da doch dieses nur in den Bibliotheken modert, indessen die «Lieder an Laura» ewig bleiben werden.

17.

Johann Bayr, Rektor zu Eperies in Ungarn, hatte eine so ermüdende Weitläufigkeit in seinem Vortrage, daß er volle drei Jahre mit Erörterung zubrachte: «An bruta sint rationalia?»

18.

Der Jurist Dr. Justus Jonas, Sohn des berühmten Theologen dieses Namens, disputirte sehr gern über religiöse Materien, und weil er bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ziemlich freie Grundsätze zu Tage brachte, so kam er dadurch in übeln Ruf und hatte Manches zu leiden. Einmal klagte er dem M. Funk zu Wittenberg, daß man ihn so sehr unterdrücke, und dieser gab ihm die lakonische Antwort: «Disputirt nicht so viel.»

19.

Als der französische Dichter Franz Malesherbe 1628 auf das Sterbebette kam, und ihm der ihn besuchende Geistliche nicht in der angenehmsten Sprache von den Freuden des Himmels vorsagte, erwiederte er demselben: «Sagen Sie mir doch nichts mehr davon, denn Ihre abscheuliche Sprache macht mir Eckel davor.» — Wenn die

Armen ihm für die ihnen erwiesenen Wohlthaten dankten und beisetzten: sie wollten fleißig für ihn beten, antwortete er: «Das könnt ihr nur unterlassen. Ihr müßt bei dem lieben Gott nicht sonderlich in Gnaden stehen, sonst hätte er es mir wahrscheinlich auf dieser Welt nicht so übel ergehen lassen.» — Er hatte eine schwache unangenehme Aussprache, und wenn er vorlas mußte er alle Augenblicke ausspucken, daher der Ritter Marino von ihm urtheilte: «er habe nie einen feuchtern Menschen und nie einen trockenern Poeten gesehen, als diesen.» Das Versemachen soll ihm übrigens sehr sauer geworden seyn, denn man erzählte, er habe über ein einziges Gedicht oft ein ganzes Rieß Papier verschmiert und nach jedem Hundert Versen immer wieder ausruhen müssen.

20.

Johann Franz Borri war ein berüchtigter Schwärmer seiner Zeit, Prophet und Alchymist. Anfänglich gab er Offenbarungen vor und wollte eine neue Religion stiften, dann trieb er Alchimie, prellte die Königin Christina von Schweden, den König von Dänemark Friedrich III., gerieth endlich zu Rom in die Hände der Inquisition, floh nach Wien, wurde aber von da wieder nach Rom

geliefert und starb daselbst in der Engelsburg, wo später auch Cagliostro geendet hat.

21.

Lang, eh es geschah, wünschte man zu Rom, der König von Frankreich Heinrich IV. möchte katholisch werden und über seine Feinde siegen. Daher schrieb ihm sein Gesandter daselbst: «Se. Heiligkeit (Sixtus V.) ist von den Ligisten täglich weniger erbaut. Auch wissen sie ihn nicht zu behandeln, denn sie verlangen immer nur Geld, welches in Rom für die größte aller Ketzereien gilt.» *)

22.

Bellarmin sagte von sich selbst: «Er wüßte sich nicht zu erinnern, daß er jemals in seinem Leben eine Unwahrheit gesagt hätte», aber Jäger in seiner Historia Saec. XVII. setzte diesem Bekenntnisse bei: «sed hoc erat summum mendacium.» («Und gerade das war eine sehr große Lüge.»)

23.

Professor Köhler, der bekannte gelehrte Münzkenner, erhielt einen Ruf nach Göttingen und zeigte es dem Curator der Universität Altdorf zu

*) v. Raumer Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. u. 17. Jahrh. 2 Thle. Lpz. 1831.

Nürnberg an. «Herr Professor» — fragte der Curator — «wenn ich hier eine Scheibe hinausstoße, was thu ich dann?» — «Ich verstehe», versetzte Köhler, «Sie lassen einen Glaser kommen und eine neue einsetzen; aber nehmen Sie sich in Acht! der Glaser könnte ein Schelm seyn und ihnen einen Spickel einsetzen.» — Köhler hatte Recht, denn seit seinem Abgange hat Altdorf im Fach der Münzkunde lauter Spickel gehabt.

24.

Vom Klavierauszuge der ehemals so beliebten Oper: die Jagd von Weiße und Hiller wurden sechstausend Abdrücke verkauft. Der Komponist erhielt als Honorar für denselben fünfzig Thaler und der Dichter—gar nichts für seine Arbeit.

25.

Wilhelm Budäus studirte täglich vierzehn Stunden und bedauerte laut, daß er an seinem Hochzeittage nur zehn Stunden dazu habe verwenden können. — Salmasius besaß einen so eisernen Fleiß, daß er sich oft zwei Nächte hinter einander in die Heidelberger Bibliothek einsperren ließ; nur in der folgenden dritten schlief er wieder.

III.

Zugabe.

XVIII.

Probe aus der Lebens- und Bildungsgeschichte des kön. bayr. quiesc. Regierungsrathes C. J. Wagenseil zu Augsburg.

Fortsetzung.

Die akademischen Ferien begannen erst nach der Mitte des Monats September und also kam W* etwas zu früh an den Ort seiner gegenwärtigen Bestimmung. Indessen richtete er sich während derselben ein, lernte, so viel als es seyn konnte, den Ton der Universität kennen, besuchte die öffentliche Bibliothek, las in den Frühstunden ein Pensum in einem römischen Klassiker, und nahm sich vor, dasselbe in seiner ganzen akademischen Zeit fortzusetzen, das auch mit wenigen Ausnahmen geschah. Schon auf dem Gymnasium hatte er sich mit Pütters und Schotts juristischen Encyclopädieen rc. bekannt gemacht, auch las er

sehr gerne «Matthäi Betrachtungen über das Studium der Rechtsgelehrsamkeit» (Breslau 1771) aber bald hätten diese Schriften ihn muthlos gemacht. Legte er sich mit dem, was sie schon von dem Studenten erwarteten, und was Er selbst zu leisten sich fähig glaubte, auf die Waage, so fand er sich um Vieles zu leicht, und es erfüllte ihn mit solcher Bangigkeit, daß er beinahe an Kraft und Gaben verzweifeln wollte. Glücklicherweise erschien ihm zeitig ein Freund, der in ein richtigeres Geleise einlenkte. Es war Johann Martin Abele, Sohn des Cantors zu Ulm, der bereits drei Jahre zu Tübingen studirt und sich schöne Kenntnisse gesammelt hatte. Er kam nach Göttingen, nicht blos um auch die dortigen berühmten Rechtslehrer zu hören, sondern mehr um der großen Bibliothek willen, weil er selbst sich zum akademischen Lehrer zu bilden im Auge hatte. Eigentliches Genie (im guten Sinne des Worts gesprochen) war er nicht, aber ein sehr fassender Kopf, der, was er angriff, gründlich lernte, und ein fleißiger Sammler dessen, was er einst bearbeiten wollte, besonders im Fach des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte, der seiner Zeit — wenn auch keine Spittlersche, doch gewiß eine sehr lehrreiche Kirchengeschichte für Juristen vom Katheder

vorgetragen haben würde. Für schöne Künste und Wissenschaften war er nicht sehr eingenommen, und hielt sie mehr für bloßen Zeitvertreib, als für Sache höhern Gehalts, daher hatte er auch von Schriften dieser Art, außer einigem von Lessing und Wieland, wenig gelesen und für die Bildung des Geschmacks nichts gethan. Dieß war der einzige Punkt, in welchem die beiden neuen Freunde sich durchaus nicht vereinigen konnten. A* wiederholte gewöhnlich am Abend mit W* die Institutionen, die dieser im ersten halben Jahr bei Meister hörte, und nützte diesem offenbar mehr, als dieser ihm, wenn er Miene machte, demselben von seinen neuesten Produkten vorzulesen, worunter sogar der Anfang eines Trauerspiels war, von welchem der junge Dichter hätte voraussehen können, wenn nicht die Eitelkeit im Spiel gewesen wäre, daß es unmöglich gerathen könne und die damit zugebrachte Zeit hätte für verschwendet angesehen werden müssen. Sonst standen sie nicht nur während der akademischen Jahre immer sehr gut zusammen, sondern auch in der Folge als Beamte der zwei benachbarten Reichsstädte Kempten und Kaufbeuren. Erst dann, als Abele 1803 als zweiter Direktor der staatsrechtlichen Section der bayerschen Landesdirektion nach

Ulm, und Wagenseil als Stadtkommissair und Policeidirektor nach Kempten versetzt wurden, litt ihr früheres freundschaftliches Verhältniß durch fremde Einmischung, und W* ertrug die Nachricht von des alten Freundes Tod, der im Jahr 1805 erfolgte, ruhiger, als wohl sonst der Fall gewesen wäre.

Außer den Institutionen des römischen Rechts hörte W* bei dem Hofrath von Selchow die «Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte,» ein sehr nützliches und ihn ungemein ansprechendes Kollegium, «Logik und Metaphysik» bei Feder, nach hergebrachtem Brauch, obgleich der Professor im Allgemeinen gerathen hatte, daß dieses Kollegium nicht mit Anfang der akademischen Zeit, sondern erst am Schluß derselben gehört werden möchte. Feders zusammenhängender Vortrag war für Anfänger etwas schwer zu fassen, und es mögen aus seinen Vorlesungen wohl nur wenige Philosophen ausgegangen seyn. Der ältere Prof. Murray kündigte ein Publikum über Statistik an, aber nach wenigen Wochen schon endete es sich mit dessen Tod und das bogenweise erschienene Lehrbuch hörte ebenfalls auf. Da die Vormittagsstunde von 11—12 Uhr unbesetzt war, so nützte W* das gefällige Anerbieten des Theologen Dr. J. P.

Miller, sein Publikum über einige in der Passionsgeschichte vorkommende Charaktere zu hören, das ihn nicht gereuen durfte, denn es diente ihm ungemein zu Berichtigung seiner religiösen Ideen, und es ging ihm manches Licht auf, das ihm in der Folge sehr zu statten kam.

Miller, an welchen W* durch den Rektor zu Ulm, dessen Onkel, empfohlen wurde, war einer der respektabelsten Männer jener Zeit, ausgezeichnet nicht nur durch gründliche Gelehrsamkeit und einen immer nach Gemeinnützigkeit strebenden Sinn, sondern auch durch trefflichen moralischen Charakter. Schon sein Aeußerliches erweckte Ehrfurcht, die ihm weder bei den angesehensten Professoren, noch bei den Studenten aller Fakultäten mangelte. W* hatte die Erlaubniß, an jedem Abend, an welchem es seine Arbeiten erlaubten, zu ihm zu kommen, und nie verließ er denselben, ohne etwas Neues und Nützliches gelernt zu haben. Der Ehrwürdige erbot sich sogar von freien Stücken, ihm Unterricht im Griechischen zu geben, ohne daß es ihn einen Heller kosten sollte, wenn W* sich entschliessen könnte, zum Studium der Theologie überzugehen, wofür er ihn empfänglicher hielt, das aber gewisser vaterstädtischer Verhältnisse wegen nicht gut anging. Miller war es auch, der W* zu-

erst mit Robertsons Geschichte der Regierung Kaisers Karl V. bekannt machte, die der letztere mit Heißhunger verschlang, denn es war ein Buch, dergleichen ihm noch Keines vorgekommen war, und von jetzt an durfte er seine Liebe zum Studium der Geschichte überhaupt eigentlich rechnen. Von dieser Zeit an legte er sich auf die Sammlung historischer Collektaneen, die er mit jedem Jahr vermehrte. Auch den Hang zur Schriftstellerei erweckte Miller noch stärker, als er bereits schon vorhanden war, und rieth, sich zu einer «Lebensgeschichte Ernst des Frommen, Herzogs von Gotha» vorzubereiten, die ihm ungemein am Herzen lag. Nur über Einen Punkt konnten sie nicht zusammen stimmen, vielmehr hätte dieser sie beinahe von einander für immer getrennt. — Bekanntlich war W* der entschiedenste Verehrer des eben damals das größte Aufsehen machenden Göthe. «Götz von Berlichingen» machte ihm das innigste Vergnügen, die «Leiden des jungen Werthers» wußte er — ohne mindeste Uebertreibung gesagt *) — wörtlich auswendig. Der

*) Sein Gedächtniß war ganz ungemein stark und treu, so, daß er selbst in männlichen Jahren noch versicherte, er wollte es auf sich nehmen, ohne sich eines Buchs zu bedienen, Jemanden einen gan-

über die Jahre der feurigen Jugend längst weggeschrittene Doktor der Theologie sah natürlich dieses letzte Produkt nur aus dem Gesichtspunkt der Moral an und meinte, es könnte seinem jungen Freunde, von dem er sich seiner Zeit immer etwas versprach, schaden, wohl gar unter Umständen ihn zu einer ähnlichen tragischen Katastrophe führen; der Jüngling hingegen glaubte, über ein solches Buch sollte ein dem höhern Alter bereits näher gekommener Mann, und der gewiß in seinem Leben, wie Werther nie empfunden habe, gar nicht urtheilen. Sehr wehe that es ihm, wenn er seinen Lieblingsautor mit Namen wie «Deutschverderber» und dergleichen benennen hörte, die ihm durchs Herz gingen. Was ihn aber noch tiefer schmerzte, war, daß er erfuhr, der von ihm so

zen Tag lang aus den Werken der berühmtesten Dichter seiner Zeit zu unterhalten, und wenn die Klavierauszüge von Hillers "Lottchen am Hofe" — "Liebe auf dem Land" und der "Jagd" verloren gingen, so getraue er sich, sie wieder herzustellen. Noch in seinen Greisenjahren sang er diese und die Bendaischen Opern, besonders da die Augen schwächer wurden, am Flügel, ohne eine Note vor sich zu haben, und recitirte ältere Gedichte zu Duzenden Nur bei Zahlen und Namen spürte er, daß sein Gedächtniß abnehme, das ihm nicht wenig wehe that.

hochverehrte Miller habe sich gegen einen Dritten verlauten lassen: «wenn W* nicht bald umkehre, gebe er ihn sittlich und wissenschaftlich verloren.» Eine geraume Zeit vermied er, Jenen zu besuchen; nur erst, als der ärgste Sturm vorüber war, und W* sich selbst das Wort gegeben — auch gehalten — hatte, in des Doktors Gegenwart nie den Namen «Göthe» mehr zu nennen, geschah es wieder. Die Passionsgeschichte — so wie später die Erziehungskunst — wurden indessen zu frequentiren nie unterlassen.

Ehe noch die Kollegien des ersten Semesters begannen, wurde der berühmte Dichter Bürger, damals Justizamtmann zu Wöllmershausen, ohnfern Göttingen, besucht, der den jungen Ankömmling, welcher Briefe von Göthe, André und Miller mitbrachte, sehr gefällig aufnahm und ihn mit der Ermunterung entließ: «recht bald wieder zu kommen», indem sie — wie er sagte — «näher mit einander bekannt werden müßten.» Dieses Wiederkommen konnte aber erst im Herbst 1776 statt finden und etwas später. — Obwohl Bürger mit W* gewöhnlich nach seiner eigenen Weise sehr kordial umgieng, so wagte der Letztere doch nie, dem erstern eins seiner poetischen Produkte zu zeigen, ungeachtet er bereits einiges gemacht

hatte, das sich hätte sehen lassen dürfen, z. B. «Arm und klein ist meine Hütte» — die Romanze: «Einst liebte treu und inniglich» u. s. w.; aber er fürchtete den satyrischen Stachel, den Bürger gegen solche, die sich ihm von dieser Seite zu empfehlen dachten, nicht immer ganz verbarg. Ein ernstes Wort über seine Person sowohl, als über seine Arbeiten, durfte man ihm ohne Bedenken sagen, er nahm es nicht übel; aber Spott oder lächerlich gemacht werden, schmerzten ihn. Wer sich dieses gegen ihn schuldig machte, war ihm zuwider und konnte sein Vertrauen nie gewinnen. Weit weniger Umstände machte W*, Bürgern Kompositionen einiger seiner Gedichte, z. B. «Mein Trautel hält mich für und für» — «Ein Ritter ritt wohl in den Krieg» — «Bruder Graurock» rc. rc. vorzuspielen, deren Ton der Dichter für ganz gelungen erklärte. Von solchen Melodieen ließ er sogar «die Nuß» von Pfeffel und «die Nacht» von Philippine Gatterer, die er ohne Wissen des Verfassers durch eine dritte Hand erhielt, in den Göttinger Musenalmanach für 1779 einrücken. Vielleicht hätte Bürger auch keinen sehr großen Anstand genommen, auch einigen poetischen Versuchen dort ein Plätzchen anzuweisen; aber W* hatte indessen auf

einer Reise nach Hamburg so vieles über die sich zwischen Voß, Göcking und Bürger entsponnene Differenz wegen künftiger Redaktion des Göttinger Almanachs gehört, selbst Originalbriefe der Betheiligten gelesen, wodurch ihm Bürger verdächtig geworden ward, weßhalb er auch keinen Theil an dem Almanach zu haben verlangte. Beide wurden kälter gegen einander, doch auch nach W—s Abgang von Göttingen brachten ihm nach mehrern Jahren noch Reisende Grüße von Bürger, und erkundigten sich auf dessen Auftrag angelegentlich, wie es dem alten Freund gehe.

Zu Ulm war W* hinsichtlich seiner häuslichen Ordnung noch ein wenig dissolut und pflegte sie oft eine «lyrische Unordnung» zu nennen. Möbeln, Bücher und Kleidungsstücke lagen zuweilen etwas bunt durch einander, und Schränke waren nicht immer verschlossen; aber zu Göttingen mußte er sich an größere Aufmerksamkeit gewöhnen, denn man belehrte ihn, daß ihm sonst mancher empfindliche Nachtheil daraus erwachsen könnte, da die Aufwärterinnen nicht eine wie die andere durch gleiche Rechtlichkeit sich auszeichnete, und das ließ er sich nicht umsonst gesagt seyn. Seine Einnahme war ziemlich beschränkt, jede seiner Aus-

gaben hingegen beinahe unvermeidlich, er mußte daher jede mögliche Beschädigung, so gut es sich wollte thun lassen, zu entfernen streben und alles das Seinige in strengste Aufsicht nehmen. Alles erhielt seinen ein für allemal bestimmten Platz, und dafür bedurfte er wenige Zeit mehr, etwas Vermißtes zu suchen. Beinahe jedes Buch wußte er selbst bei Nacht ohne Licht zu finden, sogar nachdem ihre Zahl auf Tausend und darüber angewachsen war. Eine Lücke in irgend einem Repositorium wahrzunehmen, konnte ihn ärgerlich machen, daher er ungerne Bücher auslieh. Wer ihm ein Täfelchen an der Wand anderswohin hing, als wo er es zu sehen gewohnt war, machte ihm Verdruß. Jede Sorte Papier hatte ihren eigenen Umschlag, und Briefe von einigem Belang ihre Theken. Kam durch die Schuld einer dritten Person etwas abhanden, und wäre es auch eine unbedeutende Kleinigkeit gewesen, so verdroß es ihn oft noch nach langer Zeit. Für ihn selbst hatte diese Gewöhnung an strenge Ordnung einen wesentlichen Nutzen, besonders in seinem spätern Geschäftsleben. Er war immer fertig, weil er nie etwas aufschob, weil er von Akten und andern Papieren selten etwas suchen durfte, und im Stande gewesen wäre, jeden Tag sein Amt einem Nach-

folger zu übergeben. Ueber seinem Arbeitstisch hing eine Tabelle dessen, was täglich, monatlich, viertel- oder halbjährig, auch mit Ende eines jeden Etats-jahrs zu bearbeiten war, daher er nie um etwas gemahnt werden durfte. Diese strenge, fast bis auf Kleinigkeiten sich erstreckende Pünktlichkeit empfahl er später vielfältig nicht nur seinen Kindern, sondern auch andern jungen Leuten, auf die er Einfluß zu haben wußte.

Wie er sich schwer von dem abgelebtesten Schlafrock, oder irgend einem gewohnten Gegenstande trennte, so ging es ihm auch mit Menschen, deren Umgang ihm einmal Bedürfniß geworden war. Elise Heinzelmann zu Kaufbeuren *) war schon aus ihrer beider Kindheit her ihm außerordentlich werth, und ihre Freundschaft blieb ungetrübt, bis zum letzten Lebenshauche der trefflichen Frau. — Johann Arnold Günther, Senator zu Hamburg **), blieb ihm treu und ergeben, bis zu dessen Ende. Mit dem Prälaten von Schmid

*) Mutter deßjenigen Heinzelmanns, der sich als Abgeordneter zur Bayerschen Ständeversammlung einige Jahre ausgezeichnet und seinen Namen bekannt gemacht hat.

**) Seiner wird später umständlicher erwähnt werden.

zu Ulm *) feierte er zu Kaufbeuren das fünfund- zwanzigste, und zu Augsburg das fünfzigste Jahr ihres nie gestörten Freundschaftbundes im Kreise von Kindern und Enkeln, ebendasselbe in traulichen Briefen mit Charlotte von Einem aus Hannövrisch-Münden, die 1833 als Wittwe Emminghaus zu Gotha starb, und mit einer treuen Gattin lebte er unaussprechlich glücklich volle dreiundvierzig Jahre, nach deren Vollendung sie in seinen Armen ihre schöne Seele ausgehaucht hatte.

Noch eines Umstandes, der auf die Bildung des Jünglings zum Manne rc. nicht wenig Einfluß hatte, mag an dieser Stelle gedacht werden! So bald er, ohngefähr in seinem vierzehnten Lebensjahr, über ein paar Gulden Geld disponiren durfte, ward er angewiesen, am Ende eines jeden Monats seiner Großmutter über Einnahme und Ausgabe getreue Rechnung ab- und die übrig bleibende Baarschaft vorzulegen. Dieses setzte er nicht

---

*) Aehnliches würde mit dem Konsistorialrath Dr. Baier zu Ansbach und dem Pfarrer von Eberz zu Aeschach bei Lindau geschehen seyn, wenn nicht der Tod kurz vor dem Eintritt desselben sie abgerufen hätte, dahin „quo pius Aeneas, quo Tullus dives et Ancus.“

nur in den Gymnasien- und Universitätsjahren gegen sich selbst fort, sondern selbst bis in das höchste Greisenalter. So konnte er mit jedem Monatsschlusse nicht nur den Bestand seiner Hauskasse übersehen, sondern auch am Ende eines Jahrs den seines gesammten Vermögens ganz genau wissen. Und da überdieß die Rechnung in gewisse Rubriken abgetheilt war, so sah er zugleich, in welcher künftig eine Verbesserung eintreten dürfte. Darum kam er schon in seinen Jünglingsjahren nie in den Fall, eine Schuld zu machen, etwas versetzen oder verkaufen zu müssen; auch durfte er weder jetzt, noch später, da er in seinen Dienstverhältnissen, besonders in Kriegsjahren, oft mehrere Tausende zu verrechnen hatte, je eine Unordnung in einer seiner Kassen befürchten.

Diese zur Gewohnheit gewordene Ordnungsliebe führte zugleich zu einer geregelten Sparsamkeit, und hatte die Folge, daß er in dem als ungeheuer theuer verschrieenen Göttingen im ersten Jahr mit 300, im zweiten mit 350, und im dritten mit 400 Reichsgulden ganz bequem auskommen konnte, ohne sich eine nothwendige Ausgabe, ein mäßiges Vergnügen, eine kleine lehrreiche Reise &c. zu versagen. Ein Weinhaus, ein Billard und dergleichen besuchte er freilich niemals,

auch weder Bälle, noch Schlittenfahrten machte er mit, und das andere Geschlecht kostete ihn — keinen Kreuzer. Trat in seiner Kasse einmal Ebbe ein, etwa wenn die halbjährige Geldsendung nicht pünktlich eintraf, so trank er lieber am Morgen seinen Kaffee ohne Zucker und Milch, und that auf den mittägigen Verzicht, als daß er deßwegen Jemand schuldig zu bleiben sich entschlossen hätte. Endlich hatte ein alter Hausfreund, der einst auch auf Universitäten gewesen war, gerathen, mit Anfang eines jeden neuen Semesters alle unvermeidlichen und gewissen Ausgaben in eigene gesonderte Paquete zu ordnen, diese zu versiegeln und fest darauf zu halten, entweder das Bestimmte voraus zu bezahlen, oder wenigstens vor der Zeit das Siegel in keinem Fall zu erbrechen. Das ließ sich der Jüngling nicht umsonst gesagt seyn, that ein Gleiches und befand sich gut dabei. Ja, er setzte diese Methode gewissermaßen sogar noch in seinen männlichen und höhern Jahren fort, ohngeachtet er nur noch sich selbst Rechnung von seiner Haushaltung zu geben schuldig war, so daß selbst zuweilen seine Kinder die Pünktlichkeit ihres Vaters in dieser Hinsicht nicht begreifen wollten.

Es ist möglich, daß auch Andere ihn hier einiger Pedanterei verdächtig halten könnten, von der

er doch sonst in Allem so entfernt war; indessen wollten sie gleichwohl seine Handelsweise prüfen und jüngern Personen zur Nachahmung empfehlen, so dürfen sie überzeugt seyn, daß diese seiner Zeit darüber nicht mißvergnügt seyn und die guten Folgen nie ausbleiben würden.

Die freundliche Nachhülfe Abele's im juristischen Wissen würde unstreitig noch wohlthätiger gewirkt haben, wenn derselbe es hätte über sich gewinnen können, der Liebe seines Freundes zu schönen Wissenschaften wenigstens einige Nachsicht zu schenken und poetische Versuche eines Lehrlings der Rechte nicht geradezu für unzuläßig zu erklären. Die angeführten Beispiele, daß Uz, Gleim, Bürger, Göckingk ꝛc., welche auch die Rechtsgelehrsamkeit zu ihrem Brodstudium gewählt, doch sehr brave Geschäftsmänner geworden seyen; — daß selbst der von ihm allein bewunderte Wieland seiner Vaterstadt mehrere Jahre als Kanzleidirektor gedient habe, wollten alle nichts verfangen, sondern er berief sich jederzeit auf einen die Sache offenbar übertreibenden Ausdruck Pütters: »Wem ein Pack Akten nicht lieber sey, als ein Musenalmanach, der soll den Gedanken, Jurist zu werden, aufgeben.« Diese Uebertreibung be-

kehrte indessen den Anfänger nicht, und wo er nur ein geheimes halbes Stündchen erhaschen konnte, entweder ein ihm gefallendes fremdes Gedicht abzuschreiben, oder ein eigenes zu machen, so ließ er es gewiß nicht ungenützt vorbei gehen.

Daß die juristische Encyclopädie auf W* nicht den vortheilhaftesten Eindruck gemacht habe, ist bereits gesagt worden. Als er vollends im zweiten Semester Püttern über sein Buch lesen hörte, da ward es noch ärger. Das Feld, das er innerhalb drei Jahren durchwandern sollte, schien ihm unermeßlich. (Als ob mit Ende des dritten akademischen Jahrs nun schon alles abgeschlossen sey! Als ob der Student seiner Wissenschaft völliger Meister seyn, und sich nicht vielmehr als einen solchen betrachten müsse, von dem vor der Hand nur allgemeine Uebersicht dessen, was er gehört und gelernt habe, gefordert werden könne; — daß der Student noch kein Gelehrter, aber auf dem Wege sey, es zu werden, wenn nun eigenes Studium und Nachdenken, deßgleichen praktische Uebung, weiter vorwärts helfe.) Sein jetziges Wissen schien ihm nichts, als elendes Stückwerk. Er hätte gern so Vieles seyn mögen und schien sich so wenig zu seyn, darum sank sein Muth und seine Hoffnung, etwas zu werden, immer tiefer, und er gerieth in

einen wahrhaft ängstlichen Seelenzustand, der ihm sogar Thränen auspreßte. Schon wollte er bedauern, den Weg der Wissenschaften gewählt zu haben, auf welchem er — nach seinen überspannten Idealen — es kaum zum Erträglichen werde bringen können. Er stand am Rande der Schwermuth und wollte an Rettung verzweifeln. Da erschien ein zweiter Freund und reichte die rettende Hand.

Dieser Freund war der damalige würtembergische Magister und nachmals so berühmt gewordene Schriftsteller Spittler, der sich zu Benuzzung der großen Bibliothek damals zu Göttingen aufhielt, und schon in Meusels «Geschichtforscher» &c. Aufsätze hatte einrücken lassen, die die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregten. Er und mehrere Schwaben, unter denen sich auch W* befand, hatten gemeinschaftlichen Mittagstisch, nach welchem gewöhnlich ein Spaziergang um den Wall gemacht wurde, und bei Gelegenheit eines solchen klagte ihm einst der Letztere seine Noth. «Ich bin nichts» — sagte er — «auf der Welt nichts und da die Zeit vorbei ist, das Versäumte nachzuholen, so kann auch in Ewigkeit nichts aus mir werden.» — Spittler ließ ihn ausreden, lächelte ein wenig, und antwortete dann wörtlich, wie

folgt: «Es ist mir lieb, einen Jüngling über sich selber so reden zu hören, der nicht, wie so manche andere, von Eigendünkel gebläht, kaum wissen, wie sie sich überschätzen sollen. Wenn Sie also, wie Sie sagen, noch gar nichts sind, so ists gerade noch Zeit, etwas zu werden. Mit Fleiß und Beharrlichkeit läßt sich Vieles überwinden, was man nicht für möglich hielt; nur ernstlich angreifen muß man.» — «Angreifen will ich gern» — erwiederte W* — «wenn es nur auch fruchtet.» — Spittler versetzte: «Es fruchtet, o! es fruchtet gewiß! Ich bitte Sie, wie mögen Sie doch so übertreiben?» «Ich weiß nichts — auf der Welt nichts!» — «So viel ich höre, lesen Sie Ihren lateinischen Klassiker ziemlich fertig; bei Tische habe ich manchesmal historische und andere Kenntnisse an Ihnen bemerkt, und ist denn das nichts? — gar nichts? — Allerdings mag Mancher, den Sie kennen, mehr wissen, als Sie; aber haben Sie auch erwogen, was früherer Unterricht und Gelegenheit mehr für diesen, als für Sie, gethan haben? Warum wollen Sie sich immer nur an den höchsten Idealen messen, die unter Tausenden vielleicht kaum Einer erreicht? Warum fassen Sie nicht lieber den Entschluß, das Versäumte nachzuholen und auf dem gelegten Grunde fort zu bauen?

Thun Sie das, und ich verspreche Ihnen, wenn Sie nur ernstlich wollen, wird es gewiß gehen. Und wenn Sie kein Stern erster Größe werden, das eben auch so nöthig nicht ist, so werden Sie doch dann ein wackerer Geschäftsmann, ein brauchbarer Beamter, vielleicht auch nebenbei ein nützlicher Schriftsteller werden, — denn ich merke wohl, daß Sie darauf ausgehen, und das lassen Sie sich genug seyn.»

Dieser freundliche Zuspruch verfehlte seines Zwecks nicht. Besseres Vertrauen auf sich selbst stellte sich bei W* wieder ein; er griff muthvoller an, und bemerkte nach einiger Zeit, daß es vorwärts gehe. In den Institutionen (bei Böhmer) fand er sich weniger fremd, — bei Pütter in der Reichshistorie erweiterte sich sein Gesichtskreis. Die «allgemeine praktische Philosophie» bei Feder, den er überhaupt seines milden Charaktees wegen sehr verehrte und der auch ihm immer freundlich entgegen kam, versah ihn mit neuen Ansichten, und bei Professor Dietze brachte ihn der Unterricht im Englischen bald so weit, daß er, von häuslichem Fleiß unterstützt, seinen Robertson im Original, so wie den Ossian lesen konnte. Unter denen, die dieses Privatissimum mit frequentirten, war unter andern auch Tiedemann,

(bald hernach Professor in Cassel), von welchem bereits bekannt war, daß er an einem «System der stoischen Philosophie» arbeite, welches Mitschülers er sich innig freute.

Spittler, der seit der vorhin gedachten Unterredung immer mehr W — s Vertrauen gewann, bewies sich sogar nachsichtig gegen des jüngern Freundes poetische Versuche. Er durfte ihm diese ohne Scheu zeigen, und vernahm Lob oder Zurechtweisung, je nachdem sie verdienten, und wurde von jenem zuerst zu einer Herausgabe von «Hartmanns Werken» ermuntert, wozu Spittler, namentlich zur Lebensgeschichte des Dichters, die Materialien bereitwillig mittheilte. Von ihm bekam W* auch die erste Idee von dem, was man «historische Kritik» nennt, und hörte Stellenweise aus der «Geschichte des Kelchs im Abendmahl» und «des kanonischen Rechts bis auf Pseudo-Isidor» vorlesen, ehe sie gedruckt erschienen. Endlich, damit er auch im Französischen nicht ganz zurückbleiben möchte, las der Gefällige mit ihm die «Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg.»

In der ersten Hälfte des zweiten akademischen Jahrs kamen die Pandekten (bei Böhmer) an die Reihe, das «deutsche Staatsrecht» (bei Püt-

ter), «Politik» oder wie er sie nannte, «Staatswissenschaft» (bei Schlözer), ein Publikum bei Gatterer, über Tacitus «de moribus Germanorum» und endlich eine Stunde im Französischen bei dem Sprachmeister Berquin. Mit dem Letztern konnte sich sein Schüler schlechterdings nicht verstehen, denn er war das, was man eigentlich einen «französischen Windbeutel» nannte, dabei anmaßend, übermüthig, als ob man einen Riccaut de la Marliniere höre: «Vous voyez en moi» oder: «ik sbeisen al ordinair bei dem oder jenem berühmten Mann» und auffallend war sein Aeusseres; seine Wäsche immer schmutzig, der Gold galonirte blaue Rock und das Gilet von Tabak verunreinigt. Daneben hatte er die Unart, bei jedem Anlaß die Deutschen zu persifliren und ihre Literatur herabzusetzen, das natürlich W* zu großem Aergernisse gereichte. Es hatte wenig gefehlt, so hätte fast jede Stunde sich mit wechselsweise einander gesagten Unartigkeiten geendet. Als daher nach einiger Zeit der Lernende glaubte, er könne sich nun wohl ohne Führer selbst forthelfen, so wurde der sich odios gemachte Sprachmeister ohne Bedenken entlassen.

Schlözer genoß seines Zuhörers höchste Verehrung und dessen Vorlesungen waren ein wahres

dulce lenimen nach Böhmers zwar gründlich vorgetragenen, aber außerdem — herzlich langweilenden Pandekten. Von Pütter lernte er Manches, wodurch sich seine historischen Kenntnisse vermehrten; aber Gatterer war nach Schlözer kaum genießbar. Wie genial darstellend und interessant Dieser und wie trocken Jener! Vollends wenn ihn die Lust anwandelte, den Witzigen spielen zu wollen, das ihn gar nicht kleidete, und er sich im Eigenlob verlor; da war es kaum auszuhalten. Die wenigsten der ohnehin wenigen Zuhörer hielten das Kollegium aus, und es endete sich vor der Zeit. Wie gerne hätte W* bei Schlözer auch Universalhistorie gehört; aber immer traten Hindernisse ein, denen nicht auszuweichen war, und in dieser Hinsicht mußte Privatfleiß das Beste thun. — Am Ende dieses Semesters verließ Freund Spittler Göttingen, um die Repetentenstelle im Stift zu Tübingen anzutreten und W* sah ihn niemals wieder.

Bis jetzt hatte W* bei einem wackern Bürger in der Judengasse gewohnt, der, weil derselbe die Miethe auf ein halbes Jahr praenumerando entrichtete — etwas, das der ehrliche Philister bis dahin noch von keinem Studenten erlebte — großen

Respekt vor ihm hatte. Auch wurde W* in dieser Wohnung durch nichts unangenehm berührt, ausgenommen von einer Menge von Mäusen, die von des Nachbars — eines Pferdeverleihers — Kornboden herüber kamen, vor welchen Thieren er natürlichen Abscheu hatte, die sich sogar in seinem Bette einquartierten. Dieß bewog ihn, das Quartier bis nächste Ostern aufzusagen, um so mehr, als ihn noch ein zweiter Umstand dazu bestimmte. Der Hausbesitzer hatte nämlich eine — eben nicht reizende, aber — etwas zudringliche Aufwärterin, die selbst einem nach solchem Möbel nicht sehr verlangenden nach und nach hätte gefährlich werden können. Dieß erwägend, nützte W* die Gelegenheit, zu dem von ihm sehr geschätzten Hofrath Meister, dem Kriminalisten, zu ziehen, wo er zwar von Mäusen nicht belästigt ward, sonst aber bald — wie das Sprichwort sagt — aus dem Regen unter das Trauff gekommen wäre.

Zur Fortsetzung seiner Studien hört: er bei seinem Hausherrn Meister im folgenden Sommersemester das Kriminalrecht, das ihn besonders anzog, repetirte bei ihm die Pandekten, hörte bei Böhmer das Lehen- und bei von Selchow das deutsche Privatrecht. Mascov, Bünau, Olenschlager und Häberlin dienten zur Privat-

Lektüre, vorzüglich um sich in die Kenntniß des mittlern Zeitalters einzuarbeiten, und Robertson blieb immer noch der alte Liebling, so wie die Produkte der neuen schönen Literatur, gleichwie eigene Versuche aus diesem Fach, auch die Korrespondenz mit schönen Geistern, z. B. Voß, Klinger, J. M. Miller ꝛc. von Zeit zu Zeit fortgieng.

Eben in diesem Sommer reiste Matthias Claudius, genannt «Asmus, pro tempore Bote zu Wandsbeck» mit Frau und Kindern durch Göttingen nach Darmstadt, wo er eine Anstellung erhielt, aber sich nicht lange gefiel, und bald an seinen alten Wohnort wieder zurückgieng. Bei dieser Gelegenheit lernte W* die besagte Familie kennen, denn Claudius brachte einen Brief von Voß mit, und es ward ausgemacht, am folgenden Sonntag in Gesellschaft des Dichters Hahn aus Zweibrücken und eines Studenten aus Darmstadt, Namens Schleiermacher, der schöne Kunstkenntnisse besaß, Bürgern zu Wöllmershausen zu besuchen. Sie erfuhren aber schon auf dem Wege, daß sie ihn nicht zu Hause treffen würden, indem erst vorigen Tages sein Schwiegervater gestorben sey, in dessen Wohnung Bürger gegenwärtig mit Begräbnißanstalten u. s. w. beschäftigt sey. Auf

diese Nachricht fuhr die Gesellschaft wieder nach Göttingen zurück, und brachte zusammen den Abend in sehr angenehmer Unterhaltung zu.

Die neuen Zimmernachbarn im Meisterschen Hause waren L**t aus M*h*m und E**i aus Franken, jener ein munterer, freisinniger Kopf, der zwar in das Studium der Rechte nicht zu tief eindrang, aber doch zu einem wackern Advokaten heranreifte; dieser, der Philologie ergeben, trieb sein Werk mit ziemlichem Pedantismus und verachtete alles andere Wissen neben dem Seinigen. L* nahm es mit der Moral, besonders in Hinsicht auf das andere Geschlecht, nicht sehr genau, E**i nahm sich in diesem Punkt — wohl mehr aus einer gewissen Art von Hochmuth, als aus etwas anderm — bis zur Steifigkeit. Eine eigentliche Freundschaft bestand unter diesen drei Studirenden zwar nicht, aber — sie kamen ganz gut mit einander aus, aßen zusammen und giengen übrigens jeder seinen eigenen Weg. Daß sie gemeinsamen Mittagstisch hielten, kam jedem gut zu statten, denn da sie verabredet hatten, unter sich nur lateinisch zu sprechen, so brachten sie es darin zu ziemlicher Fertigkeit, und E* sorgte, daß es nicht das seyn möchte, was man Küchen- oder Jesuitenlatein nennt.

Voß schloß einmal einen seiner Briefe mit den Worten: «Was denken Sie von den Freimaurern? — Diese Frage ist das größte Zeichen des Zutrauens, womit ich mich nenne» u. s. w. W* kannte damals diese Verbindung kaum etwas mehr, als vom Hörensagen; gelesen hatte er wenig oder nichts über sie, indessen war ihm genug, zu wissen, Voß, Miller, Stolberg und andere zum berühmten Dichterbunde gehörige junge Männer gehörten derselben an, und darum sehnte er sich auf diesen Anwurf, nur recht bald aufgenommen zu werden. Es geschah auf Voßens Einleitung in der Loge zum goldenen Zirkel in Göttingen (Zinzendorfschen Systems) am Johannistage 1777. — In diesem Bunde fand er seinen Freund Johann Arnold Günther, den Sohn eines Kaufmanns zu Hamburg, einen sehr gebildeten Jüngling an Kopf und Herz, der ihm mit jedem Tage theurer ward. Sie wurden einander bald unentbehrlich, — Alles in Allem, und als sie nach vollendeten akademischen Jahren sich trennen mußten, der eine nach Süden, der andere sich nach Norden wendete, hielt sie der vertraulichste Briefwechsel bis zu Günthers Tod (1804) zusammen. W* glaubte immer, er übe nur Gerechtigkeit, wenn er die Geisteskraft seines Freun-

des höher achte, als die eines jeden andern, den er kannte, und sein Herz als eines der besten verehre *). Ein Gleiches that Günther hinsichtlich W—s, wiewohl dieser Letztere standhaft überzeugt war, daß ihm ein solcher Rang nicht zukomme; er werde überschätzt, meinte er, und dürfe nur stolz darauf seyn, daß ein solcher Jüngling ihn mit seiner Freundschaft beglücke. In seinen Gymnasialjahren hatte auch Günther der poetischen Muse geopfert und einige Gelegenheitsgedichte drucken lassen, die beifällig in den Wandsbecker Boten aufgenommen wurden; aber später lenkte sich seine Neigung auf bürgerliche Gemeinnützigkeit, und W* strebte, mit ihm auf gleicher Bahn zu wandeln, obwohl Er der Poesie nie ganz entfremdet werden konnte. Der Freimaurerei — voller Sinn für ächte warme Freundschaft, wie sie unter Leuten herrschen sollte, die sich Brüder nannten — waren beide innigst ergeben. Sie war gewöhnlich der Gegenstand einer jeden ihrer fast täglichen Abend=

*) Wer ihn näher zu kennen wünscht, lese die Schrift: "Zum Andenken J. A. Günthers, weiland Senators zu Hamburg, 8. Kempten bei Dannheimer 1805. Abgedruckt im 5ten Bändchen von Wagenseils "Vermischten Gedichten und prosaischen Aufsätzen." Ebendaselbst 1814.

unterhaltungen, die nicht selten bis gegen Mitternacht dauerten. Da ihnen nicht an der äußern Schale genügte, Ceremonieen und nichts sagende Erklärungen derselben blos Nebendinge zu seyn schienen, die sie nicht befriedigten, beide aber nach dem Kerne lüstern waren, den sie ahneten, so wurde nun überall geforscht, wo man zu finden hoffte. Bekanntlich sah man damals die Geschichte des Tempelherrenordens für eine Hauptquelle der Freimaurerei an *), darum wurde diese von beiden Neulingen mit großem Eifer studirt. Aber nicht Helyot, Dupuy und andere genügten; auch Jablonsky de cultu Aegypt. divino, Brucker hist. crit. philos. und dergleichen wurden beigezogen. Fanden gleich die beiden jungen Forscher nichts von dem, was sie suchten, so lernten sie doch manches Andere, was ihnen seiner Zeit wohl bekam, und worauf sie ohne dieses Streben kaum würden gekommen seyn. In spätern Jahren verlor Günther die Lust an Forschungen dieser Art, indem er zu Hamburg in Verhältnisse kam, die für seine künftige Bestimmung fruchtbringender waren, als der Umgang mit manchen braven, aber

*) Obwohl das Zinzendorfische System davon nichts wissen wollte.

vielleicht geistig beschränktern Maurerbrüdern, und er sah die Maurerei für etwas an, das ihm zwar in jüngern Jahren Freude gemacht und zu vielerlei wissenschaftlichen Kenntnissen geleitet habe, jetzt aber ihn andere Beschäftigungen, und eine von dieser ganz verschiedene Wirksamkeit in Anspruch nehme. W* hingegen verschmähte es noch im höchsten Lebensalter nicht, über diesen Gegenstand zu denken, zu lesen, zu sammeln und thätig zu seyn, obwohl ihm selbst bittere Früchte daraus erwachsen sind, wie im Verfolg dieser Lebensgeschichte vorkommen wird.

Neben dieser freundschaftlichen Verbindung mit Günther gelang es W* auch, in eine ähnliche mit einem ausgezeichneten Frauenzimmer zu kommen. Es war Charlotte von Einem, die Tochter des Konrektors von Einem zu Hannövrisch-Münden. Wer nur einigermaßen in das Gebiet der schönen Geister zu gehören schien, war in seinem Hause willkommen und freundlich aufgenommen. Hier hatte Klopstock sein Absteigequartier, wenn er von Hamburg nach Karlsruhe rc., oder von da wieder zurück reiste. Hier waren Voß und Hölty wie einheimisch, desgleichen Miller. Die neuesten Produkte dieser damals jungen Dichter wurden hier, ehe sie in den Musenalmanach

kamen, gelesen und beurtheilt, namentlich von Charlotten. Für Klopstock war sie leidenschaftlich eingenommen, und trieb ihren Enthusiasmus so weit, daß sie dessen 1771 in 4. herausgekommene «Oden» in geschäftsfreien Stunden vollständig abschrieb *). Dieser Schöngeisterei ungeachtet besaß sie ungemein viele Natur, Sinn für das Häusliche, Edle und wahrhaft Schöne, und wenn sie schon nicht zu den eigentlich reizenden und schönen Mädchen gehörte, so sprach sie doch durch Anmuth und Herzensgüte Jeden an. Sie besuchte in Gesellschaft ihres Vaters ihre Freundin Philippine Gatterer zu Göttingen auf einige Tage, und jener, dem W* früher einen Brief von Miller eingeschickt und dabei geschrieben hatte, suchte diesen auf, und machte ihn mit seiner Tochter bekannt. Von beiden freundlich eingeladen, sie einmal in Münden zu besuchen, versäumte dieser es nicht, sogleich in den nächsten

*) In der Folge hat der Dichter Sprickmann aus Münster dieses geschriebene Exemplar gegen ein gedrucktes an sich gebracht, um beweisen zu können, daß es deutsche Mädchen gebe, die den Muth hätten, die zum Theil schwere Oden des größten der vaterländischen Dichter mit unsäglicher Mühe abzuschreiben.

Ferien es zu thun, freute sich der köstlichen Naturscenen um das kleine Städtchen, an dessen stillen Mauern sich zwei Ströme (Werra und Fulda) brüderlich grüßen und nun in Fortströmen «die Weser» genannt werden, und genoß des Umgangs mit diesen ansprechenden Personen vom ganzen Herzen. Freundschaftlicher Briefwechsel mit Charlotten wurde auf Ersuchen sogleich bereitwillig zugesagt und — stark betrieben, um so mehr, als W* nicht verborgen geblieben war, wie gerne Charlotte seine poetischen und musikalischen Arbeiten aufnahm, die er ihr von Zeit zu Zeit zugeschickt hatte. Dieser Briefwechsel gerieth eines unbedeutenden Mißverständnisses halber in ein Stokken. Als aber W* nach Jahr und Tagen den Faden wieder anzuknüpfen versuchte, war alles im vorigen Stande. Nach einigen Jahren verheirathete sich Charlotte an einen Kaufmann, Namens Emminghaus zu Erfurt, wohin sie mit ihm zog, und hier war es, wo sie W* auf einer Reise im Jahr 1786 besuchte und einige Tage in ihrem Hause verweilte. Man empfing einander so freundschaftlich als ehedem, trennte sich aber nicht so herzlich. Die vormalige Anbetung Klopstocks hatte bei W* etwas nachgelassen und er verbarg nicht, daß ihm gegenwärtig Wielands

lachende Lebensphilosophie mehr zusage, als das theologische System, worauf sich die Messiade gründe. Dieß nahm die alte Freundin höchlich übel, und daß sie es nicht geradehin «Frivolität» nannte, war alles. Sie konnte dem ehemals unbedingten Bewunderer Klopstocks es nicht verzeihen, doch wurde in spätern Briefen davon nichts mehr erwähnt. Die Korrespondenz zwischen beiden hatte ihren regelmäßigen Fortgang, bis Charlotte in ihrem 78. Lebensjahre am 7. Nov. 1833 ihrem Freunde nach Jenseits voranging.

So gerne W* im Hause des Hofraths Meister wohnte, so waren doch die Kräfte seiner Kasse zu gering, als daß er sich nicht ein weniger kostspieliges Quartier hätte wünschen sollen. So dachte auch C**, und L**, dessen akademische Zeit sich mit Michaelis 1776 endete, sagte ohnehin dasselbe auf. W* fand bald ein etwas zwar beschränkteres, doch ziemlich bequemes, wo er zugleich alte Freunde und Bekannte, schwäbische Landsleute traf, wie Abele, Kern aus Geißlingen, nachheriger Professor und Prediger zu Ulm, und der ältere Schelhorn aus Memmingen. Abgesehen von dem wohlfeilern Miethzins, war auch das für ein größeres Zimmer bedürfende Holz ein Artikel, der zu

bedenken war, und endlich zeigte sich noch ein Umstand, der in Ueberlegung genommen zu werden verdiente. Die Stuben-Nachbarn hatten eine gemeinschaftliche Aufwärterin, ein nicht uninteressantes gutherziges Mädchen, etwa zwischen 16 und 18 Jahren alt, ganz elternlose Waise vom Lande. Sie schien Vertrauen zu W* zu haben, der sich zuweilen von ihren etwas drückenden Jugendverhältnissen erzählen ließ und es mit Theilnahme anhörte. L** strebte ihr mit Heftigkeit nach und erhielt dafür manchen Stoß vor die Brust, der ihn von weitern Versuchen abschreckte; C** war gerade das Gegentheil, — barsch befehlend, strenge fordernd und sauertöpfisch wie — Addisons Cato. Darum hielt sich das Mädchen am liebsten an W*, der ihr den Dienst möglichst zu erleichtern suchte. Aber von ihm unbemerkt setzte sich für ihn in dem jungen arglosen Herzen eine Leidenschaft an, die gefährlich hätte werden können, wenn der Jüngling das mindeste davon geahnet hätte. Glücklicherweise blieb es ihm verborgen, und erst in den letzten Stunden, da sie seines Abgangs wegen ihre Thränen nicht mehr verbarg, merkte er, was die Glocke geschlagen hatte. Aber blos beim «Adieu» drückte er ihr mit Wärme die Hand; sie erwiederte es, sprach übrigens nichts, und – die Prü-

fungsstunde war vorüber. Beide waren noch unschuldig, und das war ein Glück für beide. Darum hieß es vorhin «er wäre bald aus dem Regen unter das Trauff gekommen.»

Jetzt begann das fünfte Semester des akademischen Lebens. Es wurde bei Pütter das «Privatrecht der Fürsten», bei Böhmer «Jus canonicum», bei von Selchow «Territorial-Staatsrecht» gehört und endlich bei Pütter ein «Praktikum» frequentirt, mit welchen dafür gearbeiteten Aufsätzen der Lehrer sich zufrieden bezeugte. Freie Stunden wurden dem Studium der politischen und Literargeschichte, dann der Lektüre schön wissenschaftlicher Werke gewidmet, so wie den angehenden Schriftstellerarbeiten. Er sammelte zu einer «Geschichte der Meistersänger» — «Franzens von Sickingen» — «der Tempelherren», und begann eine «Darstellung des peinlichen Gerichtswesens in Deutschland unter Friedrich III., Max I. und Karl V.» Das Leben Sickingens ließ er zuerst liegen, weil die Rede ging, Herr Kirchenrath Wundt in Heidelberg arbeite mit Unterstützung der Familie an einem solchen; dagegen aber lag ihm jetzt Ulrich von Hutten am meisten am Herzen, nachdem sein Freund Günther ihm ein Stück des «deutschen Mer-

kurs», in dem sich Herders Denkschrift auf denselben befand, mit den Worten: «Hier ist Lorbeer zu pflücken!» mittheilte, und von diesem Augenblick an sah er sich für den an, von welchem geschrieben steht: «Tritt auf, Mann oder Jüngling, der werth ist, Huttens Gebeine zu wekken!» Er fiel mit Feuereifer auf die Reformations- und Literargeschichte des 16ten Jahrhunderts und brachte derselben manche halbe Nacht zum Opfer.

In dieser Periode entstand auch der Anfang des später im Druck erschienenen *) Aufsatzes: «Leben des 63. Generals der Dominikaner, Anton Bremondi» (Herausgebers ihrer Ordensannalen), dann des spanischen Bischofs Antonius Augustinus, welches im Gothaischen «Magazin für Künste und Wissenschaften» eingerückt, auch mit einer Dedikation an den Magistrat zu Kaufbeuren, als ein Specimen academicum besonders abgedruckt ward.

Um eben diese Zeit war W* bereits an strenges Arbeiten gewöhnt und sah sein Wissen wach-

*) «Magazin für Kirchenrecht und Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. J. M. Abele. 8. Leipzig bei Weigand 1778, erstes Stück.

sen. Was ihn im Erstern zuweilen störte, war eine lang anhaltende Migräne, sowohl bei Tag, als in der Nacht. Zwar bediente er sich eines Arztes, aber unglücklicherweise scheint dieser das Uebel nicht verstanden zu haben. Erst setzte er dem Patienten mit stärkenden Mitteln zu, und als diese nicht helfen wollten, kamen die schwächenden an die Reihe, als da sind: Aderlassen, Schröpfen, Abführen, spanische Fliegen und dergleichen. Endlich im Frühling 1778 erklärte der schon so lang mit der Stange im Nebel herumfahrende Aeskulap: daß seine Kunst zu Ende sey; er wisse nun nichts mehr zu ordiniren, und wenn nicht eine starke Erschütterung — wie z. B. durch eine Reise auf dem Postwagen — das Beste thue, so müsse man das Aufhören des Uebels von der Zeit erwarten.

Da nun eine Reise nach Hamburg längst in den Wünschen W—s gelegen hatte, so nahm er diesen Rath sehr gerne an und reiste am Montag vor Pfingsten von Göttingen ab. Einer seiner Gesellschafter auf dem Postwagen war der nachherige Professor Bellermann zu Berlin, ein geborner Erfurter, der als Hofmeister nach Petersburg abzugehen im Begriff stand. Sie kannten sich früher nur ganz wenig, auf dieser Reise aber

schloßen sie sich täglich näher an einander, da es ihnen an wissenschaftlichen Gegenständen zur Unterhaltung nicht fehlte. Anfänglich wollte die fatale Migräne kein Zeichen des Aufhörens geben; aber die Ansicht der mancherlei neuen Erscheinungen, z. B. der Städte Hannover und Celle, der Anblick der bei Hamburg eine Meile breiten Elbe, die erste Wasserfahrt von einiger Bedeutung, die eine Gesellschaft von Prager Musikanten verschönerte, der Anblick von Hamburg und Altona und die Einfahrt durch die Menge von Schiffen in den Hafen, minderten die Schmerzen ungemein. Er kam wohlbehalten in der großen Reichs- und Handelsstadt an und logirte sich an dem freundlichen Platz, der «Jungfernstieg» genannt, ein, wo er die Aussicht über die von Schwänen bewohnte Alster hatte.

In den Häusern des Vaters und der nähern Verwandten seines Günther wurde W* so freundlich aufgenommen, als ob er zur Familie gehöre, den man nur persönlich erwarte, um ihm Vertrauen und allerlei Gutes erweisen zu können. Er schmauste auf ihren Gärten, fuhr mit ihnen in den wunderschönen Vierlanden und anderswo spazieren; auch machte er sich ihnen durch sein weniges Klavierspiel und Gesang sehr angenehm. —

Ein wackerer Gärtner, Namens Rühl, an den er durch einige Freimaurerbrüder in Göttingen empfohlen ward, weihte ihm höchst bereitwillig jede von Geschäften freie Stunde, führte ihn an die schönsten Plätze der Stadt und stieg mit ihm auf den Thurm der neuen Michaeliskirche, von wo aus man die herrlichste Aussicht über ganz Hamburg, den Haven, die Elbe und weithin in die Nachbarschaft hat. Unter den Bäumen von Harvstehude, dem täglichen Spaziergang des einst berühmten Dichters Hagedorn, an der Alster, genoßen sie oft ihr frugales Mittagessen und wanderten dann über den sogenannten «Hamburger Berg» durch Altona zu dem sehr besuchten Grabe von Klopstocks erster Gattin Meta, gebornen Moller, die er unter dem Namen Cidli, sowohl im «Messias», als in einigen seiner Oden so schön besungen hat.

Auch ihn, den großen Dichter, lernte W* persönlich kennen und ward von ihm sehr freundlich aufgenommen. Der Ehrwürdige bot ihm sogar von freien Stücken an, ihn mit Professor Ebert und dessen Frau aus Braunschweig, die sich eben zum Besuch in Hamburg befanden, bekannt zu machen, wozu er den Vormittag des Pfingstdienstags festsetzte, bei welchem Anlasse W* auch Frau

von Winthem *) aus Benda's «Romeo und Julie» am Klavier die schönsten Stücke vortragen hörte. Klopstock und Ebert deklamirten auch aus dem «Messias», beide als vorzügliche Deklamatoren allgemein bekannt, doch gewann der Letztere den Preis vor dem Ersten, denn der Fluß seiner Rede war melle dulcius, dagegen der andere die Worte etwas zu sehr herausstieß, gleichsam wie lauter Daktylen. Außer dem Dichter Hahn (aus «Hermanns Schlacht») und Gotter zu Gotha (im Drama) hatte W* weder früher noch später so deklamiren gehört, denn Schubart z. B., der auch Meister der Kunst seyn wollte, gefiel ihm nie, weil er mehr schrie und polterte, als deklamirte, z. B. in der Stelle der Messiade, wo der Todesengel dem Judas das Kreuz, dann den Himmel zeigt, und ihn endlich in die Hölle stößt, die der Vorleser graußig übertrieb.

Ebert neigte sich zu dem fremden Jünglinge mit sichtbarem Wohlwollen, nicht blos diesen Vormittag, sondern auch später, als dieser die Freude hatte, den berühmten Mann in dessen Absteigequartier zu besuchen, das ihm ungemein wohl that.

---

*) Klopstocks Nichte und nachherige zweite Gattin, die ihn überlebte.

Noch eine so unerwartete, aber eben so willkommene Bekanntschaft machte W* mit seinem Lieblingskomponisten Georg Benda, der sich ebenfalls in Hamburg damals aufhielt. Unter seiner Direktion wurde «Romeo und Julie» schnell hinter einander fünfmal mit entschiedenem Beifall aufgeführt, wobei sein jugendlicher Bewunderer niemals fehlte. Mit der Rolle der «Julie» beschloß die ältere Demoiselle Ackermann ihre dramatische Laufbahn und verheirathete sich an Dr. Unzer, Arzt zu Altona. Als das Stück zum fünftenmale bei gedrängt vollem Hause gegeben wurde, nahm sie öffentlich Abschied, und als sie in ihrem Epilog zu der Stelle kam:

Lebt alle wohl! — Wenn Euch ein Glück begegnet,
So ist mirs wie ein Gruß, den mir ein Engel beut,
Und wenn Eu'r Herz mein Bündniß segnet,
So gebt mir Euren Segen heut;

da applaudirten mehr als Eintausend Hände mit dem glühendsten Enthusiasmus, und der Vorhang sank langsam herab, sie den thränenden Blicken der Menge zu verhüllen.

Daß das angenehme, Hamburg so nahe liegende Wandsbeck, wo Voß und Claudius mit ihren so schönen als anspruchlosen Gattinnen wohnten, fleißig besucht worden sey, denkt sich wohl

jeder Leser von selbst. W* wurde mit Herzlichkeit aufgenommen, und ob schon Ernestine ihrem ersten Wochenbette mit jeder Stunde näher kam, dennoch bei Voß in dem kleinen Häuslein einquartiert. Hier lernte er mehrere Gelehrte aus Hamburg kennen, die dahin zum Besuch kamen und sich so mit ihm befreundeten, daß sie ihn in ihre eigenen Häuser und Gärten zum Mittagessen einluden. Nur der «ehrwürdige Pfarrer von Grünau» fehlte, sonst hätte man an Voßens Tisch die Hauptpersonen aus der «Louise» beisammen gehabt, ihn, als «treueifrigen Seelsorger» eines benachbarten Dorfes; Ernestine als «Louise» und seine treuherzige Schwiegermutter, die Wittwe des alten Pfarrers Boie zu Flensburg, anwesend um der Tochter im ersten Wochenbette beizustehen, als «gute, verständige Hausfrau.» — Eines Morgens pilgerten sämmtliche Hausgenossen mit dem Gast durch den schönen Wald unter schmetterndem Nachtigallen-Gesange hinauf nach Jüthorn, wo — an eine Kette geschlossen — vor dem Wirthshause ein Bär zu sehen war, von welchem der launige Asmus in seinem «Lied vom Brande» sagt:

«Der Bär in Jüthorn roch den Ruch,
Sein Blut fing an zu kochen.
Flugs schrieb er in sein Tagebuch:
«Es hat heut stark gerochen.»

Das zu Hamburg fleißig besuchte Theater (ob es gleich gegenwärtig von seiner vorigen Höhe etwas gesunken war, denn Brockmann war abgegangen und Charlotte Ackermann, die geniale, gestorben), erweckte auch in W* die alte Liebe zu demselben wieder. Er schrieb auf dieser Reise das kleine Schauspiel mit Gesang: «Ehrlichkeit und Liebe», in welchem man namentlich die Gesänge als wohlgelungen ausgezeichnet hat. Der Wunsch des Dichters, Benda möchte es komponiren, konnte nicht erreicht werden, denn als sie einander persönlich kennen lernten, war das Stück kaum zur Hälfte fertig, und erst im Herbst 1779 fanden sie sich zu Gotha wieder, wo es indessen gedruckt und von Wolf in Weimar komponirt, bereits aufgeführt ward.

Nach so wohl in Hamburg als in Wandsbeck höchst vergnügt durchgelebten sechszehn Tagen schien es W* hohe Zeit zu seyn, an die Rückreise nach Göttingen zu denken, wo er auch gesund und zufrieden in jeglicher Hinsicht wieder ankam. Sein erster Ausgang war zu Freund Günther, um ihm, dem vertrautesten seines Herzens, von alle dem zu erzählen, was er gesehen, gehört, gelernt und genossen hatte, und nun durch die mündliche Mittheilung aufs neue zu genießen hoffte. Aber

hier war indessen eine unerwartete Veränderung vorgegangen. Günther schien ein ganz anderer geworden zu seyn, als er zuvor gewesen war. Wie das zugegangen sey, soll dem Leser, der vielleicht an dem bis jetzt Geschilderten einigen Antheil genommen hat, nicht verborgen bleiben, denn es ist ein Beispiel mehr, wie leicht es boshaften Menschen gelingen kann, wenn sie sich vorgenommen haben, ein paar vertraute Herzen zu trennen, wie bald aber auch zwei gutartige Jünglinge auf ihren vorigen Weg wieder zurück gehen, wenn der eine findet, daß der andere ihm wehe gethan habe und der Beleidigte oder Verkannte willig die Hand zur Versöhnung bietet.

Ein Hauptzug im Charakter W—s war, daß er alles, was ihn vorzüglich interessirte, sogleich fest an und in sich schloß. All sein Denken und Empfinden bezog sich nun auf einen solchen Gegenstand seiner Wärme, und wehe dem, der in dieser Hinsicht auffallend anderer Meinung war, als Er. Da, wo er so empfand, war nichts in der Welt vermögend, ihn umzustimmen, und wer es hätte versuchen wollen, den würde er zuverläßig für seinen erklärten Feind angesehen haben. So war auch seine Stimmung hinsichtlich dieses Freundschaftsbundes. Günther war ihm, als sie sich

zum erstenmale vertraulich einander näherten, so innig werth geworden, daß er beinahe jeden andern darüber vergaß oder vernachläßigte. Er hatte ihm in sein Stammbuch geschrieben:

"Es war kein Schwur, — es war ein Blick,
Und drauf ein Druck der Hand,
Der gleich im ersten Augenblick
Mein Herz an Deines band.»

Und das war buchstäblich wahr, so wie die Beischrift: «Bestätigt am Johannistage 1777. Günther.» Von nun an ward W* stolz darauf, einen solchen Freund gefunden zu haben, und sprach er gegen einen Dritten von demselben, so geschah es in Wahrheit mit einem Enthusiasmus, als nur ein glücklicher Liebhaber von seiner Geliebten sprechen kann. Er erhob die — wiewohl ausgezeichneten Talente seines Freundes über die fast alle seiner andern Bekannten, so wie dessen moralische Grundsätze; aber dadurch machte nicht nur er selbst Feinde, sondern auch für Günthern hatte es unangenehme Folgen. Man beschuldigte ihn: er prahle gegen W* mit seinen Vorzügen, und es scheine nicht anders, als daß er Andere herabsetze und so zu Jenes Hyperbolisiren Anlaß gebe. Günther redete zwar immer zu, den — wie es schien anstößigen — Enthusiasmus zu mäßigen; aber das

war in den Wind geredet, und sein Lobredner machte es darum vielleicht nur noch ärger. Was er von seinem Freund sagte, hielt er einmal für die strengste Wahrheit, und Niemand war im Stande, ihn eines andern zu überreden, wenigstens es dahin zu bringen, daß er Mäßigung eintreten lasse. Ganz klug mag er freilich nicht gehandelt haben; aber — man befehle dem Sturm, daß er nicht tobe, dem Regen, daß er sich nicht in Strömen ergieße, der Leidenschaft, daß sie kalt überlege; — und man wird bald erfahren, was man damit ausrichte!

W—s Hamburgerreise gab die Gelegenheit, die Beiden — wenn nicht ganz zu trennen, — wenigstens kälter gegen einander zu machen und ihr tägliches Beisammenseyn zu beschränken. Günther bekam auf einer Fußparthie auf den Harz mit einigen andern die erwähnten Bitterkeiten zu hören, sammt Vorwürfen, an die sein Innerstes nicht dachte. Er wurde ärgerlich, daß ihm so etwas aus Veranlassung seines mit ihm enger als jeder andere verbundenen Freundes widerfahren sollte, und da man sich von Seiten der Verhetzer vollends der Worte bediente: „Er könne sich nicht anders mit Ehre aus der Sache ziehen, als wenn er seinen auffallend frequenten Umgang mit W* ab-

breche und sich von jetzt an wieder mehr an seine ältern Freunde halte, außerdem diese keinen der Vorwürfe, die ihm gemacht worden seyen, zurück nehmen könnten» — so gab er endlich sein Wort, um Ruhe zu haben, seinen Umgang mit W* zu beschränken, an dessen Uebertreibungen in Hinsicht seiner Person er übrigens keinen Theil habe, dessen man ihn fäschlich beschuldige.

In dieser Stimmung kamen die beiden bis jetzt so treu Verbundenen nach kurzer Abwesenheit wieder in Göttingen zusammen. W* verbarg seine Wonne des Wiedersehens so wenig, als S* sein Mißtrauen. Zwar erklärte man sich auf beiden Seiten ziemlich offen gegen einander, und kam sich auf diese Art wieder etwas näher; aber der Riß war einmal gemacht und das alte Vertrauen kam so bald nicht wieder. Selbst Fremde mußten es merken, daß etwas Unangenehmes zwischen ihnen vorgefallen seyn müsse; denn sie, die man sonst nur Arm in Arm zu sehen gewohnt war, wandelten jetzt großentheils allein. W* litt für seine Person dabei am meisten; denn hatte er in den sonnigen Tagen sich ganz an S* geschlossen und Andere vernachlässigt, so benahmen diese nun auf gleiche Weise sich gegen ihn, und er blieb auf sich selbst eingeschränkt. Der alte Freund Abele

und ein paar andre blieben ihm beinahe allein noch übrig.

Vielleicht war es gut, daß W* und S* in den letzten Monaten ihrer akademischen Zeit, da die Sachen so standen, nicht mehr häufig zusammen kamen, indem es doch auf den alten unbefangenen Fuß nicht mehr geschehen konnte, und auf irgend eine Art die Empfindlichkeit laut geworden wäre, auch es zu einer völligen Trennung für das ganze übrige Leben Anlaß gegeben hätte, wenn bei ihnen eingetroffen wäre, was ein damals nicht unbeliebter Dichter *) sagte: «Liebe zankt sich und sehnt sich wieder aus, aber die Freundschaft verbirgt ihren Verdruß und stirbt auf ewig.» Nicht einmal persönlich verabschiedeten sie sich von einander, denn S* war abwesend auf einer Landparthie, als W* es zu thun Willens war, aber es fiel doch demselben eben so schmerzlich, als dem Scheidenden, daß sie einander nicht mehr sehen sollten, und darum gab er solches sogleich in einem freundlichen Brief zu erkennen, den W* nach ein paar Tagen zu Gotha erhielt. Der Empfänger antwortete eben so schnell und bat um Fortsetzung

*) Lenz in der Erzählung "Zerbin, oder die neue Philosophie", die in einem Stück des "deutschen Museums" stand.

des Briefwechsels, damit sie einander doch nicht ganz fremd werden möchten, welches sie bei ihrem frühern engen Verhältniß nie zu werden erwartet hätten. So begann dann dieser freundschaftliche Briefwechsel und dauerte ununterbrochen bis zu Günthers Tod, der am 20. August 1805 erfolgte, und war so herzlich, als je die persönliche Unterhaltung. Als der hamburgische Freund in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit seiner Frau eine Reise durch Schwaben und die Schweiz machte, war es fest beschlossen, einige Tage in Kaufbeuren bei dem alten Freund W* zuzubringen *), wo zu jener Zeit derselbe als Kanzleidirektor rc. angestellt, verheirathet und bereits Vater von einigen Kindern war. Hier wollten beide als Männer, nun im bürgerlichen Leben thätig, das immer ihr Wunsch gewesen, sich der vergangenen glücklichen Tage erinnern, und die beiden sanftmüthigen Frauen sollten sich — gleich ihren Männern — an einander schließen, worauf sie sich beide längst gefreut hatten. Leider war ihnen dieses Glück nicht beschieden! Der Rück-

*) M. s. "Erinnerungen aus den deutschen Kriegsgegenden„ u. s. w. von Johann Arnold Günther, herausgegeben von J. F. L. Meyer. 8. Hamburg 1806. S. 211. f.

zug der von dem französischen General Jourdan geschlagenen österreichischen Armee und das Eindringen der Franzosen in den schwäbischen Kreis bestimmte G* einen andern Weg einzuschlagen, und die schöne Hoffnung des Wiedersehens zerstörte das Kriegsgetümmel. Cornelia (Günthers Gattin) starb auf der Reise zu Marpurg in Hessen, ohne die Vaterstadt wieder zu erreichen, welcher unerwartete Tod wohl auch den seinigen so zeitig herbeiführte.

Im letzten Semester hörte W* der Kollegien wenige mehr, sondern überließ sich einem geordneten Privatfleiß, vollendete angefangene literarische Arbeiten, die gedruckt werden sollten, und sammelte zu einer Ausgabe der Werke Ulrichs von Hutten und einer vollständigen Biographie desselben. Zwar hatten ihm Dr. Miller und Prof. Feder öfters Anerbietungen zu Annahme einer vortheilhaften Hofmeisterstelle gemacht; aber er erwiederte mit Dank für ihr Vertrauen, daß er vor der Hand zu versuchen gesonnen sey, ob es nicht möglich sey, sein Brod in Freiheit zu verdienen. Sollte das fehlschlagen, so behalte er sich bevor, alsdann ihre Güte anzusprechen. Keiner von Beiden versuchte es, ihn umzustimmen, vielmehr klopfte der wackere Feder ihm auf die Schulter und sagte

mit gewohnter Vertraulichkeit: « Sie haben Recht, ich bin selbst Hofmeister gewesen. » *)

Drei akademische Jahre waren nun vorbei und W* verließ Michaelis 1778 Göttingen. Er hatte vorerst keine andere Aussicht, als in seinen Geburtsort zurück zu gehen, auf den Grund dessen, was er gelernt hatte, fort zu bauen, sich einstweilen durch Advociren und Schriftstellern fortzuhel-

) Es ist für jeden Hausvater etwas sehr Bedenkliches, sich einen Lehrer für seine Familie empfehlen zu lassen, ohne ihn selbst zu kennen und geprüft zu haben. Wußten jene beiden als gelehrt und rechtlich bekannten Männer ja nicht, ob W genugsame pädagogische Kenntnisse und Methode, sie anzuwenden, besitze? und doch wollten sie ihn auf gut Glück zu einer solchen Stelle vorschlagen. — Ich habe selbst Studenten gekannt, die dergleichen suchten und erhielten, und doch wenige Wochen vor ihrem Eintritt Raffs "Geographie für Kinder" mit Aengstlichkeit lasen, um nur nicht an geographischem Wissen ganz leer zu erscheinen. Das merkwürdigste dabei war, daß sie — kaum ohne es selbst zu hoffen — doch fortkamen, ja sogar das Glück hatten, von ihren hochadelichen Patronen zur Dankbarkeit für ihren Unterricht zu guten Pfarr- oder andern Stellen befördert, oder an Andere empfohlen zu werden; aber das ist nicht immer der Fall. D. H.

fen, übrigens aber geduldig zu warten, ob die Zukunft Rosen oder Dornen bringen werde. Zwar hatte er vor dem Abgang von der Universität niemals den Gedanken, da die Rede ging, daß es — da wegen der bayerschen Erbfolge ein Krieg auszubrechen drohe — jungen Leuten, die etwas gelernt hätten, nicht schwer werden dürfte, Auditorstellen zu erhalten, sich um eine solche im preußischen Dienste zu bewerben; aber theils der erforliche Geldaufwand, theils weil ihm Zweifel gemacht wurden, ob seine etwas schwächliche Constitution die Kriegs-Strapatzen ohne Nachtheil ertragen würden, hielt ihn ab, deßhalb Schritte zu thun, und darum entschloß er sich, ein ruhiges Leben einem unruhigen lieber vorzuziehen.

Da er die Reise nach Göttingen vor drei Jahren bereits durch Würtemberg ꝛc. ꝛc. gemacht hatte, so wünschte er den Rückweg durch Thüringen und Franken nach Schwaben zu nehmen, besonders weil er auf diese Art Gotha, die freundliche Residenz eines der respektabelsten deutschen Regenten, berühren würde, wo er sich mancherlei Vergnügen versprechen durfte. Diese Stadt war allgemein im Ruf, eine der angenehmsten und gastfreiesten zu seyn. Man fand dort neben einer ausgesuchten Bibliothek in mehrern Fächern der Literatur, be-

sonders aus der Reformationszeit, eine der ersten Münzsammlungen in Deutschland, ein berühmtes Theater, das erst kurz noch den großen Schauspieler Ekhof als Direktor verehrte, ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller, ein gebildetes Volk und die schönste Geselligkeit. Auch die Freimaurerei war bei Hof und in der Stadt der beste Empfehlungsbrief. — Hier kam W* am 23. Sept. 1778 an und wandte sich zuförderst an den Buchhändler Ettinger, der nicht nur jeden Hoffnung gebenden jungen Gelehrten sehr freundschaftlich aufnahm, sondern auch mit dem Ankommenden wegen Herausgabe der Werke des zu Mietau verstorbenen Hartmann bereits in Unterhandlung stand. — Gleich am ersten Abend sah der Reisende auf dem Hoftheater eines seiner Lieblingsstücke, das er bis jetzt blos durch Lektüre kannte; Minna von Barnhelm, ausgezeichnet gut aufführen, das ihm große Freude machte. Am folgenden Tage lernte er den Dichter und feurigsten Theaterfreund Gotter, den Schriftsteller Reichard, den Bibliothekar Hamberger, dann die Mitglieder der Bühne Meyer, Iffland, Beck, Beil ꝛc. kennen, sah die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Stadt und des Schlosses, dann der nächsten Umgebungen. Einige der die Literatur liebenden Herren vom

Hof, z. B. der Obrist und Kammerherr von Helmolt, damals Meister vom Stuhl der Loge zum Rautenkranz, schenkte ihm nicht nur gütig Zutritt bei sich, sondern der letztere stellte ihn sogar dem regierenden Herzog Ernst II., so wie dessen Bruder, dem Prinzen August, vor.

W*, der nie in seinem Leben einem Fürsten so nahe gewesen war, hatte bei der Milde, womit er von diesem angeredet wurde, alles zu thun, nicht zu vergessen, auf sich Acht zu haben, daß er nicht in Verlegenheit gerathe, oder sich linkisch benehme. Der Herzog fragte mit sanfter Gutmüthigkeit über die gegenwärtig merkwürdigsten Lehrer der Universität Göttingen, über die Lieblingsstudien des Fremden, die Loge zum goldenen Zirkel, und freute sich, daß der Ankömmling ihm das erste Exemplar der Lessingschen «Gespräche zwischen Ernst und Falk», das aus Dietrichs Drukkerei gekommen war, überreichen konnte, die damals noch Niemand besaß, weil sie kaum einen Tag vor W—s Abreise fertig wurden. Unter dem Wunsch, daß es dem Reisenden in Gotha recht wohl gefallen und ihm in seinem folgenden Leben gut gehen möge, entließ ihn der gütige Fürst, gegen welchen er stets die tiefste Hochachtung hegte.

Der Prinz August war ebenfalls ein liebenswürdiger gefälliger junger Mann, Freund der schönen Literatur und bereits als Verfasser einiger kleinen gedruckten Gedichte bekannt, welches später W* bewog, demselben seine Ausgabe von «Hartmanns Werken» zuzueignen, die derselbe nicht nur sehr freundlich aufnahm, sondern auch die Dedikation mit einem ansehnlichen Geldgeschenk erwiederte. — Lichtenberg, der Bruder des göttingischen Professors dieses Namens, ebenfalls als geschickter Physiker bekannt, der Münzkenner Schläger, Rousseau, der Historiker, Diakonus Schmidt, Verfasser der «poetischen Gemälde», Pagenhofmeister Dumpf, Bibliothekar Hamberger, Secretair Ewald, Herausgeber der «Gothaischen Gelehrten Zeitung» und Kapellmeister Schweitzer gehörten auch unter diejenigen Männer, die W* ihres Rufs halber kennen zu lernen Gelegenheit fand und aus ihrem Umgange mancherlei profitirte. Es war ihm in dem freundlichen Gotha so wohl, als kaum an irgend einem andern Ort. Er freute sich früh Morgens, wenn er erwachte, und schlief zufrieden bei Nacht ein, abermals einen schönen Tag durchlebt zu haben. Wohl trug er den Wunsch im Herzen, längere Zeit sich hier aufhalten zu können; aber es wollte

sich so leicht nicht fügen, und da der Herbst immer näher rückte, so schien es ihm endlich Zeit zu seyn, an die Reise nach Hause zu denken, wozu er auch Anstalt machte und bereits von einigen Freunden und Bekannten Abschied genommen hatte. Ganz unerwartet that ihm der Buchhändler Ettinger den Vorschlag, ob er nicht geneigt wäre, wenigstens ein halbes Jahr zu bleiben und Ewalden bei Redaktion der Gelehrten Zeitung zu unterstützen, wofür er gehörig belohnt werden sollte; außerdem würde sich schon Gelegenheit finden, ihm noch so vielen Nebenverdienst zu verschaffen, daß er für die benöthigte Einnahme gesichert sey. W* nahm den Vorschlag mit Vergnügen an, fand in dem Hause des Baumeisters Weidner (Hambergers Schwiegervater) ein angenehmes Logis mit Aussicht auf die Fahrstraße von Erfurt, und war somit — wie der alte Doktor Heim zu Berlin*) sich gern auszudrücken pflegte: in seinem Gott vergnügt. Seine Freunde und Bekannte freuten sich seines Entschlusses, besonders Reichard, Herausgeber des «Gothaischen Theater-Kalenders» u. s. w., der ihm sogleich ein

*) M. s. "Leben des kön. preuß. Geh. Rathes rc. Dr. Ernst Ludwig Heim." 2 Theile, 8. Leipzig 1835 an sehr vielen Stellen.

Freibillet für das ganze eben jetzt beginnende Theaterjahr zustellte, auch die Erlaubniß verschaffte, an jedem Sonntag Abends dem Concert bei Hof beiwohnen zu dürfen. Außerdem konnte er sich Zutritt in manchen Familien, die ihn schon früher bei sich aufgenommen hatten, und manch anders Vergnügen versprechen.

Der gute Ewald, der sich neben seiner kleinen juristischen Praxis bisher nur mit angenehmen literarischen Gegenständen beschäftigte, hatte eben damals aus bloßer Gefälligkeit für Ettinger eine sehr betrübte Arbeit übernommen, weßhalb er bei der Gelehrten Zeitung einer Unterstützung bedurfte. Ein gewisser Baron von Weihrottern, früher Major in österreichischen Diensten, nun im Ruhestand zu Gotha privatisirend, hatte ein Buch «über die Pferd-Arzneikunde» geschrieben, das Kenner vom Fach gut sprachen und Ettingern zum Verlag riethen. Die Schreibart aber war so lästerlich-undeutsch, daß allgemein die Meinung herrschte: kein Mensch werde es lesen, viel weniger kaufen *), wenn nicht

*) Zu jener Zeit nannte man in Oesterreich und Bayern das bessere Deutsch "lutherisch-deutsch" und hatte Abscheu dafür, obwohl zu Wien Denis, Sonnenfels ꝛc. und in München Braun

Jemand sich darüber erbarme, es aus der Barbarei erlöse und ihm einen ordentlichen deutschen Rock anziehe, damit es in gewohnter Gestalt sich vor andern ehrlichen Leuten dürfe sehen lassen *). Diesen Augias-Stall zu reinigen, entschloß sich Märtyrer Ewald. — W* ließ sich zur besagten Aushülfe sehr willig finden und war es auch Ettingern schuldig, der nicht nur besonders Vertrauen zu ihm hatte, sondern auch seinen geheimen Wünschen so unerwartet entgegen gekommen war. Glücklicherweise irrte sich derselbe in ihm nicht, denn alles, was W* zu Gotha drucken ließ und Ettinger verlegte, fand guten Abgang, wie der Letztere freimüthig gestanden hatte.

Die erste Arbeit, welche W* zu Gotha vollendete und dem Druck übergab, war das Schauspiel mit Gesang «Ehrlichkeit und Liebe.» Eine Merkwürdigkeit hängt an diesem ersten theatralischen Versuch, nämlich, daß die in der Folge so berühmt gewordene Schauspielerin, Madame Händel-Schütz (geb. Henriette Schüler) zum er-

---

u. a. längst offenbar besser, als z. B. Herr von Kreitmaier und Dr. Scherer, der Verf. des "geistlichen Hosentragers" geschrieben hatten.

*) Es erschien unter dem Titel "Veterinarius rc." 1779.

stenmal darin in der Rolle des ältern Knaben die Bühne betrat, und schon jetzt, wie später «im Edelknaben» Spuren ihres großen mimischen Talents bemerken ließ, auch daß ihr der Verfasser selbst diese ihre erste Rolle eingelernt hatte *).

Diesem Schauspiel folgte der Roman: «Schildheim, eine deutsche Geschichte in zwei Bänden» (1779). Seinen Namen hatte der Verfasser geheim gehalten gewollt, weil er gern als verborgener Zuschauer vernommen hätte, was man von dem Produkt urtheile. Noch war — namentlich in der weiblichen Welt — der Beifall nicht verklungen, den der allberühmte «Siegwart» sich erworben hatte und selbst durch den dickleibigen, langweiligen «Karl von Burgheim» des nämlichen Verfassers, nichts weniger als in die Vergessenheit gerathen; darum durfte dem zweiten kaum als Autor aufgetretenen jungen Schwaben, der sich schon so bald auf diese schlüpfrige Bahn wagte, schon ein wenig bange seyn; aber sein in

) Nur im "deutschen Unterhaltungsblatt", I. Jahrgang, Nürnberg 1816. Nro. 22 liest man diese theatralische Anekdote umständlich, sonst hat — selbst kein damaliges Theater Journal — W die verdiente Ehre erzeigt, ihrer zu erwähnen, ohngeachtet sie kein Geheimniß gewesen ist.

manchen Dingen gar zu dienstfertiger Freund Reichard verrieth das Geheimniß nur zu bald an den Kriegsrath Bertram zu Berlin, der die dortige «Literatur- und Theater-Zeitung» herausgab. Und so wußte, ehe noch ein Bogen davon gedruckt ward, Jedermann, der es wissen wollte, schon beinahe ein halbes Jahr voraus, wer der Verfasser eines Romans sey, der besagten Titel führe, und nächste Ostern zu Gotha erscheinen werde.

Diese Vorschnelle verdroß W* um so mehr, als R* von seiner Arbeit bis jetzt kein Blatt gelesen hatte, ja sogar nicht einmal die Tendenz des Ganzen überhaupt wußte. Darum konnte er auch nicht sagen, wie das Kindlein gerathen werde, das er jedoch — wiewohl ganz gutmüthig — that. Vielleicht hätte W* dennoch die Sache ungeahndet vorbeigehen lassen; aber Gotter, der Reichards guter Freund nie gewesen war, goß das ihm nöthig scheinende Quantum Oel ins Feuer und W* schickte ein fulminantes Schreiben an Bertram, auch forderte er sogar dessen Abdruck in der «Theater Zeitung.» Bertram legte es stillschweigend zurück und — that sehr wohl daran. Reichard mußte indessen doch davon gehört haben, denn er ließ sichs ansehen, und hätte er sich zurückgezogen,

wer hätte es ihm verübeln wollen? W* hätte es beinahe verdient; aber R* gestand glücklicherweise selbst, er hätte jene Anzeige unterlassen können. Damit war die Sache abgethan.

Schon jetzt in seinem 22sten Jahr einen Roman zu schreiben, war indessen kein Gedanke, auf den W* selbst gefallen wäre, und so oft Ettinger sein Ansuchen erneuerte, ihm ein solches Produkt zu liefern, erwiederte er immer: «Die Flügel müssen mir erst noch besser wachsen.» Der freundschaftlich gesinnte Buchhändler ward immer dringender, und der junge Dichter gab endlich in so weit nach, daß er versprach, einen Versuch zu machen. Die erste und Hauptbedingung, die er sich machte, war: «Der Held sollte nicht — wie damals Mode war — für die Liebe blos leidend, sondern sowohl für sie, als andere moralische Zwecke, thätig seyn; nicht müßig in den Mond schauen, und bei Erblickung eines Vergißmeinnichts in Entzücken dahin schmelzen, sondern ein Jüngling werden voll glühenden Eifers für alles Gute, Wahre und Schöne, für Wissenschaft und Freundschaft höherer Art. Er sollte durch eigene Erfahrung überzeugt werden, daß warmes und sich mittheilendes Gefühl nicht immer das Glück des Erdenbürgers mache, sondern auch manches Leiden be-

reite. Endlich sollte derselbe aus gar zu rücksichtslosem Vertrauen auf die Menschen oft anstoßen, Fehler begehen und zu seinem Nachtheile gemißbraucht werden; endlich aber — reicher an Erfahrung und Menschenkenntniß — als gemeinnütziger und thätiger Mann seine Laufbahn beschließen» *). Eigentlich sollte es mehr eine Lebensgeschichte als ein Roman, mit Abentheuern zu Wasser und zu Land, werden. Die Arbeit ging übrigens frisch weg, und W* erfuhr, es sey Wahrheit, was der Engländer Dr. Burney im zweiten Theil seiner «musikalischen Reisen» sagt: «Die Noth vermehrt oft unsere Vermögenskräfte, und zwingt uns, nicht nur etwas zu machen, wozu wir uns zuvor unfähig gehalten hätten, sondern auch sogar es auf eine weit geschwindere und bessere Art zu machen, als wenn wir dabei mit Muße und Bequemlichkeit zu Werk gegangen wären.» Diese Noth war auch in Wahrheit vorhanden. Durch

*) In einem dritten Bande würde das geschehen seyn, aber der Verfasser fing zu spät an, an demselben zu arbeiten. Indessen trat ein neuer Geschmack im Fach der Romane ein; er glaubte mit dem Schluß des seinigen nach vielleicht zehn verflossenen Jahren zu spät zu kommen und ließ ihn liegen, ohne daran zu denken, ihn der Presse zu übergeben.

kleinere Arbeiten sah W* wohl ein, möchte seine Einnahme nicht gar glänzend werden, und ein größeres literarisches Werk zu unternehmen, dazu war er nicht genug vorbereitet, auch würde der Zeitraum von ohngefähr Einem Jahr immer zu beschränkt gewesen seyn. Er mußte also etwas wählen, wo er besser zu Hause war. Die ergiebigste Quelle entsprang in seinem eigenen Kopf und Herzen; die Materialien lieferten ihm Erfahrung und selbst erlebte Schicksale. So, wie der Held seiner Geschichte, hatte er selbst oft genug gehandelt, aber — gleichwie jener — gewöhnlich dafür gebüßt. So warm hing er selbst an seinen Freunden — seinen Mädchen, und auch das machte ihm böse Stunden. So liebte Er wissenschaftliches Treiben und strebte zu jeder Zeit nach dem Höhern und Bessern.

Seine entfernten verständigen Freunde waren mit dem ersten Bande des «Schildheim» nicht ganz zufrieden, und schrieben ihm das mit ihrer gewöhnlichen Offenheit; besser mit dem zweiten, in welchem sie einige einzelne Parthieen für sehr gelungen erklärten und überhaupt das Urtheil fällten: ihr Freund habe sich dieses Produktes nicht zu schämen. Selbst die damals den Schriftstellern so furchtbare Allgemeine Deutsche Bibliothek

hielt mildes Gericht über das Werk eines Anfängers, und der gute Absatz desselben beurkundete die gute Aufnahme von Seiten des lesenden Publikums.

Außer den Beiträgen zu Reichards mehrern Journalen ließ W* auch das erste Bändchen der «Beiträge zur Weisheit und Menschenkenntniß» drucken, die nach und nach zu sechs Bändchen anwuchsen, — bearbeitete das alte Lustspiel von Krüger: «Die Kandidaten» für das Hoftheater *), deßgleichen das Trauerspiel: «Les Barmecides» von de la Harpe **) und endlich eine «Unpartheiische Geschichte des Gothaischen Hoftheaters», wozu ihm der Schauspieler Meyer die Materialien geliefert hatte. Es fand sich zwar zum Letztern sogleich ein gewisser Binder zu Mannheim als Verleger, aber W* hatte die Unvorsichtigkeit begangen, die Handschrift einem dortigen Schauspieler zu vertrauen, der das Honorar für sich behielt und dem Verfasser nicht einmal ein Freiexemplar zuschickte, das er sich um eigenes Geld verschaffen mußte.

---

*) Gedruckt unter dem Titel: Weiberkanäle die besten Kanäle, in Mylius Komischen Theater der Deutschen. 1 Bd. 8. Berlin 1780.

**) Probe-Scenen im «Theaterjournal für Deutschland» von Reichard.

Für das Weiterkommen in Rechtskenntnissen geschah freilich zu Gotha nicht viel, und das Einzige war, daß W* die Kollegien repetirte, deren nachgeschriebene Hefte er bei sich hatte; aber im Schönwissenschaftlichen, in der Musik und Geschmacksbildung überhaupt, schritt er vorwärts. Er übte sich auch in der Komposition, doch ging seine Kunst damals nicht weiter, als etwa auf ein Lied mit Klavierbegleitung. Als er daher die Arie von Eschenburg «Wohlthat des Lebens» für die Sängerin Sophie Preusing setzte und sie von derselben im Concert vorgetragen zu hören wünschte, mußte er einen jungen Musiker, Namens Hattasch *), solche mit 2 Violinen und Flöten zu begleiten bitten. Eine Partitur zu schreiben verstand er damals noch nicht, und lernte es erst, nachdem er deren mehrere gelesen hatte.

Außer diesen wissenschaftlichen und Kunstfortschritten gelang es ihm auch, sich etwas mehr

---

*) Sein damals schon gestorbener Vater war Concertmeister am gothaischen Hof, seine Mutter erste Sopranistin, eine Schwester des Kapellmeisters Georg Benda, die den jungen Freund ihres Sohnes an manchen Winterabenden durch Anekdoten aus dem Leben ihres berühmten Bruders zu unterhalten die Gefälligkeit hatte.

äußerliche Politur und Lebensklugheit zu erwerben, worin er ziemlich zurück war. Der Student bekümmert sich bekanntermaßen um eine solche Politur sehr wenig, sie heißt ihm vielmehr Zwang, Affektation, Pedanterei, und er handelt nur nach eigenem Belieben, worin ihn auch Niemand stört, so lang er nur nicht beleidigt, oder mit seinen Eigenheiten Jemand lästig fällt. Und was vollends den Umgang mit der feinern Welt betrifft, so besteht der des Studenten in der Regel fast ganz mit seines Gleichen, bei welchen er sich zu geniren nicht nöthig hat. — W* war in seinen Knaben- und ersten Jünglingsjahren nur von Menschen umgeben, von welchen er voraussetzen durfte, daß sie es gut mit ihm meinten, und daher waren Mißtrauen, oder Glaube, daß man anders reden könne, als man denke, seinem truglosen Herzen ganz unbekannte Dinge. Streng angehalten, immer die Wahrheit zu sagen, — denn jede vorsätzliche Lüge wäre empfindlich geahndet worden — ward ihm das zur andern Natur, und von längst gewohnter Aufrichtigkeit irrte er nicht leicht ab. Im Zirkel seiner Ulmer Freunde durfte er nach gewohnter Weise sich fortbewegen, denn auch da war Offenheit an der Tagesordnung. Abele war gerad und bieder, manchesmal bis zur Derbheit;

die Uebrigen, mit welchen er in der ersten Hälfte seiner akademischen Zeit umging, ebenfalls meistens ehrliche Schwaben, und endlich Günther, der Niedersachse, war zu herzlich an ihn geschlossen, als daß er etwas Nachtheiliges hätte erwarten dürfen. Hatte er auch, durch seine historischen Studien geleitet, wahrgenommen, daß es in der wirklichen Welt nicht so patriarchalisch zugehe, als in der poetischen, so schien er doch noch immer zu glauben, als sey Vorsicht und Zurückhaltung nur in der großen Hof- und Staatswelt, nicht aber auch in bürgerlichen Zirkeln nothwendig; daher traute er jedem, der ihn freundlich ansprach, gab sich mit Zutrauen hin, und bemerkte nur zu oft, daß er sich in Dem und Jenem sehr geirrt habe *).

Eine andere Welt, als die weiland kleine Geburtsstadt, dann die Gymnasien- und Universitäts-

*) So sagt sein Biograph von dem schon einmal angeführten Dr. Heim (zu Berlin): "Seine Worte wurden nicht abgewogen, wie sie in Scherz oder Ernst aus dem Kopf und dem Herzen kamen, ließ er sie über die Lippen fliegen, und wunderte sich zuweilen, wenn im Kreise der Seinen davon erzählt wurde, was er da und dort gesagt und wie er wohl Anstoß gegeben haben könnte."

orte, that sich in der — eben auch nicht großen — Residenzstadt Gotha auf. Hier war es freilich nicht, wie damals im Lande Schwaben *), weit und breit wegen der dort herrschenden Aufrichtigkeit gerühmt. Der Neuling merkte bald, daß man einander ins Gesicht große Artigkeiten sage, sich beim Kommen und Gehen, auch «zur gesegneten Mahlzeit» brüderlich und schwesterlich küsse, aber — nur weil die einmal eingeführte Etiquette es so fordere, denn bei andern Anlässen hörte er wieder Stimmen, die mit jenen Gebräuchen wenig harmonirten. Er, der alles buchstäblich nahm, was er z. B. von Tugend und Freundschaft gelesen oder gehört hatte, wunderte sich nicht wenig, daß es im gemeinen Leben so oft daran fehle. Ließ er seine Verwunderung darüber merken, so erwiederte man ihm mit mitleidigem Lächeln: «ob er erst heute auf die Welt komme?» Verirrungen auf dem Pfade der Liebe konnte er sich wohl denken, aber er glaubte, daß sie nur von Personen ohne anständige Bildung, besonders nur von Unverehlichten, statt finden konnten; da bekam er

*) Nun ists auch viel anders geworden und Viele lieben ebenfalls das Scheinen mehr, als das Seyn.

aber ein langes Kapitel darüber zu hören: «Ob er denn glaube, daß das weibliche Geschlecht nicht eben sowohl Begierden habe, als das männliche? ob bei Befriedigung derselben wohl der Unterschied der Stände in Betracht kommen könne? — ob er davon keinen Begriff habe, wie stark die Macht der Schmeichelei auf jedes weibliche Herz wirke? u. s. w. Er sollte es, meinte man, nur einmal versuchen, er werde bald erfahren, ob er unerhört bleibe.» — Er wollte aber diese Erfahrung nicht machen, und glaubte, man wolle ihn blos mystificiren, um dann, wenn der Versuch fehlschlüge, ihn zum allgemeinen Gelächter machen zu können. So ging er aus dem Kampf mit der Sinnlichkeit siegend, vielleicht nicht mehr aus moralischen Grundsätzen, als weil er fürchtete, es sey nur allein darauf abgesehen, ihn lächerlich zu machen.

Die heillose Kunst, jeden, den er wollte, lächerlich zu machen, verstand Niemand besser und übte sie erfolgreicher aus, als der Schauspieler J**. Er besaß das seltene Talent, alle Welt bis auf die kleinsten Nüancen zu kopiren, so daß jeder ganz kenntlich war, den er von der Bühne herab Preis geben wollte. Jeder etwas ausgezeichneten Person gab er einen Spitznamen, unter welchem dieselbe selbst Kindern bekannt war. So z. B.

hieß ein gewisser Kammerherr F* «der lange Pfefferkuchenmann» — eine Dame, deren Gemahl eine der ersten Hofchargen bekleidete, die «Fee Vampherlüsch» — B. R. «der Tod» (wegen seines schmalen Aussehens) — ein Frauenzimmer, die um ihren Liebhaber gekommen war, «der verlassene Engel» u. s. w. — W* kam in dieser Hinsicht noch ziemlich gut durch, er hieß Romeo, weil er von der Aufführung der Oper «Romeo und Julie» zu Hamburg mit Enthusiasmus, vielleicht aber zu oft, gesprochen hatte. Solchen Muthwillen hätte man vielleicht übersehen, vielleicht weil man dazu durch den Beifall, den man demselben weihte, großen Anlaß gab; aber der junge Mensch wurde von Zeit zu Zeit kecker und unverschämter, und unterließ es weder auf der Bühne, noch in Gesellschaft, jeden lächerlich zu machen, der nur entfernt das Unglück hatte, dazu Gelegenheit zu geben *). Manche

*) Einmal traf er auf offener Straße den B. R. an und hatte die Frechheit, ihm aus der Oper: "Der Dorfjahrmarkt» ins Gesicht zu singen:

Ich sah dem feindlichen Geschwader
Ich sah dem Tod ins Angesicht.

Da nun Jedermann wußte, daß er den Vorübergehenden "den Tod» nannte, so entstand das tol-

rechtliche Männer und Frauen waren schon entschlossen, ihn durch ihre Domestiken einmal tüchtig durchprügeln zu lassen, aber sie fürchteten seine böse Zunge. Selbst sein athletischer Kunstgenosse Schüler, der wegen einer durch ihn erlittenen Beleidigung ihm «weiter nichts» zu thun drohte, als «einen Arm entzwei zu brechen», ließ sich zur Milde umstimmen. Doch blieb die Strafe nicht ganz aus, nur wird man schwerlich errathen, wer sich an die Bändigung dieses Löwen gewagt habe. Das war kein Anderer, als der sonst mit allen Menschen in Ruhe und Frieden lebende W*. Dieser ermahnte J** öfters, seiner Verspottungssucht Grenzen zu setzen, damit nicht, wenn es zu spät wäre, es ihn gereuen möchte. Zwar versprach dieser mit Mund und Hand, den Rath zu befolgen, aber er hielt es nicht. Da erschien im ersten Bande des Schildheim die Schilderung eines bösen Buben, der sich herausnehme, wie ein kläffender Spitz jedem Vorübergehenden in die Beine zu fahren, in welchem Bilde man allgemein J** erkennen wollte. Gotter schlug sich ins Mittel, Ruhe herzustellen versprechend, und W* gab sein

---

leste Gelächter, das R* nicht wenig in Verlegenheit setzen mußte.

Wort, im zweiten Bande seines Romans der besagten Schilderung eine solche Wendung zu geben, daß die geäusserte Meinung, daß Jemand speciell gemeint sey, zuverläßig verstummen werde, woferne der im Verdacht stehende von nun an sich schuldlos gegen ihn benehme. J** versprach es und die Sache schien abgethan. Indessen stand es nur wenige Tage an, so zog ein neues Gewitter auf.

Zwei damals berühmte Schriftsteller, Wezel, Verfasser von «Hermann und Ulrike,» und Meißner aus Dresden, allbekannt durch seine «Skizzen» rc. rc., kamen nach Gotha, um sich hier einige Tage aufzuhalten und mit dortigen Gelehrten und Künstlern bekannt zu werden. W*, der gerade einen kleinen Ausflug nach Erfurt gemacht hatte, um sich mit Hofrath Meusel über einige literarische Unternehmungen mündlich zu besprechen, lernte sie nicht kennen, gleichwohl konnte es ihm nichts weniger als gleichgültig seyn, was für eine Idee sie von ihm mit hinwegnehmen würden. Kaum war er zurückgekehrt, so erfuhr er nach Länge und Breite, daß J* wiederholt seine Zusage gebrochen und ihn aufs Lächerlichste darzustellen gesucht habe. Mehrere Befragte bestätigten, was W* bereits wußte, und so ging diesem vollends die Geduld ganz aus. Er ließ Jenen auf

sein Zimmer kommen, warf ihm seine niederträchtige Wortbrüchigkeit und alle ihm so vielfältig erwiesenen Beleidigungen in starken Ausdrücken vor und züchtigte denselben auch thätlich ziemlich empfindlich. Der gegen alles Erwarten so Empfangene ward außerordentlich überrascht, gestand sein Vergehen, und beklagte neuerdings, daß er durch den Beifall schadenfroher Menschen zu solchen Beleidigungen hingerissen worden sey, bat — wie es schien — sehr reumüthig um Verzeihung und versprach Besserung; nur setzte er bei, W* möchte den heutigen Vorgang verschwiegen halten, der es auch zusagte und pünktlich befolgte.

Indessen blieb die Sache doch nicht verschwiegen, und nach Verfluß weniger Tage sprach man bei Hof und in der Stadt von dem seltsamen Abentheuer. Wahrscheinlich ist es, wie aus einigen Spuren erhellen wollte, von J** Freunden selbst (unvollkommen) verbreitet worden, entweder um W* zum Reden zu bringen und ihn somit in Verlegenheit zu setzen, oder es dahin zu leiten, J** auf eine etwas raisonnablere Art durchzuhelfen. In einem bald hernach an W* gekommenen Billet warf ihm J** Wortbrüchigkeit vor und forderte Satisfaktion durch Degen oder Pistolen. W* verlangte Beweis, daß die Verbrei-

tung des Vorfalls, zu dem er durch wiederholt erlittene Beleidigungen gleichsam bei den Haaren gezogen worden sey, von ihm herstamme, und da er nun fast überzeugt wäre, daran ganz unschuldig zu seyn, so sey er auch keine Satisfaktion zu geben schuldig. Würde J* seine lächerliche Provokation nicht zurück nehmen, so würde er ihn zu einem Schritt nöthigen, der für den Provokanten gewiß von weit schlimmern Folgen seyn müßte, als für den Provokaten. Somit beruhte das gedrohte Duell auf sich, und W* hatte Ruhe vor J** Skorpionenstichen. Jedermann gönnte dem Beleidiger Aller die Lauge, womit er gewaschen worden war, und man erhob den Rächer, als ob er der mannhafte Ritter St. Georg wäre, der das Land von einem häßlichen Lindwurm befreit habe. Sogar an der öffentlichen Tafel bei Hof soll ein sehr schönes Fräulein gesagt haben: «Wäre W* gegenwärtig, ich küßte ihn vor eurer aller Augen dafür.»

Die engern Verbindungen, deren sich W* zu Gotha erfreute, bestanden aus dem Schauspieler Meyer *) und dessen Frau, dem Bibliothekar

*) Eben der, welcher auch Schillern die aufrichtigste Freundschaft weihte, wie in dessen "Flucht

Hamberger *) und seiner ersten Frau, dem Pagenhofmeister Dumpf, einem sehr soliden Mann, der besonders als Freimaurer einen großen Ruf hatte, indem man ihn zu den Wissendsten zählte **), dem Buchhändler Ettinger und dem schon genannten Hofadvokaten Ewald. Auch der Schauspieler Schüler, ein Mann von rauher Aussenseite, aber gesundem Innern, und dessen brave Frau schätzten ihn, und er brachte manchen schö-

von Stuttgart nach Mannheim» gerühmt wird. Er war ein geborner Hamburger, hatte die Handlung erlernt, als Commis aber sich so stark in das Billardspiel eingelassen, daß er in Schulden gerieth und seine Zuflucht beim Theater suchen mußte. Er war zwar kein genialer, aber ein sehr brauchbarer Schauspieler, der keine Rolle verdarb. Er starb in Ehre und Achtung als Regisseur des Mannheimer Theaters im Jahr 1783. Seine Frau war aus Stuttgart, also schwäbische Landsmännin.

*) Gebürtig aus Göttingen und Meister seines Fachs. Glücklich fühlte er sich als Bibliothekar zu München, wohin er berufen wurde; aber eine unglückliche Geistesverirrung bemächtigte sich seiner dergestalt, daß er in das Irrenhaus zu Baireuth gebracht werden mußte, wo er in seinen besten Jahren am Schlagfluße starb.

**) Schlichtegrolls Nekrolog des XIX. Jahrhunderts, I. Band.

nen Abend in deren Gesellschaft zu. Diese wakkern Männer und Frauen öffneten zuerst W— s Augen, und warnten ihn, nicht alle, die ihm freundlich thaten, für eben so eifrig ergeben und redlich zu halten, und seine hohen Erwartungen von Menschen etwas herab zu stimmen. Dadurch wurde die jugendliche Unbesonnenheit in die nöthigen Grenzen gewiesen, romantische Ideen in ihrer Nacktheit dargestellt, und gelernt, daß die goldene Zeit der Dichter und das patriarchalische Leben der Geßnerschen Hirten ein — lieblicher Traum sey, aber in der Wirklichkeit nie bestanden habe, noch jemals bestehen werde.

Und die Liebe? — Sollte diese dem jungen Theater- und Romanendichter fremd geblieben seyn? — O nein! vielmehr hätte sie beinahe seinem Schicksal eine andere Wendung gegeben, die für sein ganzes Leben entscheidend gewesen wäre. Die geistig und körperlich interessante junge Sängerin Sophie Preusing, die sich auch als Actriçe von Woche zu Woche vortheilhafter auszeichnete, nahm ihn sehr ein. Seine Leidenschaft für sie stieg mit jedem Tag; er liebte das Mädchen mit wahrer Schwärmerei, und wünschte in allem Ernste, daß sie seine Gattin werden möchte. Die Gelegenheit, zu erfahren, ob er dazu Hoffnung haben

könnte, führte der fürstliche Entschluß, das Theater nach Umfluß von sechs Monaten aufzuheben, herbei, denn um seinen künftigen Lebensplan entwerfen zu können, mußte W* wissen, wie er mit der Geliebten daran sey. Wie es ihm aber schon zweimal gegangen war, so ging es ihm hier zum drittenmale, denn auch diese Dulcimene war klüger, als Er. Auch sie hatte bereits Erfahrungen gemacht, die einer neuen ähnlichen Verbindung nicht günstig waren. Als die Aufhebung des Theaters bestimmt war, kam W* auf den bizarren Gedanken, der geliebten Freundin seine Hand anzubieten, allen bürgerlichen Verhältnissen zu entsagen und mit ihr beim deutschen Theater zu Berlin Unterkommen zu suchen, wo er — wenn auch nicht als Schauspieler — doch durch seine schönwissenschaftlichen und musikalischen Kenntnisse Unterhalt zu finden glaubte. Aber Sophie war diesem Luftprojekt nicht hold. Sie erklärte vielmehr, daß sie längst vom Theater würde abgegangen seyn, wenn sie nicht der Frau Herzogin, ihrer besondern Gönnerin wegen, geblieben wäre. Da ihr nun der Antrag gemacht worden sey, ferner als Sängerin in der fürstlichen Kapelle zu verharren und zwar mit Zulage ihres bisherigen Ge-

haltes *), so habe sie dieß bereits dankbar angenommen.

Gegen den Herbst 1779 that Ettinger W* den Vorschlag, in seinem Verlag eine Zeitung, politischen, literarischen und artistischen Inhaltes, ungefähr wie die ehemalige Schubartsche Deutsche Chronik, heraus zu geben, und bezeugte sich geneigt, mit ihm darüber einen förmlichen Vertrag auf einige Jahre zu schließen. W* hatte nicht wenig Lust, auf den Vorschlag einzugehen, um so mehr, als er auf diese Art auch seine Absicht auf den Besitz der Geliebten zu erreichen hoffte **);

*) Das Ganze zusammen betrug, so viel man hörte, sechshundert Thaler. Das war freilich ein Anderes als jetzt! Sophie gehörte damals zu den berühmtesten deutschen Sängerinnen und bekam für ein ganzes Jahr 600 Thlr. Gehalt, indessen sie heut zu Tage Tausende für eine einzige Arie fordern und selbst auf Provinzialtheatern unter wenigstens 300 Thlrn. für jeden Abend nicht einmal auftreten.

**) Sie verheirathete sich später an den Kammermusikus Scheidler und starb als dessen Wittwe im Jahr 1821 mit Hinterlassung zweier Söhne und zweier Töchter, deren ältere, als Virtuosin auf der Harfe bekannt, mit dem berühmten Kapellmeister und Komponisten Spohr sich ehelich verbunden hatte. Einer der Söhne ward Professor in Jena.

allein eben in dieser Zeit erhielt er ein Schreiben eines nahen Verwandten zu Kaufbeuren mit der Meldung, daß der dortige Hospitalamts=Aktuar sich in so bedenklichen Gesundheitsumständen befinde, daß er schwerlich mehr lange leben dürfte. Er möchte also nicht säumen, wenn es anders seine anderweitig etwa eingegangenen Verbindlichkeiten gestatteten, baldmöglichst zurück zu kehren. Zwar — meinte der Schreiber des Briefs — möchte die ledig werdende Stelle schwerlich mehr als etwa fünfhundert Gulden jährlich, nebst freier Wohnung, abwerfen; indessen sey es wenigstens «etwas Gewisses» und der erste Schritt zu einer vortheilhaftern Anstellung.

Diese für W* eröffnete Aussicht war nicht gerade zu verwerfen, wie auch seine gothaischen Freunde glaubten, und dieß bewog ihn, den Vorschlag anzunehmen. Am 13. September 1779 verließ er also Gotha, — doch nicht, wie er früher Willens war, über Erlangen und Nürnberg, sondern abermals über Frankfurt a. M., denn damals war es ihm noch ausnehmend wichtig, eine neue Theater=Familie kennen zu lernen und sich an der Sonne ihrer Berühmtheit zu wärmen. Dieß wurde ihm noch in den letzten Wochen vor seiner Abreise durch die Familie Brandes (Va=

ter, Mutter, Tochter und Sohn) zu Theil, die auf ihrem Abgang von Dresden nach Mannheim durch Gotha kamen und ihn dringend einluden, sie dort zu besuchen. Einen neuen Anlaß gab der Kapellmeister Benda, der eben damals nach Gotha zurück kam und den Wunsch äusserte, daß W* seinen Sohn Friedrich und dessen Frau (bei der Seilerschen Gesellschaft zu Frankfurt) kennen lernen möchte. Während des Aufenthaltes der Familie Brandes gab man auf dem Hoftheater zu Gotha «Minna von Barnhelm» und das Duodrama «Ariadne auf Naxos.» Madame Brandes spielte in beiden Stücken die Hauptrollen meisterhaft, und ihre Tochter Minna — schon damals sehr gefeierte Sängerin — entzückte ein Hofkonzert durch zwei brillante Bravourarien von Schuster in Dresden.

Zu Frankfurt ward W* genöthigt, einige Tage zu bleiben, weil ihn am Abend vor der Abreise aus Gotha ein beschwerliches Augenübel betroffen hatte, das während der Reise mehr zu- als abnahm. Ruhe, Gebrauch des kalten Wassers und einiges Temperirpulver bewirkten so viel, daß er am 19. September nach Mannheim abreisen konnte, wo er bis in den folgenden Monat Oktober blieb und in der Familie Brandes wie ein

Glied derselben gehalten wurde. Die Stadt, deren Merkwürdigkeiten, z. B. Schloß, Bildergallerie, Naturalienkabinet u. s. w. zu sehen er nicht unterließ, sprach ihn durch ihre Bauart «nach der Schnur» nicht sonderlich an, und er fühlte beinahe, was später der Däne Baggesen schrieb: «Mannheim ist eine Stadt für Todte, nicht für Lebendige. So baut nicht die Natur! Das Leben ist rund, der Tod ist eckig. Rund und gebogen kommen wir zur Welt, steif und eckig scheiden wir wieder dahin. Selbst das einzige Schneidende am Menschen, die Zähne, hat die Natur in einen schönen Halbzirkel gestellt.» — Auch die vielen Nebel, in welche man sich fast täglich eingehüllt sah, konnten ihm nicht wohl gefallen; desto mehr die häuslichen Umgebungen bei Brandes. Der Vater — bekannter als theatralischer Schriftsteller, als von Seiten seiner Schauspielerkunst — war ein sehr gebildeter, biederherziger Mann, voller Enthusiasmus für alles Gute und Schöne, ein eifriger Freimaurer, vertrauter Freund des großen Lessing und einer Menge anderer schöner Geister jener Zeit, aus deren Leben er viel Interessantes zu erzählen wußte, womit er seinen Gast unterhielt. Die Mutter war eine Frau voll Feuer, Geist und Leben.

Sie that mit ihrer Freundschaft ein wenig karg, und darum war W* stolz darauf, daß sie ihm so bald vertrauensvoll entgegen kam. —

Die Tochter Wilhelmine, als «Minna Brandes» schon seit ihren frühen Kinderjahren dem Publikum bekannt und große Hoffnungen versprechend, war ein junges, schönes, talentvolles und gutmüthiges Mädchen *), schätzte den Freund ihrer Eltern aufrichtig, nannte ihn gewöhnlich ihren «guten, lieben Schwaben» und machte ihm durch ihren trefflichen Gesang vieles Vergnügen, wobei er sie am Flügel akkompagnirte. Nur zuweilen, wenn sie aus Caprice (dem Erbübel fast aller Virtuosen und Sängerinnen) nicht singen wollte, so dringend W* auch darum bat, gab es kleine Händel, so daß gewöhnlich die Mutter sich ins Mittel legen und Frieden stiften mußte, der aber noch leichter zu erlangen war durch eine mit

*) Wer sie damals kannte und später aus dem dritten Bande der "Lebensgeschichte ihres Vaters" lernte, wie übel sie nach der Mutter Tod seine Liebe lohnte, mag wohl gefragt haben: "war das möglich?" — Freilich, wer dem dort genannten Musiklehrer H**cke in die Klauen fiel, konnte das Räthsel leicht errathen, denn dieser Mensch war ein mauvais sujet.

Weintrauben, Pfirsichen u. s. w. gefüllte Schale, die man damals für drei bis vier Kreuzer in der Pfalz ganz auserlesen bekommen konnte. War dieses Opfer dargebracht, so war der Ausruf: «guter, lieber Schwabe!» gewiß nicht vergessen, zuweilen wohl auch ein Händedruck gespendet, auch gesungen nach und ohne Noten nach Herzenslust. — Endlich der Sohn Hans war ein grundguter Junge, der aber keine Spur von Kunstsinn an sich wahrnehmen ließ. Er lernte später in Hamburg die Handlung, starb aber noch vor seiner Mutter, der er in seiner Todesstunde bestimmt voraus sagte, nach wie vielen Wochen er sie abholen werde *).

Gearbeitet hatte W* während seines Aufenthaltes zu Mannheim nichts von einiger Bedeutung, und unter den wenigen kleinen Gedichten, die er dort machte, mag ihm wohl das «an Minna Brandes, als Lucinde im Orakel» **) am besten gelungen seyn. Für die Mutter verbesserte er nach ihrem Wunsch die Rolle der Alzire im Voltaireschen Trauerspiele dieses Namens,

*) Ebendaselbst III. S. 191.
**) Wagenseils "auserlesene Gedichte." Nördlingen bei Beck 1819. S. 15. f.

das nach einer schlechten veralteten Uebersetzung eines Gotschedieners (schon 1728 gedruckt) zu Mannheim bereits ausgetheilt war, und worin sie die Hauptrolle zu spielen bestimmt war. Zu einer Uebersetzung des ganzen Stücks blieb ihm bis zur Darstellung zu wenig Zeit.

Zu Tische bei dem Buchhändler Schwan eingeladen, lernte W* hier den bekannten Doktor Jung-Stilling kennen, dem der Frömmler Stolberg bereits öffentliches Lob gespendet hatte, der aber ihn so wenig, als seine pietistische «Geschichte des Herrn von Morgenthau», die um jene Zeit erschien, ansprach.

Lächerlich fiel es W* auf, denn er hatte so etwas zuvor nie gesehen, daß die Mannheimer, wenn sie nur in der Ferne die Kutsche des Kurfürsten Karl Theodor, der gerade dort anwesend war, erblickten, sogleich auf ein Knie niedersanken, um ihre Verehrung gegen ihn auszudrükten, wie der andächtige Katholik der vorbeigetragenen Hostie erweist, die er von Kindheit an für den Leib des Herrn zu halten gewöhnt wird. Ja, sie wollten sogar ihn, den Fremden, bereden, das nämliche zu thun; doch dieser versetzte ihnen: «tiefen Respekt verdiene der Kurfürst allerdings als Landesherr, und den werde er demselben schul-

digermaßen zu aller Zeit erweisen; aber Anbetung auf den Knieen komme nach seiner Ueberzeugung nur dem Herrn und Schöpfer des Himmels und der Erde zu.

Ohne den berühmten Schwetzinger Garten gesehen zu haben, welches zu veranstalten in der Familie Brandes oft besprochen wurde, verließ W* Mannheim und reiste über Stuttgart nach Ulm, wo er nicht nur seinen alten Freund Scheiffele, sondern auch den später geliebten Günther auf einer Durchreise wieder zu sehen hoffen konnte. Mit dem ersten hatte es keinen Anstand, wohl aber mit dem andern. Zwei Tage hatte dieser vergebens gewartet, da er aber endlich fürchtete, W* möchte einen andern Weg genommen haben, oder sonst irgendwo aufgehalten worden seyn, so reiste er nach Augsburg ab, gerade an eben dem Vormittag, als W* zu Ulm ankam. Ein kleines Briefchen nach Augsburg abgelassen, würde alles Mißverständniß gehoben haben; aber unbegreiflicherweise unterließ es W*, der doch sonst so leicht Briefe schrieb, denn er hoffte, Günther habe zu Augsburg so vieles zu sehen, daß sie beide sich dort nothwendig antreffen müßten. In diesem Glauben blieb er drei Tage zu Ulm und versäumte darüber den Freund in

Augsburg, der — sonderbar — wieder am nämlichen Morgen diese Stadt verließ, an dessen Mittag der andere dort eintraf, der Jenen nun nie wieder sah.

Den längern Aufenthalt W—s zu Ulm verursachte Scheiffele's und einiger andern Bekannten Musikliebhaberei, die von ihm die mitgebrachten — ihnen ganz neuen Bendaischen Melodramen und Opern zu hören wünschten, welches er gerne bewilligte; dann trat ein Zufall ein, an den man früher nicht gedacht hatte. In einer dieser musikalischen Abendunterhaltungen traf ganz unerwartet auch die vormals unter dem Namen Fanny besungene Geliebte ein. Alte Gefühle wachten wieder auf, ja — besonders von Seiten der Schönen sichtbar stärker, als sonst, so daß wenig fehlte, es wäre zwischen beiden zu Erklärungen gekommen, die vielleicht auf das ganze Leben Einfluß gehabt hätten. Indessen ging W* doch nicht weiter, als daß er seine Hoffnungen mit den Worten schloß: »wenn seine künftigen Schicksale, deren Enthüllung er entgegen ginge, keinen andern Gang nähmen.« Sie hatten indeß diesen wirklich genommen. Fanny heirathete einen Dorfgeistlichen und W* fand — freilich erst nach acht Jahren — eine Gattin, mit der er bei-

nahe dreiundvierzig Jahre lang in beneidenswerther Zufriedenheit lebte.

Nach einem Aufenthalt von etlichen Tagen bei seiner in Augsburg verehelichten Schwester wurde er nach Kaufbeuren abgeholt, wo er am Abend des 28. Oktobers 1779 ankam, und im väterlichen Hause abstieg.

Druckfehler im zweiten Bande.

Seite	40	Zeile	4	«Stepfinger» l. m. Steffinger.
»	57	»	13	«Merza» l. m. Merze.
»	73	»	6	v. u. statt «ein» l. m. ab.
»	98	»	5	» » «getobt» l. m. gelobt.
»	102	»	6	» » «Petro» » » Pedro.
»	112	»	8	» » nach «vornehm» l. m. dachte.
»	135	»	9	» » ist aus Versehen unter Nro. 56 eingerückt worden, was schon im ersten Band Seite 92 etwas anders erzählt vorkommt. In gedachtem ersten Band ist auch S. 184 die Jahrzahl 1818 in 1718 zu verwandeln.
»	174	»	9	» » «konnte» l. m. könnte.
»	189	»	4	» » «Bekenntniß» l. m. Kenntnisse.
»	193	»	2	» » «der» l. m. die.
»	206	»	13	v. o. «seinem» l. m. seinen.
»	261	»	2	» » «mißfiel» » » gefiel.
»	286	»	3	» » «zugestehen» l. m. zustehen.
»	302	»	3	» » nach «möglich» fehlt zu sprechen.
»	»	»	8	» » vor «aufs» setze man: ich.
»	310	»	5	» » «mir» l. m. euch.
»	341	»	14	» » «Zinzendorf» l. m. Zinnendorf und eben so in der Anmerkung unten S. 343.
»	366	»	3	» » «nie» l. m. ein.
»	372	»	2	der Anmerkung «Dr. Scherer» l. m. Pater Scherer.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagenseil, Christian Jakob,

Unterhaltungsbuch für Freunde der Geschichte und Literatur

Bd.: 2

Nürnberg (1838)

H.misc. 315 c-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739517-9